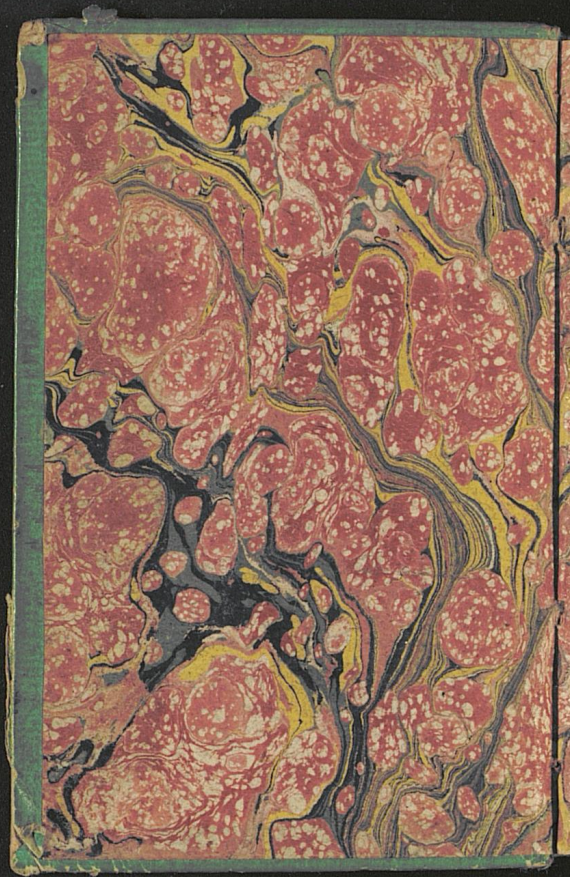
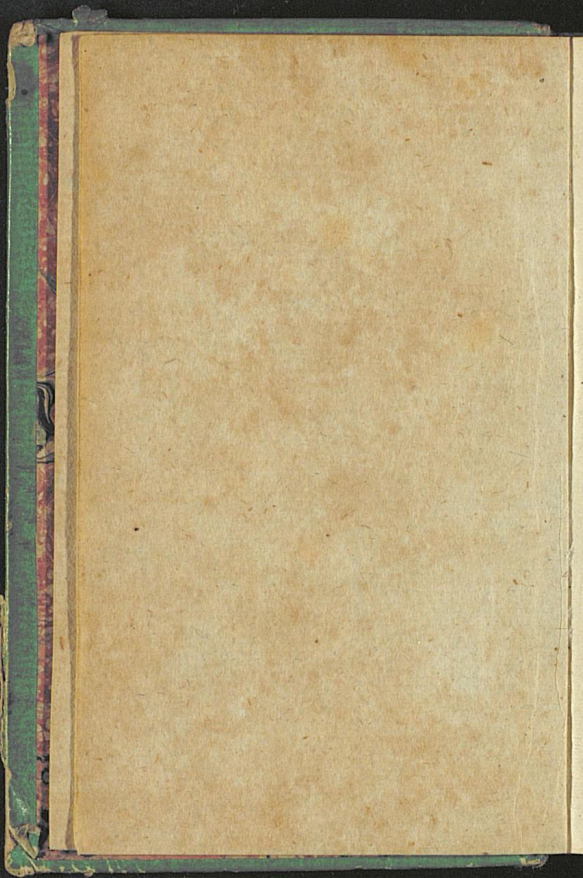


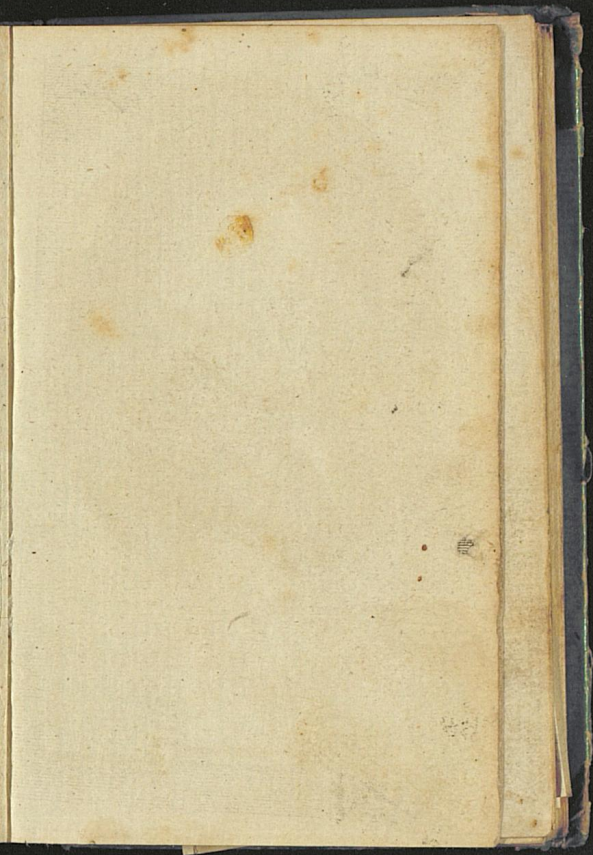
H. H. W.
508





En



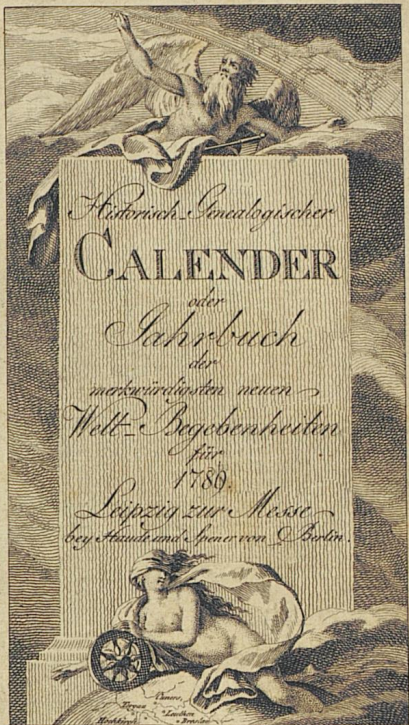




FRIEDERICH DER ZWEYTE

KOENIG VON PREUSSEN

GEB. D. 24 JAN. 1712. GEST. D. 17 AUG. 1796.



Historisch-Genealogischer
CALENDER

oder
Jahrbuch
der
merkwürdigsten neuen
Welt-Begebenheiten
für
1780.

Leipzig zur Messe
bey Haude und Spener von Berlin.



Handwritten number: 508

Handwritten numbers: 2
6



Handwritten number: 34-2243



*die Sächsische Armée, ergiebt sich dem
König zu Kriegsgefangenen, im Lager
bey Pirna, am 17. October 1756.*

1774

1774

1774

1774



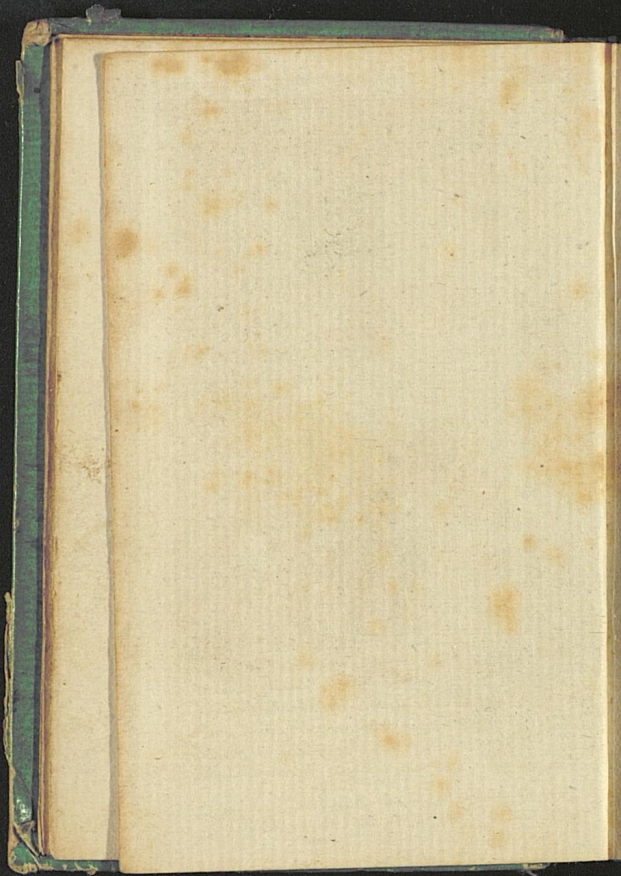


*Schwerins Heldentod in der Schlacht bey
Prag am 6. May 1757.*



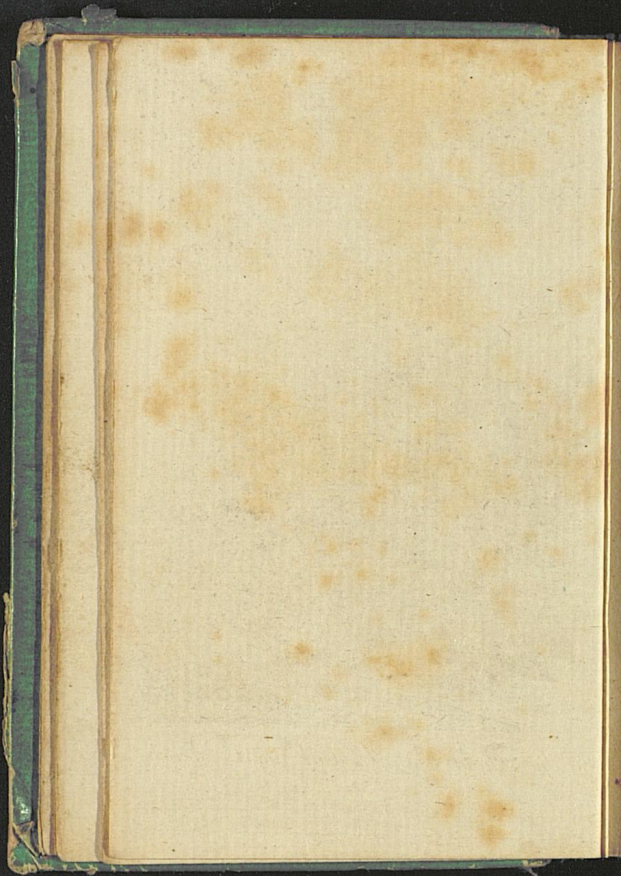


Abfertigung des Doctor April, als derselbe dem K.
Preuss. Gesandten zu Regensburg, Freyherrn von
Plotto, die Kaiserliche Reichs - Acht notificirte.





die Flucht bey Posbach, am 5. Novemb.
1757.

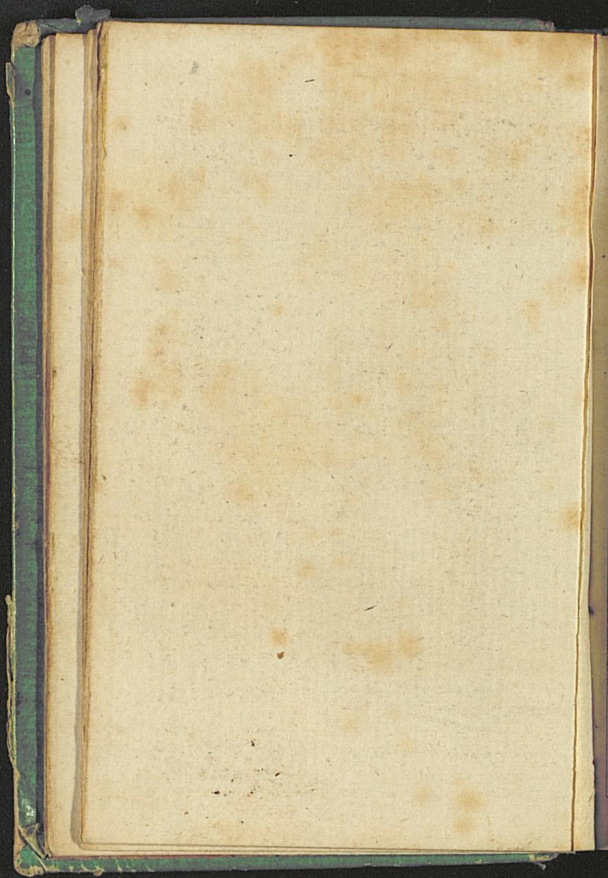




*der König, im Winterquartier, besucht, in Leipzig,
den in der Schlacht bey Rossbach verwun-
deten Französischen General Custine.*

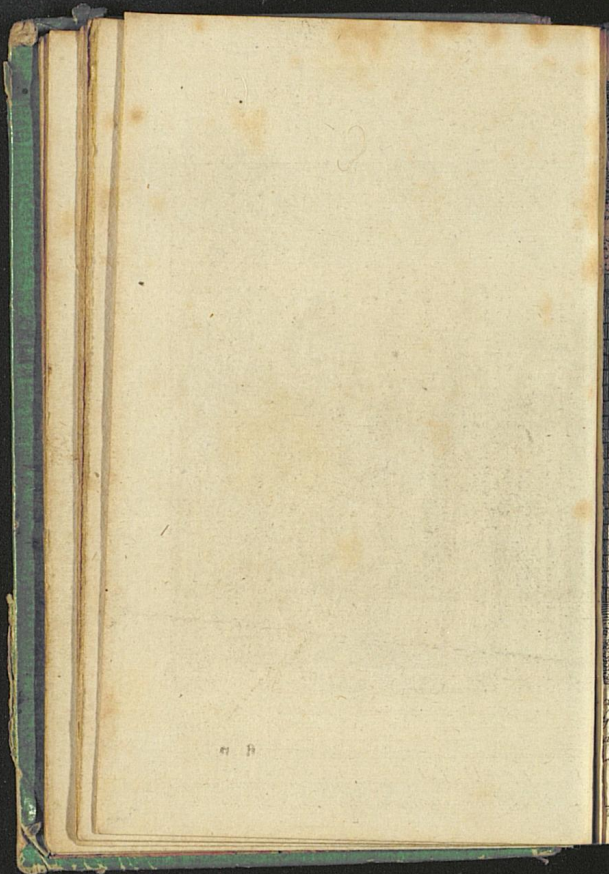
D. C. H. del.

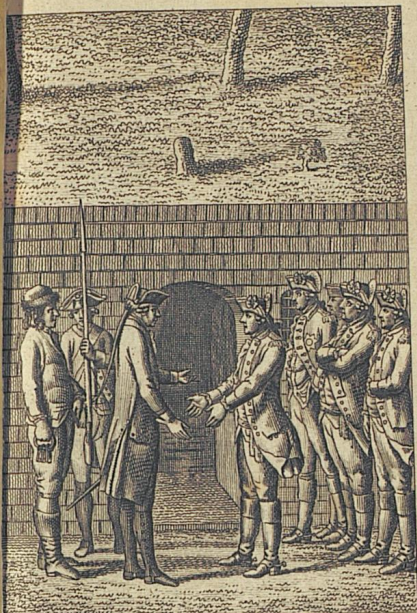
E. H. sc.





die in der Schlacht bey Zorndorff zu Gefangenen gemacht Russen werden in Berlin emgebracht.

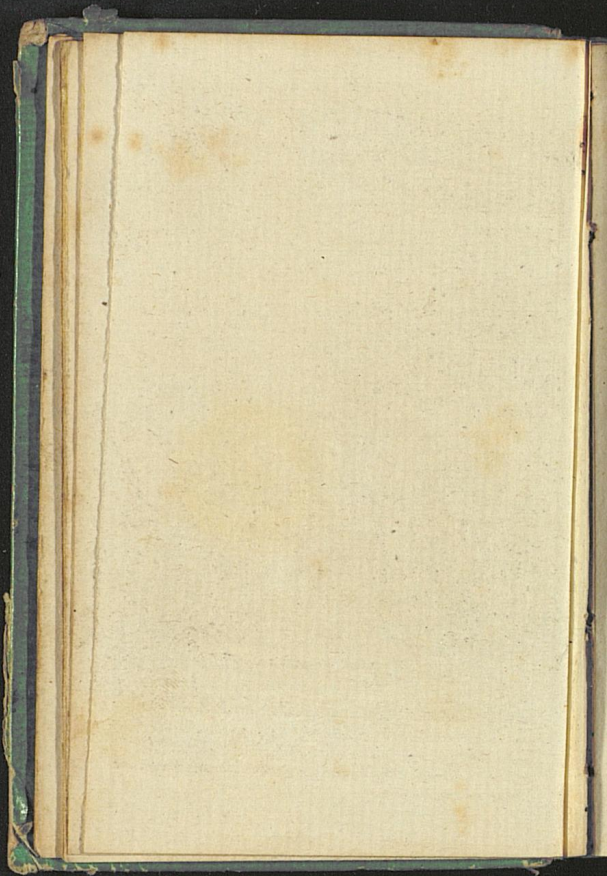




Der in der Schlacht bey Zornsdorff gefangenen Rußischen
Generalität werden wegen Einäscherung der Stadt Custrin
auf des Königs Befehl die Casematten der Festung zum
Quartier angewiesen .

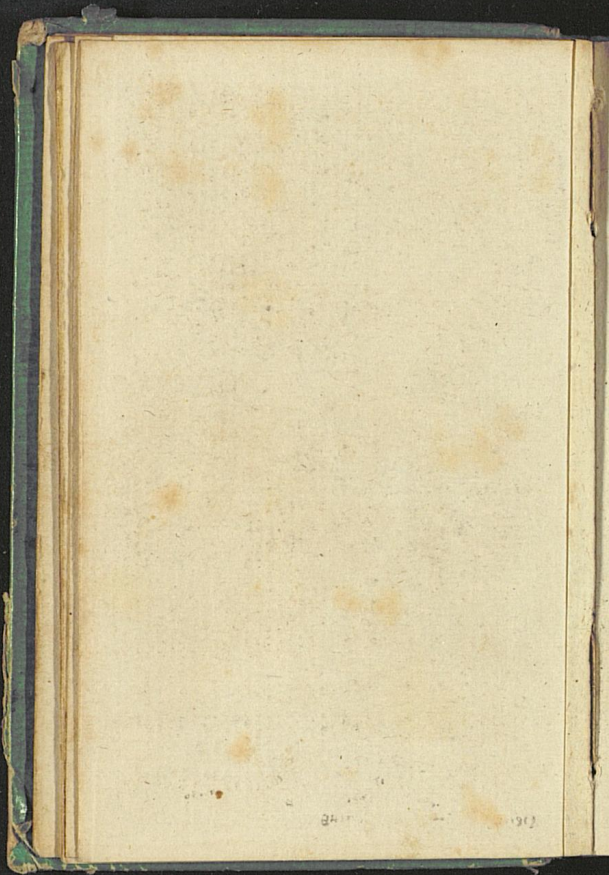
Chodowiecki, del.

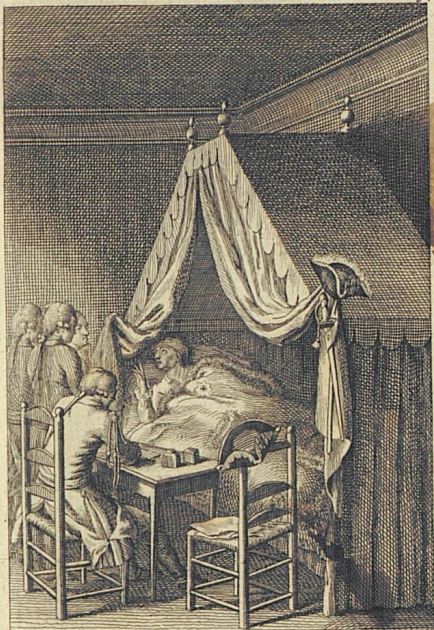
2. Kupfstich von J. S.



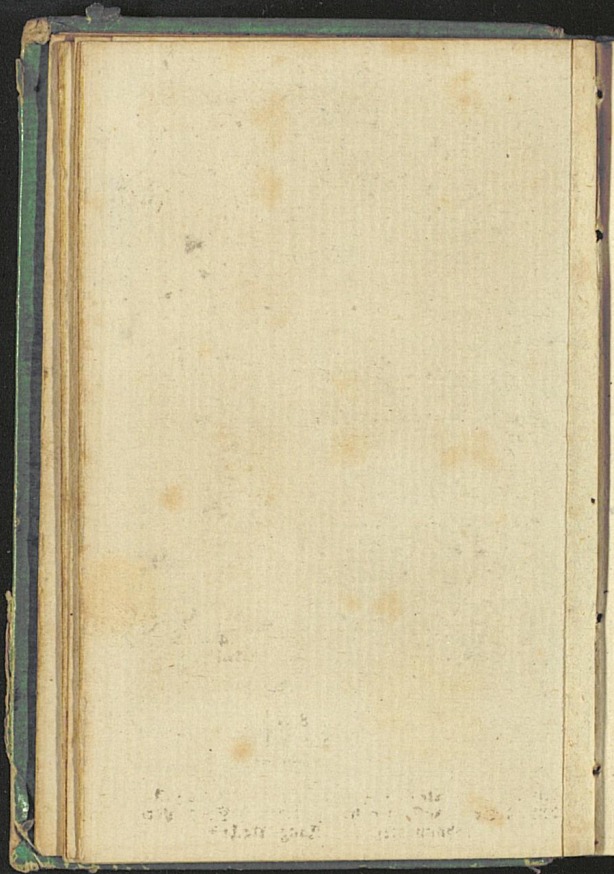


*Wundergleiche Erhaltung des Königs in
der Schlacht bey Cunersdorf am 12. August
1759.*



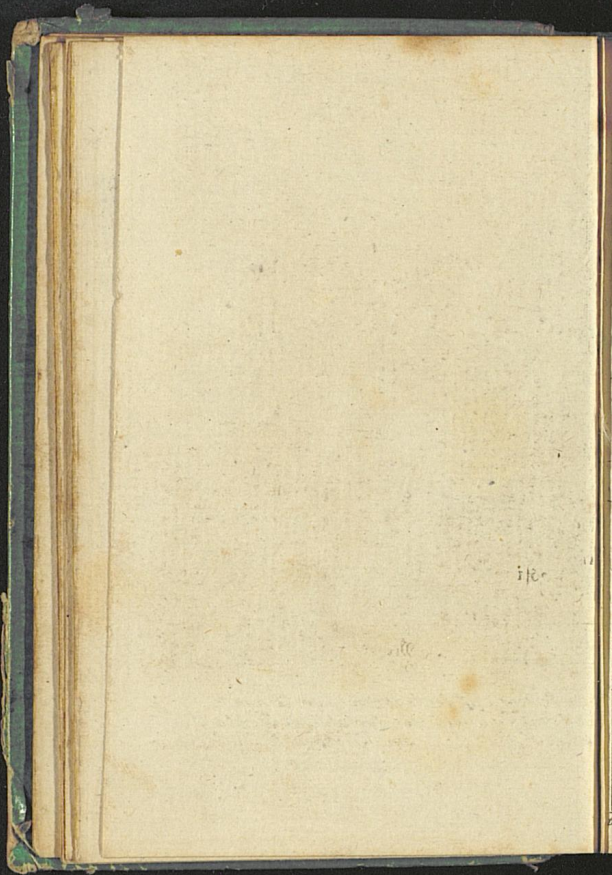


*der König, im Cantonirungs-Quartier zu Köben
an der Oder, am Podagra Kranck, dictiert, vor der
versamleten Generalität, seine Ordres zur Distribution
der Armée, im October 1759.*



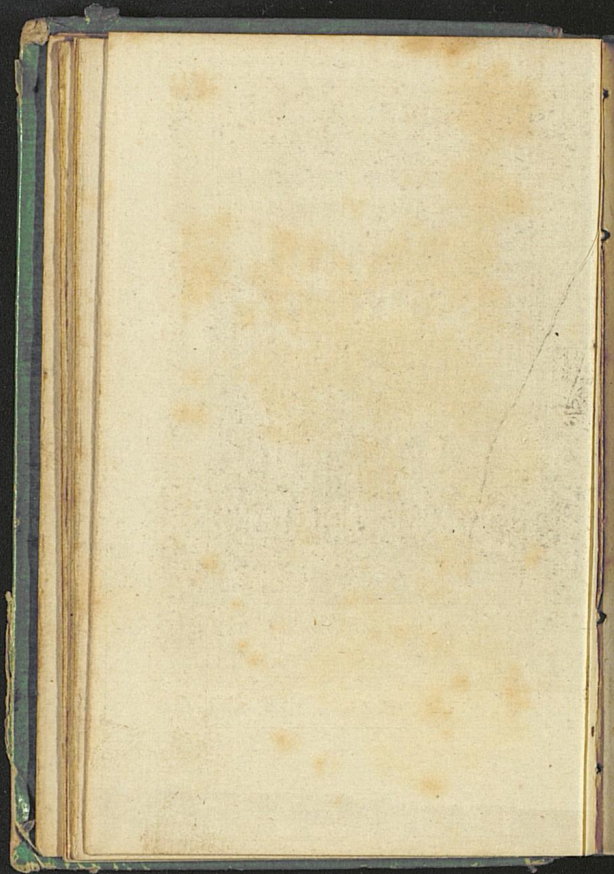


der König, auf der Wahlstadt von Liegnitz,
 und der Flügelmann des damaligen Bernburgi-
 schen Regiments. — am 15. August 1760.



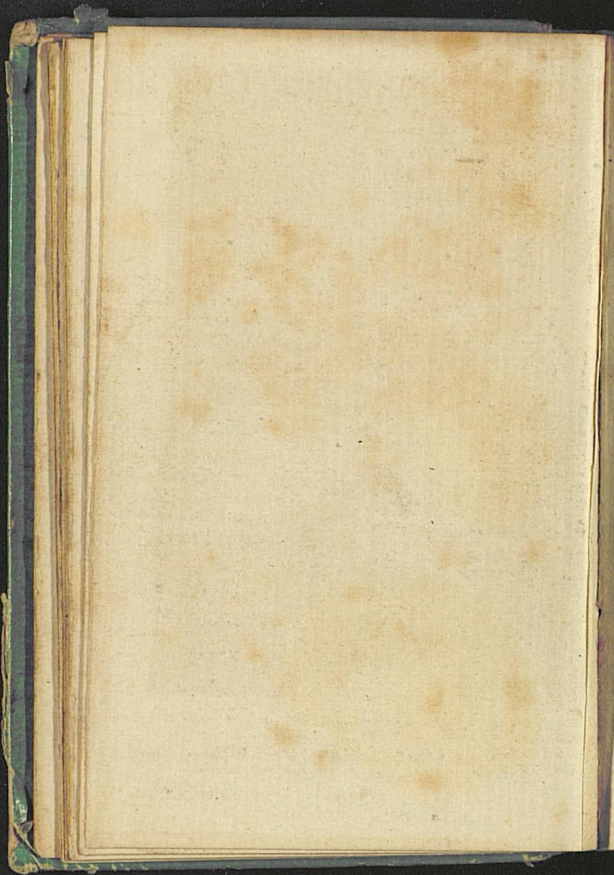


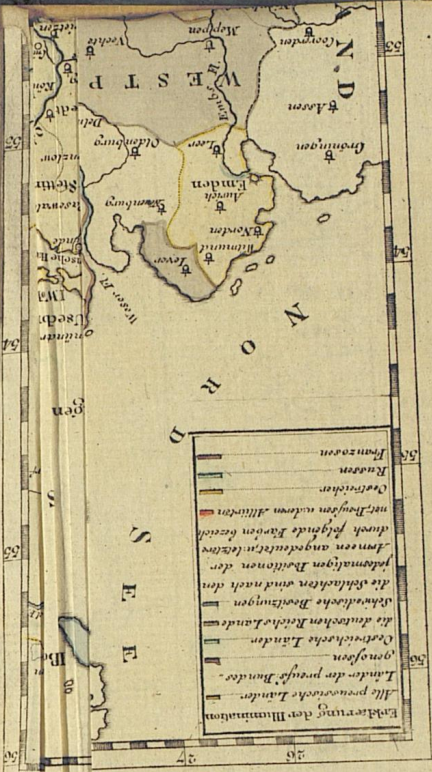
*Die Preußen brandschatzen in Berlin im October
1760.*



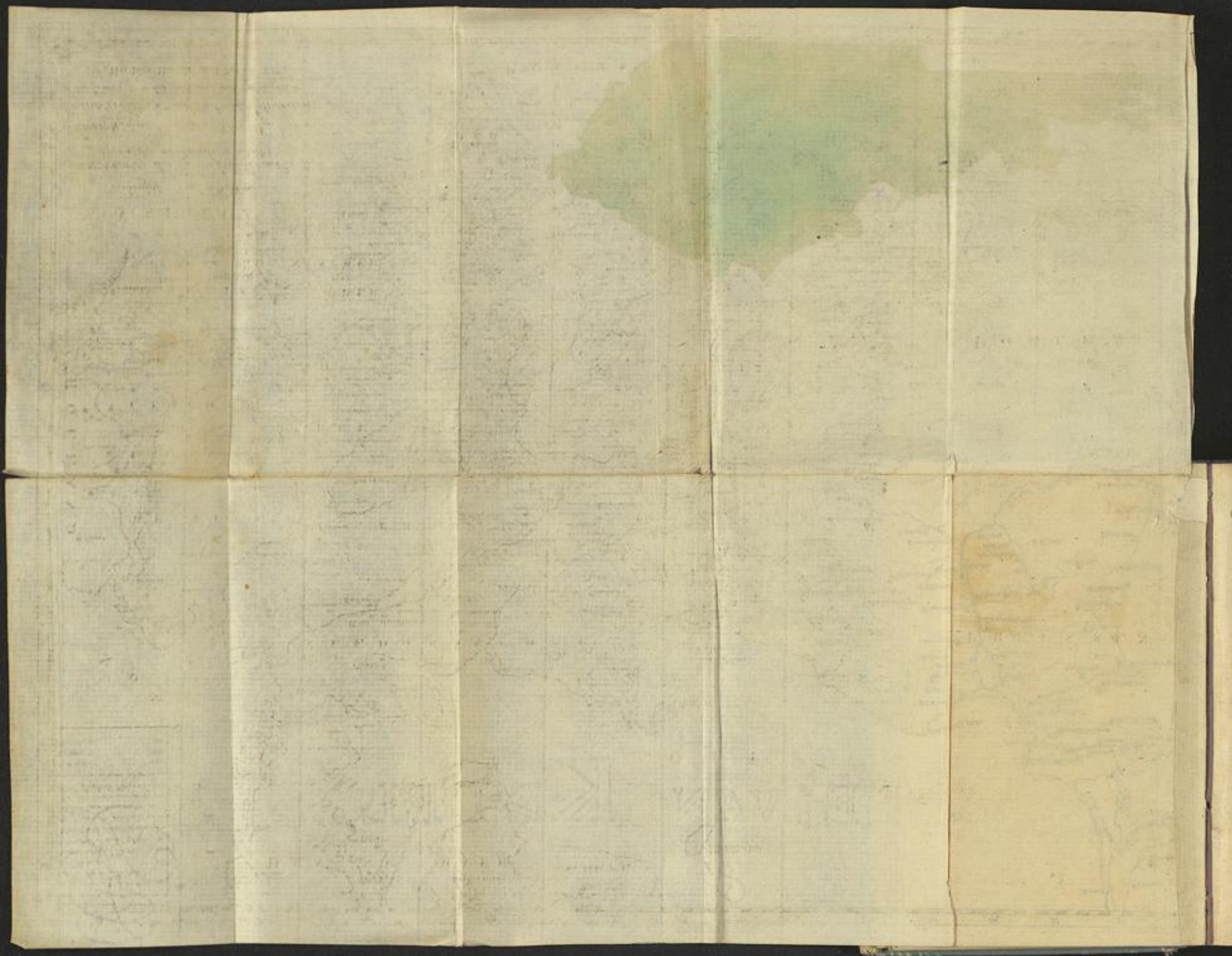


*der König, nach der Schlacht bey Jorgau, schreibt
in einer Dorf-Kirche, auf den Stufen des Altars,
für die als Curiers darauf wartenden Staats-Officiere,
seine Depeschen, in der Nacht vom 3. November 1760.*





Erklärung der Illuminationen
 Alle preussische Länder
 Länder der preuss. Bundesgenossen
 Österreichische Länder
 die deutschen Reichsländer
 Schwedische Besitzungen
 die schlesischen sind nach den
 polenmäßigen Abtheilungen der
 Ländern angeordnet, welche
 durch folgende Farben bezeich-
 net, Preussen wiederum allwärts
 Österreich
 Russen
 Spanzosen





SCHAUPLATZ
 des
 siebenjährigen Kr.
 den
FRIEDRICH der Zweyte, Kön.
 gegen die verbündene
 von
 Oestreich, dem deutschen Reich
 Frankreich, Russland u.
 in den Jahren 1756 bis 1763 siegreich
 Berlin bey Haude und Sp.

26 27 28
 Carl Sieck. sculp.

*Johann Wilhelm von
Anfangholz*

G e s c h i c h t e

des

siebenjährigen Krieges in Deutschland.

[1756] Der Aachener Friede hatte nach einem langwierigen Kriege allen Völkern Europens Ruhe verschafft; die Künste des Friedens blühten wieder, und man hielt die Erneuerung kriegerischer Scenen auf viele Jahre entfernt. Indessen waren doch die größten Beherrscher dieses Welttheils zu eben der Zeit nichts weniger als friedlich gesinnt. Nie wurde in den Cabinettern mit größerem Eifer gearbeitet, dem Dämon des Krieges neue Opfer zu bringen. Es gelang auch. Bündnisse wurden nicht sowohl auf die Grundsäulen einer weisen Staatskunst, als auf Privatlebensschaften errichtet. Der Wunsch Eroberungen zu machen war ganz der Begierde untergeordnet, Haß und Rache zu befriedigen. Zwen Fürstinnen, die damals als Selbstherrscher zahlreiche Völker regierten, glaubten persönlich von einem Monarchen beleidigt zu seyn, auf den die Augen aller Nationen geheftet waren, der mit Lorbeern gekrönt zwey Kriege geendigt hatte, dessen hohe Geistesfähigkeiten allgemeine Bewunderung erregten, und der in seinen Regentenrunden als das Muster der Könige gepriesen wurde. Ihn zu demüthigen, oder vielmehr seine politische Existenz

(1)

er sich schnellig seinen Feinden zuvorzukommen, und griff selbst zuerst zum Schwerdt.

Die Bundesgenossen hatten damals ihre Zurüstungen kaum angefangen; es fehlte allenthalben an Geld, und die zum Kriege bestimmten Truppen lagen noch größtentheils ruhig in ihren Standquartieren, von den pyrenäischen Gebirgen bis zum caspischen Meere, als der König von Preußen im Monat August 1756 sich wie ein Riese von seinem Lager erhob, und mit 60,000 Mann in Sachsen einfiel. Die Besitznehmung dieses Landes war ihm zum Eindringen in Böhmen durchaus nothwendig. Er hatte keinen Allirten, als den König von England, Georg den Zweyten, der, wegen seines Churfürstenthums Hannover Besorgt, ein Bündniß mit Friedrich eingegangen war, davon die Vortheile sich aber nur noch sehr in der Ferne zeigten. Die Rettung des Preussischen Monarchen hing also ganz allein von der Geschwindigkeit und dem Nachdruck seiner Kriegsoperationen ab. Der Einmarsch in Sachsen geschah in drey Colonnen, deren Anführer der König, der Herzog Ferdinand von Braunschweig, und der Herzog von Bevern waren, und die sich sämmtlich bey Dresden vereinigen sollten.

Sobald man hier die erste Nachricht von Friedrichs Aufbruch erhielt, war die Bestürzung des Hofes außerordentlich. Man hielt geheime Rathsversammlungen, bey denen der Graf von Brühl präsidirte; ein Minister, dessen Größe nicht in einer tiefen Staatskunst, sondern in dem Talent bestand, einen königlichen Aufwand zu machen, und seinen Monarchen unumschränkt zu beherrschen. Es wurde also in dieser gefährlichen Lage unter allen möglichen Maasregeln die allernuweiseste genommen. Man zog in größter Eil die Sächsischen Truppen zusammen, die eine Armee von 14,000 Mann ausmachten, und schlug an den Böhmischnen Gränzen ohnweit Pirna ein

Lager auf. Die Lage desselben war von Natur fest, und die Kunst that nun das Uebrige, um es unbezwinglich zu machen. Man dachte aber bloß sich gegen das Schwerdt der Preußen in Sicherheit zu setzen, und vergaß darüber einen weit fürchterlichern Feind von dem Lager zu entfernen, der seit Jahrtausenden so viel Heere besiegt, so viel große Feldhern zur Flucht gebracht, oft die größten Siege vereitelt, und die langwierigsten Kriege auf einmal geendigt hat. Das Wort Hunger und dessen schreckliche Wirkung mußte einem Minister unbekannt seyn, der im asiatischen Ueberfluß zu leben gewohnt, an keinen Mangel dachte, der folglich die unbedeutendsten Anstalten zum Unterhalt seiner braven müthigen Truppen machte, und selbst in dieser kummervollen Lage beständig eine prachtvolle Tafel hielt. Indessen hatte die Armee nur auf funfzehn Tage Lebensmittel im Lager. Man versah sich mit Pallisaden, aber nicht mit Brodt, und verließ sich auf die Kaiserlichen Truppen, die unter dem Commando des Feldmarschalls Grafen Brown in Böhmen eiligst zusammengezogen wurden.

Mittlerweile war Friedrich in Sachsen eingetroffen, und machte alle Anstalten sich in diesem Lande zu behaupten, unter der Versicherung, daß er es nur in Depot nehmen wollte; eine Erfindung der neuern Staatskunst, um der Besitznehmung eines benachbarten Landes das Ansehn eines feindlichen Einfalls zu benehmen, die aber von den Gegnern gewöhnlich mit dem wahren Namen bezeichnet wird. Es wurden zur Verpflegung der Preussischen Truppen große Lieferungen an Getreide, Vieh und Fourage ausgeschriesen; die Stadt Torgau wurde befestigt, und mit Canonen besetzt, die man in den verschiedenen Sächsischen Städten gefunden hatte. Einige tausend Bürger und Bayern mußten an diesen Festungswerken arbeiten, wofür sie jedoch anfangs

bezahlt wurden. In diese Stadt wurde sodann das Preussische General-Kriegs-Commissariat und die Feld-Kriegscaffe verlegt, wohin auch alle Contributionen des Landes geliefert werden mußten.

Der König von Preußen selbst rückte den 10ten September ohne Widerstand in das von als ten Truppen entblößte Dresden ein, und besetzte die Stadt und das königliche Schloß. Sein und seiner Soldaten Betragen bey dieser Gelegenheit characterisirte den Geist unsers Zeitalters, wo man sich bemüht selbst im Kriege mitten unter harten Demüthigungen, unter höchst fränkenden, ja schrecklichen Scenen, verfeinerte Sitten, Empfindsamkeit und Höflichkeiten anzubringen. Friedrich nahm sein Hauptquartier in einem Garten in der Vorstadt, in deren Nähe seine Armee campirte. Alle Maaßregeln wurden genommen, um das schenstliche Bild des Kriegs in den Augen der heräuben Sachsen weniger schrecklich zu machen, und den neuen Gebieter in einer liebenswürdigen Gestalt zu zeigen. Er wollte als Freund, als künftiger Bundesgenosse und als Gast angesehen seyn. Nichts ging daher seinem gnädigen Betragen ab. Den auswärtigen Gesandten wurde Audienz ertheilt, wobey man scherzte und aufgeräumt war. Fast alle Standespersonen, die sich in Dresden befanden, machten ihre Aufwartung; ein gleiches that der Stadtmagistrat. Alle wurden wohl aufgenommen; der König hielt öffentliche Tafel, wobey die Sachsen in zahlreichen Haufen als Zuschauer erschienen; er ließ die königliche Familie complimentiren; sie blieb dafür nichts schuldig, und trieb die Höflichkeit so weit, ihn zur Tafel einzuladen, und Kammerheern zur Aufwartung anzubieten, welches beides jedoch nicht angenommen wurde. Dieser Höflichkeiten obgeachtet aber wurden in Dresden die Kanzleyen versiegelt, die Collegien säße verschlossen, ein

nige der vornehmsten Civilbeamten ihrer Dienste entlassen, die ganze Artillerie nebst der Munition aus dem Arsenal der Residenz nach Magdeburg gebracht, und im ganzen Lande die churfürstlichen Cassen in Beschlag genommen; dabey wurde alle Communication zwischen Dresden und dem Sächsischen Lager abgeschnitten, so daß der Weg dahin bloß den mit Victualien für des Königs von Pohlen eigne Tafel beladenen Wagen, den Couriers der beiden Könige und den abgesandten Trompetern offen war.

Das zum Untergang des Königs von Preussen entworfene Bündniß war zwar diesem Monarchen verrathen worden, er hatte auch Abschriften vieler dazu gehörigen wichtigen Papiere, allein es war noch manches dunkel geblieben. Die genaue Kenntniß der gemachten Entwürfe war ihm jedoch zu seiner Selbsterhaltung äußerst nöthig; hiezu kam die politische Pflicht, seinen Einfall in Sachsen, der alle europäische Höfe in Erstaunen setzte, durch unverwerfliche Documente zu rechtfertigen. Diese Betrachtungen lezten ihm die Nothwendigkeit auf, sich des Sächsischen Archivs zu bemächtigen. Man hatte seinen Wunsch vorhergesehen, und daher diese Staatsheilighümer in das Appartement der Königin von Pohlen gebracht; sie selbst hatte dazu allein den Schlüssel, und bewachte das Archiv wie den kostbarsten Schatz. Das Ansuchen Friedrichs es auszuliefern, wurde daher von dieser Dame, seiner erklärten Feindin, rund abgeschlagen. Der Preussische General Winterfeld, Liebling des Königs, ein so vortreflicher Krieger, als seiner Hofmann, wurde darauf an sie abgeschickt. Alle seine Vorstellungen aber waren vergebens; sie beharrte steif bey ihrem Entschlus, obgleich Winterfeld sich vor ihr auf die Knie warf, um sie zu bewegen und den Willen seines Königs zu erfüllen. Er entfernte sich; und bald nachher erschienen andre

Abgeordnete, die militärisch verfahren, und den verschlossenen Schrank mit Instrumenten öffnen wollten. Die Königin glaubte ihn durch ihren eignen Körper hinreichend zu beschützen: sie stellte sich daher vor denselben, und spannte ihre Arme aus. Diese Entschlossenheit aber diente zu nichts, als sie noch mehr zu demüthigen. Man trug sie von ihrem Posten weg, ohne auf ihr großes Geschrey und ihre thätige Widersetzlichkeit zu achten, und Friedrich erhielt die gewünschten Papiere.

Diese unehrerbietige Berührung eines königlichen Leibes, obgleich die Umstände es vollkommen rechtfertigten, wurde als eine Art von seltener Grausamkeit betrachtet. Der Vorfall, mit großen Zusätzen von den Leidenden an alle Höfe berichtet, und Friedrichs Verfahren in Sachen überhaupt mit den schwärzesten Farben geschildert, trug nicht wenig bey, seine Feinde zu vermehren, und viele seiner Freunde kalsinnig zu machen. Es ist bekannt, daß die damalige Dauphine, Mutter des jetzigen Königs von Frankreich, eine Tochter der gebeugten Königin von Pohlen, Ludwig dem Fünfzehnten in Thränen zerfließend zu Füßen fiel, und um seinen Beystand flehete, ihre königlichen Eltern und ihr Vaterland zu retten. Die Grundsätze der Staatskunst wurden nunmehr an dem Hofe von Versailles aus den Augen gesetzt, und Frankreich fing jetzt ernsthaft an, Antheil an einem Kriege zu nehmen, der so sehr mit seinem wahren Staatsinteresse stritt, und den es daher bis jetzt nur wie eine politische Farce betrachtet hatte.

Es wurde jedoch immer noch mit großem Eifer gearbeitet, zwischen den Königen von Preußen und von Pohlen einen Frieden zu stiften. Die Englischen und Holländischen Gesandten, Graf Stormont und Herr Calkoen widmeten besonders alle ihre Kräfte diesem wohlthätigen Geschäfte. Friedrich verlangte vom König von Pohlen eine

genane Neutralität, und zum Beweis derselben sollten die Sächsischen Truppen aus einander gehen und ihre Quartiere beziehen. August versprach neutral zu bleiben; allein er schlug es ab, seine Zusicherung durch Handlungen zu bestätigen. Er forderte seine Truppen durch eine öffentliche Erklärung auf, die Ehre ihres Königs zu retten, und sich bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Die getreuen Sachsen, zu deren Characteristik es gehört, ihre Herrscher, wie sie auch immer beschaffen seyn mögen, leidenschaftlich zu lieben, zeigten ihre Bereitwilligkeit, Augusts Erwartungen zu erfüllen. Der Mangel herrschte jedoch in ihrem Lager schon so sehr, daß Menschen und Pferden ihr bestimmter Unterhalt um ein Drittheil verkürzt wurde. Ihr Muth wuchs jedoch, da sie von der Annäherung der Oesterreichischen Armee hörten, die damals schon über 70,000 Mann in Böhmen stark war.

Brown hatte von seinem Hofe die gemessensten Befehle, alles zu wagen, um die Sachsen zu entsetzen. Die Vereinigung beider Heere unter einem so erfahrenen Feldherrn hätte dem Kriege sodann eine andre Gestalt gegeben. Friedrich war davon überzeugt, und verdoppelte deshalb seine Anstalten, das Sächsische Lager einzuschließen, und den darin befindlichen Truppen alle Hülfe abzuschneiden. Um diesen Zweck desto besser zu erreichen, mußte der Feldmarschall Keith mit einem starken Corps in Böhmen vorrücken, und die Bewegungen der Oesterreicher beobachten. Der Preussische Feldmarschall, Graf Schwerin, war schon von Schlessien aus mit einer Armee von 35,000 Mann in Böhmen eingedrungen, und hatte sich ohnweit Königgrätz gelagert. Diese beiden Preussischen Armeen sollten nach Friedrichs Entwurf die Feinde in ihrem eignen Lande so beschäftigen, daß sie an die Sachsen nicht denken könnten. Er selbst harrete täglich auf die Uebergabe,

weit er bedenklich fand, vorher nach Böhmen zu gehn, wo er keine Magazine hatte; auch wären die Sächsischen Truppen durch diese Preussische Operation Meister von der Elbe geworden, und ihm im Rücken geblieben. Es fehlte ihm überdem für jeso an einer hinreichenden Anzahl von Fuhrwerken und Fahrzeugen zum Transport der Lebensmittel; und die fürchterlichen Desfileen, die die Zugänge dieses Königreichs von allen Seiten decken, machten auch noch mancherley Vorkehrungen nothwendig.

Brown mußte, um die Sachsen zu entsetzen, über die Eger gehn; allein er hatte noch keine Pontons. Diese mit der nöthigen Artillerie kamen erst den zosten September in seinem Lager an, da er sich denn sogleich in Bewegung setzte. Friedrichs Absicht war nun, durch eine Schlacht ihn zum Rückzug zu nöthigen; er brach daher den zosten September auf, an eben dem Tage, da Brown wirklich die Eger passirt war. Am folgenden Morgen, gleich nach Tagesanbruch, trafen beide Armeen auf einander, ohnweit Lobositz, einem Böhmischen Dorfe. Die Oesterreichische war zwey und funfzig Bataillons, und zwey und siebenzig Schwadronß stark, dabey hatte sie acht und neunzig Canonen; die Preussische bestand auß sechs und zwanzig Bataillons und sechs und funfzig Schwadronß; sie führte hundert und zwey Canonen. Es war ein so starker Nebel, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen konnte. Die Anhöhen von Lobositz und Radostitz, die die Stellung der Oesterreicher commandirten, waren von Brown unbesezt geblieben. Dieser Umstand verleitetete Friedrich zu glauben, daß die Oesterreicher über die Elbe gegangen wären, und er bloß auf die Arriere-Garde gestossen sey. Einige tausend Mann Croaten und Ungarischer Infanterie, die am Fuße des Loboscher Berges in Weingärten postirt waren, und ein verlohrenes Feuer auf die

anrückenden Preußen machten, bestätigten diese Meinung, da mit solchen leichten Truppen gewöhnlich ein Abzug gedeckt wird. Die kaiserliche Cavallerie, die sich dem Canonensfeuer der Preußen aussetzte, und Stand hielt, als ob sie dadurch andre Absichten bewirken wollte, vollendete diesen Irrthum. Man kämpfte im Nebel, ohne einander zu sehn. Indessen hatte der König doch die Anhöhen in Besitz nehmen lassen.

Da Browns Stellung gegen die Mitte seiner Linie und auf dem linken Flügel durch Sümpfe und andre undurchdringliche Zugänge gegen allen Angriff gesichert war, so hatte er seine ganze Aufmerksamkeit auf das Dorf Lowositz gerichtet, das seinen rechten Flügel deckte, und in dasselbe seine beste Infanterie nebst einer großen Menge Geschütz geworfen; auch vor demselben war eine starke Batterie und Redouten. Gegen Mittag verlor sich der Nebel, und man bekam sich einander ins Auge. Die Preussische Cavallerie that nun einen regelmäßigen Angriff, und warf die Oesterreichische über den Haufen, verfolgte sie aber mit überreiter Hitze bis unter die Canonen von Lowositz. Das heftige Feuer der hier aufgestellten Artillerie trieb sie jedoch mit großem Verlust wieder zurück. Die nächste Unternehmung der Preußen war nun, die Croaten aus den Weingärten zu jagen, deren Säune und Mauern diesen Truppen zu Bollwerken dienten. Es geschah auch, obwol mit großer Mühe. Allein man ließ Brown durch seine beste Infanterie die Anhöhen angreifen; jedoch die darauf postirten Preußen wehren sich wie die Löwen, und da einige Regimenter alle ihre Patronen verschossen hatten, gingen sie mit gefälltem Bajonet auf die stürmenden Feinde los, und schlugen mit den Kolben wie mit Keulen um sich herum. Dies entseßliche Handgemenge dauerte, bis die Oesterreicher den Berg herunter und in Lowositz herein getrieben.

waren. Die Preußen benutzten die Unordnung der Oesterreicher, um das Dorf in Brand zu stecken, und in dieser Verwirrung alle feindliche Truppen herauszujagen, wodurch das Schicksal des Tages endlich entschieden wurde. Brown machte einen meisterhaften Rückzug, und überließ dem Könige das Schlachtfeld, ohne jedoch seine Ansprüche auf den Sieg aufzugeben. Dieser war indessen nicht zweifelhaft, wie die Folgen bewiesen; obgleich das Preussische Heer einen größern Verlust an Soldaten erlitten hatte, und beide Theile Gefangene zählten.

So war die erste Schlacht in diesem denkwürdigen Kriege beschaffen, die von sieben Uhr des Morgens bis um drey Uhr Nachmittag dauerte, und gleichsam das Handgeld der Preussischen Tapferkeit für die folgenden Schlachten war. Der Verlust der Sieger an Todten, Verwundeten und Gefangenen war 3,300 Mann; die Oesterreicher verlohren dabey einige hundert Soldaten weniger.

Brown war nun genöthigt sich über die Eger zurückzuziehen, und mußte seine Entwürfe, die Sachsen zu befreien, ganz abändern. Es wurde beschlossen, daß diese bedrängten Bundsgenossen in der Nacht vom 11ten October bey Königstein über die Elbe gehen sollten, sodann wollte man die Preußen von beiden Seiten angreifen. Ein außerordentlich regnichtetes und stürmisches Wetter aber verzögerte diesen Uebergang. Er wurde auf zwey Tage später verschoben. Diese kostbare Zeit benutzte Friedrich, die Posten an der Elbe zu verstärken, und sie durch Verschanzungen und Berhaue zu befestigen. Der Boden auf der rechten Seite dieses Flusses bey Pirna und Königstein ist voller hohen Berge, die mit dickem Gehölze bedeckt sind. Die tiefen Gründe, die sie von einander absondern, zeigen nichts als unwegsame Gegenden, die am wenigsten zum Marsch eines Kriegsheers gemacht sind, besonders wenn ein

mächtiger Feind in der Nähe ist, und die Anhöhen besetzt hat. Die Sachsen hofften, da sie über die Elbe gekommen waren, etwas von der Annäherung der Oesterreicher zu hören; allein sie fanden keine Spur von ihren Bundesgenossen, die durch ein Preussisches Corps vom weitem Vorrücken abgehalten wurden; dagegen sahen sie die Preußen Meister von den Defileen, die man passieren mußte, um Böhmen zu erreichen. Sie versuchten indessen sich am Fuße des Liliensteins zu formiren, welches aber der enge Raum nicht gestattete; daher sie sich ohne Ordnung und nutzlos lagerten, voll banger Erwartung ihres traurigen Schicksals. Diese nunmehr verschlimmerte Lage hatte gänzlich darin ihren Grund, daß weder die Oesterreicher, noch selbst die Sachsen das Terrain kannten, und daher auf gut Glück Entwürfe machten.

Das verlassene Sächsische Lager bey Pirna wurde sogleich von den Preußen besetzt, die dabey auf die Arriere-Garde der Sachsen stießen. Man nahm sie gefangen, und bemächtigte sich des größten Theils der Bagage und der Artillerie. Dies war ein wichtiger Transport, der nicht zu den Truppen hätte stoßen können, weil die Brücke gebrochen war.

Wie befand sich ein wohl disciplinirtes Kriegsheer eines tapfern Volks in einer traurigern Lage. Es war ganz die Geschichte von Caudinum, und wenn die Samnitischen Gabeln nicht zum Vorschein kamen, so hatte man es den so sehr verschiedenen Grundfällen und Begriffen zu verdanken, die sich seit zwey und zwanzig Jahrhunderten auf unsrer Erde so sehr geändert haben. Der Hunger wüthete bey den Sächsischen Truppen; hiezu kam die Kälte in der rauhen Jahreszeit, und der Verlust ihres Gepäcks. Drey Tage und drey Nächte hintereinander waren sie unterm Gewehr, ohne Speise zu sich zu nehmen; selbst

an Pulver und Munition hatten sie Mangel. Nun lagen sie unter frehem Himmel, von wachsamem Feinden umgeben, aller Rettungsmittel, ja aller Hoffnung beraubt. Ihr Schicksal hing jetzt ganz von der Gnade des Siegers ab, dem sie mit Augusts Bewilligung endlich eine Capitulation antrugen. Die Bedingungen, unter welchen sie geschlossen wurde, waren hart, sowohl für die Sächsischen Truppen, als für ihren König. Die ganze Armee mußte das Gewehr strecken. Die Officiers wurde entlassen; den Unterofficiers und Gemeinen aber ließ man keine Wahl; sie waren gezwungen dem König von Preußen den Eid der Treue zu schwören.

Der König von Pohlen erlitt nun eine Demüthigung, die seit Jahrhunderten nicht das Loos eines europäischen Monarchen gewesen war. Er verlor auf einmal seine ganze Sächsische Armee, die voll Treue gegen ihn war, und kaum blieben ihm ein paar Leibwächter übrig, die sich nebst einem sehr kleinen Gefolge bey ihm in Kö nigstein befanden. Alle seine Bemühungen, günstigere Bedingungen von dem Sieger zu erlangen, waren fruchtlos. Friedrich gab selbst die Antworten auf die Capitulationsartikel dieses merkwürdigen Tractats. Einige derselben, die sich auf die großen Bedürfnisse der gefangenen Truppen bezogen, sind ganz laconisch, und nur durch das einzige Wort Gut bezeichnet, alle aber verrathen den entscheidenden Ton des Ueberwinders, der da glaubt mehr zu bewilligen, als man ein Recht hat zu erwarten. August bat dringend, ihm wenigstens seine Garde, ein vorzügliches Corps Soldaten, zu lassen. Friedrichs Antwort darauf aber war äußerst demüthigend, und zeigte das Recht des Stärkern auf eine auffallende Weise. Es hieß: sie müßten mit den andern Truppen gleiches Schicksal haben, weil

man sich nicht die Mühe geben wollte, sie zum zweytermal gefangen zu nehmen.

Zehn Sächsische Infanterie-Regimenter blieben ganz beisammen, nur mit dem Unterschiede, daß sie Preussische Uniformen, Fahnen und Befehlshaber bekamen; die übrigen aber nebst der sämtlichen Cavallerie wurden unter Preussische Regimenter gesteckt.

Diese Handlung Friedrichs, ein ganzes Heer eines fremden Fürsten zu zwingen, dem Eroberer in geschlossenen Kriegsschaaren zu dienen, ist vielleicht in der Weltgeschichte ohne Beispiel. Man verließ sich zu sehr sowohl auf das damalige Unvermögen Augusts, eine Armee zu unterhalten, als auf die Bedürfnisse der Truppen, die jetzt keinen Herrn hatten, und achtete nicht auf die den Sachsen angestammte Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihrem Fürsten. Diese zeigte sich jedoch bald zu Friedrichs Verwunderung. Man hatte wol unter diesen gezwungenen Sachsen auf Deserteurs gerechnet, allein das ganze Regiment mit Entschlossenheit und Ordnung ausreisen würden, dieses war unerwartet. Die meisten zogen regelmäßig ab, mit allen militärischen Ehrenzeichen, und marschirten entweder nach Pohlen, oder stießen zu der Französischen Armee. Der König von Preussen hatte viele Sächsische Unterofficiers zu Officiers ernannt, um ihnen seinen Dienst angenehm zu machen. Diese Maasregel aber war unzureichend; denn diese Patrioten waren selbst die Anführer bey den mitwiltigen; die andern Officiers aber, die nicht mitwiltigen, wurden gezwungen sich zu entfernen.

Die Festung Königstein wurde während dem Kriege für neutral erklärt, und der König von Pohlen, der auf diesem Felsen sein Schicksal erwartete, erhielt für sich und sein Gefolge Pässe, um sicher nach Warschau zu reisen, wohin er auch unverzüglich abging. Dieser Monarch war

war durch sein großes Unglück außerordentlich gebeugt. Er schrieb den 14ten October an seinen Feldmarschall Graf Rutowsky: „Man muß sich „der Vorsehung unterwerfen. Ich bin ein freyer „König. So will ich leben und sterben. Ich „übergebe euch das Schicksal meiner Armee. „Euer Kriegsrath mag entscheiden, ob man sich „ergeben, oder den Tod wählen soll; es sey „durch Hunger, oder durchs Schwerdt.“ Er hatte vom Königstein aus viele Briefe mit dem Preussischen Monarchen gewechselt, der von der anfangs verlangten Neutralität nach und nach bis zu dem Antrag eines Bündnisses stieg; und da August unbeweglich blieb, gab ihm Friedrich den 18ten October ein sehr höfliches Abschiedsschreiben mit auf den Weg. Der Titel in diesen königlichen Briefen war von beiden Seiten *H e r r B r u d e r*; eine zärtliche Benennung, die, zumal unter solchen Umständen, einen Platz in der Geschichte verdient. Man bezeigte dem abreisenden Könige die größte Ehrfurcht; sogar wurden alle Truppen von der Route entfernt, um den Augen des unglücklichen Monarchen unangenehme Gegenstände zu entziehen.

Der Feldzug war nun zu Ende. Die Oesterreichische Armee zog sich tiefer in Böhmen herein, und die Preußen bezogen die Winterquartiere in Sachsen und Schlessen. Friedrich blieb den Winter über in Dresden, und behandelte nun sein Depot als eine förmlich eroberte Provinz. Er gab den Sächsischen Ministern fleißig Audienz, ertheilte seine Befehle über alle Gegenstände der Landes-Administration, und forderte von den Landständen 10,000 Recruten.

[1757] Die Zurüstungen aller im Kriege verbundenen Mächte zum künftigen Feldzuge waren außerordentlich. Franzosen und Schweden, Sie-

Bentbürger, Manländer, Wallonen, Cosaken und
 Calmucken setzten sich in Bewegung, und da es
 fast allenthalben bey dem besten Willen an Gelde
 fehlte, so wurden alle Künste angewandt, theils
 baare Anleihen zu machen, theils Capitalisten zu
 vermögen, Lieferungen Vorschussweise zu über-
 nehmen. Der König von Preussen hatte jedoch
 vor allen seinen Gegnern den Vortheil voraus,
 dieser Hülfsmittel entbehren zu können. Seine
 gefüllte Schatzkammer, und sein reichhaltiges
 Depot, verursachten, daß die Preussischen Trup-
 pen, mit allem überflüssig versehen, den nächsten
 Feldzug eröffnen konnten. Die Sachsen aller
 Volksklassen, die wegen Aehnlichkeit der Religion,
 der Sprache, der Sitten und der Sinnesart,
 weit mehr den Preussen als den Oesterreichern
 geneigt waren, wünschten, da doch Krieg seyn
 mußte, daß ihr Beherrscher sich mit den erstern
 verbünden möchte. Noch wurden sie mit keiner
 Härte behandelt. Lieferungen an die Armee, die
 jedoch nicht unterdrückten, wöchentliche Mahl-
 zeiten an die einquartierten Soldaten, und kleine
 Unannehmlichkeiten, waren zur Zeit noch die
 einzigen Kriegelasten, die die Sachsen kannten.
 Sie lebten übrigens mit den Preussen ganz
 freundschaftlich. In Dresden wurden Schau-
 spiele, Bälle, Maskeraden und Concerte gegeben;
 der König gab selbst fast täglich Concerte, wovey
 er, der so mächtig bedrohte Monarch, mit seiner
 Flöte accompagnirte.

Diese Gemüthsruhe, die seine philosophische
 Denkungsart und die Kenntniß seiner Kräfte be-
 wirkte, wurde jedoch auf mannigfaltige Weise
 unterbrochen. Es ereignete sich diesen Winter
 unter andern ein Vorfall, dessen nähere Umstände
 nur sehr wenigen bekannt sind. Vor dem neun-
 zehnten Jahrhundert dürfte es wol keinem deut-
 schen Geschichtschreiber erlaubt seyn, sie der Welt
 mitzuthellen. Friedrich sollte vergiftet werden.

Ein Kammerlaken, Namens Glasau, der beyhm Könige in großer Gunst stand, so daß er oft in seinem Bettzimmer schlafen mußte, wurde gedungen, den Monarchen aus der Welt zu schaffen. Den Entwurf wußten nur einige Personen, und von diesen war keine Entdeckung zu besorgen. Ein Zufall aber verrieth dem Könige in der Stunde der Ausführung, daß ein Anschlag wider sein Leben gefaßt sey. Glasau umfaßte die Füße des Königs, und flehete um Gnade, die ihm jedoch nicht gewährt werden konnte. Er wurde festgenommen, in des Monarchen Gegenwart gerichtlich verhört, und sodann den nächstfolgenden Tag in Ketten nach Spandaw geführt, wo er in einem Kerker, abgesondert von allen Menschen, in kurzer Zeit sein Leben elend endigte. Es schien dem Könige so sehr daran gelegen, das Geheimniß zu bewahren, daß er nicht einmal einem Arzt erlauben wollte, diesem Unglücklichen in seinen letzten Stunden beizustehn.

Die Mäßigung, die der König von Preußen noch zur Zeit in Sachsen beobachtete, hatte ihren Grund in der noch nicht aufgegebenen Hoffnung, August zum Frieden zu vermögen, wozu er beide Hände bot; allein die Bunde war zu tief geschlagen, das Bündniß dieses Königs mit Oesterreich und Rußland zu enge, und seine Erwartungen einer glücklichen Veränderung zu groß, als daß er den Preussischen Vorschlägen Gehör geben sollte. Dagegen waren die Klagen seiner Gesandten, von seinen mächtigen Bundesgenossen unterstützt, in Regensburg und an allen europäischen Höfen ohne Grenzen. Die Leidenschaft unterdrückte dabey alle Besonnenheit, und schwächte das Erinnerungsvermögen gelehrter Männer so sehr, daß man in öffentlichen Staatschriften Friedrichs Einfall in Sachsen, als ein in der ganzen Weltgeschichte beispielloses Unternehmen darstellte. Der Endzweck wurde auch

vollkommen erreicht. Alle verbündete Höfe verdoppelten ihren Eifer bey den gewaltigen Zurüstungen, und der Reichstag der Germanischen Republik in Regensburg ergriff den seit vielen Generationen verrosteten Staatsdonnerkeil, um ihn auf den König von Preußen zu schleudern. Er wurde förmlich in den Reichsbann gethan, und dadurch aller seiner Länder und Würden verlustig erklärt. Dies Urtheil der deutschen Amphictionen zu unterstützen, wurde trotz allen Widersprüchen von Preußens Freunden, wovon die Versammlungen ertönten, ein Heer aus allen Völkerschaften Deutschlands aufgeboten, das unter dem furchtbaren Namen der Reichs-Execution-Armee dem Decret der Majorität den nöthigen Nachdruck geben sollte. So gesellte sich also zu den vielen feindlichen Heeren, bey denen Friedrichs Untergang die Losung war, ein neues, und schon fing man an, den nahen Zeitpunkt zu bestimmen, wo der Krieg geendigt seyn würde.

Friedrich, dem jetzt nichts übrig blieb, als durch den wirksamsten Gebrauch seiner Waffen dem Kriegsgewitter allenthalben die Stirne zu bieten, schritt nun in seinen Sächsischen Finanz-Operationen nachdrücklicher zu Werke. Die Besoldungen aller Churfürstlichen Diener wurden verringert, oder gar eingezogen. Zum Unterhalt der Landescollegien und Kanzleyen in Dresden waren bisher 190,000 Reichsthaler erforderlich gewesen; diese Summe wurde bis auf 30,000 Reichsthaler herabgesetzt, und so ging man weiter. Diese Finanz-Reform erstreckte sich über alles. Ein paar wichtige Personen am Sächsischen Hofe waren der Beichtvater der Königin und der Director der Opern. Ersterer hatte einen Gehalt von 12,000, und letzterer von 15,000 Reichsthalern; jetzt aber mußten sie sich mit 2000 Reichsthaler begnügen. Der ungeheure Vorrath von Porcellan, den man theils in Dresden, theils

in Weissen fand, wurde für Preussische Rechnung als ein erbeutetes Eigenthum verkauft. Ein Sächsischer Kaufmann erstand es für 200,000 Reichsthaler, und legte dadurch den Grund zu seinem unermeßlichen Reichthum, so daß er in wenig Jahren ein Cröfus ward. Er stieg bis zur Höhe eines allvermögenden Dänischen Staatsministers, und starb als der reichste Mann, der noch je in den Nordischen Königreichen gelebt hatte.

Friedrich ließ jedoch das königliche Schloß in Dresden unberührt. Er besuchte oft die vorrefliche Bildergallerie, allein ohne sich etwas davon anzueignen; vielmehr beschenkte er die Aufseher reichlich. Diese Mäßigung aber verließ ihn gänzlich in Ansehung des Grafen von Brühl, den er als den Urheber des Bündnisses betrachtete, das Sachsen mit seinen Feinden geschlossen hatte. Der prächtige Pallast dieses Ministers und dessen Garten, eine Bierde der Residenz und für jedermann offen, wurden verheert, und noch bis auf den heutigen Tag sind die Trümmer eines kostbaren Pavillons Denkmäler einer Rache, die man dem gekrönten Weltweisen nicht zugetrauet hatte. Die Sächsischen Recruten, zum Dienst der Preussen, mußten nun herbeygeschafft werden. Der Churprinz von Sachsen that dagegen dringende Vorstellungen; in Friedrichs Antwort aber wurde er höflich ersucht, sich nicht um solche Sachen zu bekümmern.

In allen Provinzen Deutschlands herrschte nun eine kriegerische Thätigkeit, die seit vielen Jahrhunderten nicht so allgemein gewesen war. Bey allen Kriegen der neuern Zeit, selbst da unter Carl dem Fünften und unter Gustav Adolph die Deutschen aus Religionseifer einander die Hälse brachen, waren keine so gewaltige Rüstungen geschehen, als jeko, da alle Völkerschaften Germaniens, groß und klein, zu den Waffen griff:

setz, um für den doppelten, oder für den einfachen Adler zu kämpfen. Es wurde nun die obengedachte Reichsarmee zusammengebracht, die das so ehrwürdige Germanische Bündnis in einem lächerlichen Lichte darstellte. Diese Truppen waren den Kreuzfahrern vielleicht nicht unähnlich. Die Contingente der Bayern, der Pfälzer, der Würtemberger und einiger anderer Reichsstände ausgenommen, war der Rest der Armee ein Zusammenfluß undisciplinirter Horden, in Schaaeren vertheilt, die ein buntscheckigtes Ganzes bildeten. In Schwaben und Franken waren Reichsstände, die nur einige Mann stellten. Auf manchen fiel allein die Lieferung eines Lieutenants ohne Soldaten, der oft ein vom Pfluge weggenommener Bauerkerl war; andre lieferten bloß einen Tambour und gaben ihm eine Trommel aus ihren alten Rüstkammern. Die Schweitzereier avancirten zu Luceypfeifern, und abgetriebne Karrengänse wurden bestimmt Dragoner zu tragen. Die Reichsprälaten, die sich brüsteten Bundsgeossen so großer Monarchen zu seyn, ließen ihre Klosterknechte die Kittel ablegen, und schickten sie zur Armee. Waffen, Kleidung, Bagage, kurz alles war bey diesen zusammengetriebenen Menschen verschieden, die man mit dem Namen Soldaten belegte, und von denen man große Dinge erwartete.

Indessen wurden von Seiten der Preußen die wirksamsten Maaßregeln genommen, den Feldzug früh zu eröffnen, um den feindlichen Bundsgeossen zuvorzukommen. Die furchtbarsten dieser Allirten waren die Oesterreicher. Auf diese beschloß daher Friedrich mit vereinigten Kräften auszuführen, um, wo möglich, einen großen Streich auszuführen, bevor sich die Heere der andern Völkerschaften nähern könnten. Der Kaiserliche Hof nahm ein entgegengeseztes System an, und wollte vertheidigungsweise gehn, bis man, mit sämt-

lichen Bundsgenossen vereinigt, auf einmal den König von Preußen von allen Seiten anfallen und vernichten könnte. Brown theilte deshalb seine ganze Macht in vier große Corps, um Böhmen zu decken. Dem ohnerachtet drang Friedrich in vier Colonnen in dies Königreich ein. Der Herzog von Bayern führte eins dieser Corps an, 16,000 Mann stark, und traf bald auf ein feindliches von 20,000 Mann, das sich unter Anführung des Grafen Königsegg bey Reichenberg verschanzt hatte. Die Oesterreicher wurden sofort gleich angegriffen, und mit einem Verlust von 1000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen aus dem Felde geschlagen. Nach diesem Treffen rückte der Herzog vorwärts, und vereinigte sich bald darauf mit der Armee des Feldmarschalls Schwerin, der über Trautenau in Böhmen eingedrungen war.

Der König von Preußen ging bald nachher über die Moldau im Angesicht des Feindes, der seine ganze Macht beisammen hatte, und jetzt den kostbaren Augenblick versäumte, Friedrichs kleines abgesondertes Heer mit überwiegenderm Vortheil anzugreifen. Es herrschte eine Eifersucht unter den obersten Befehlshabern der Kaiserlichen Truppen, die auf mancherley Art sehr auffallend gezeigt wurde; denn Brown war jetzt dem Prinzen Carl von Lothringen untergeordnet, der als oberster Feldherr commandirte.

Am 6ten May früh Morgens waren alle Preussische Armeen, über 100,000 Mann stark, in der Gegend von Prag versammelt. Sie vereinigten sich auch in der Nähe dieser Hauptstadt bis auf die von Keith und Moritz commandirten Corps, die auf der andern Seite der Moldau blieben; und einige Stunden darauf nahm eine der denkwürdigsten Schlachten ihren Anfang, die in den Jahrbüchern der Kriege aufgezeichnet sind. Die Preussische Armee, die wirklich zum Treffen

fam, war 68,000, und die Oesterreichische 76,000 Mann stark. Die letztere stand auf verschanzten Bergen. Die Zugänge dazu waren zum Theil sumpfigte Wiesen; abgelassene Teiche, deren Boden voller Schlamm und mit Gras bewachsen war; schmale Dämme, ja Stege, worauf die Soldaten nur einzeln übersehen konnten. Die Oesterreichische Infanterie stand ruhig in diesem festen Lager, und die Cavallerie war auf Fouragirung aus, als Friedrich anrückte. Der Prinz Carl ließ nun in größter Eil die Fouragierer zurückkommen, die auch zum Theil in ihren Kitteln mit den Preußen fochten. Ohnerachtet des so sehr üblen Terrains geschah der Angriff von der Preussischen Infanterie dennoch mit einem bewunderungswürdigen Muth. Sie konnten nur rottenweise über die schmalen Dämme gehen, und diejenigen, die durch die Wiesen wadeten, blieben bey jedem Tritt im Schlamm stecken; ja einige Regimenter sanken bis an die Knie in den Morast, und nur mit großer Mühe gelang es ihnen sich heraus zu arbeiten. Einer half dem andern, und alle sprachen sich einander Muth ein. Mehrere Bataillons mußten bey diesen Umständen ihre Cannonen zurücklassen, so nöthig sie solche auch brauchten. Um ein Uhr zu Mittage waren die Hindernisse bekämpft, und die Preußen setzten an sich in Schlachtordnung zu stellen. Ohne sich erst von den erschrecklichen Fatiguen zu erholen, gingen sie ungestüm auf den Feind los, der sie mit einem entsetzlichen Artilleriefeuer empfing. Der König hatte Befehl gegeben, ohne mit Musketen zu schießen, gleich mit gefällttem Bajonet einzudringen; allein das Cartätschenfeuer der Oesterreicher, das immer ganze Rotten zu Boden streckte, war so mörderisch, daß die Menschheit bey einem augenscheinlichen gewissen Tode, der Tapferkeit ein Ziel setzte. Die Preußen wichen zurück.

andern Seite der Moldau, über die man eine Brücke schlagen wollte, um dem Feind in den Rücken zu kommen. Dieser Fluß war angeschwollen, man hatte hierauf nicht gerechnet, und einige Pontons fehlten, die Schiffbrücke zu vollenden. Diese muthigen Preußen blieben also in der Ferne bloße Zuschauer der Schlacht. Ein paar Pontons mehr, und die gänzliche Vernichtung des großen Oesterreichischen Heers war nicht einen Augenblick zweifelhaft. Dieser Tag wäre in der Weltgeschichte unsterblich geworden. Sodann keine Schlacht bey Kollin, keine Schlacht bey Hochkirch, kurz eine ganz andere Geschichte, als wie man sie jetzt in den Jahrbüchern des achtzehnten Jahrhunderts liest. Alles, was Moriz in dieser für einen Helden höchst traurigen Lage thun konnte, war, die geschlagenen Oesterreicher, die sich zur Daunischen Armee zogen, zu canoniren.

Der Verlust der Preußen an diesem Tage war 11000 Mann an Todten und Verwundeten; 1550 waren gefangen worden. Die Oesterreicher zählten 12000 Todte und Verwundete, dabey büßten sie 8000 Mann ein, die nebst 60 Canonen, der Kriegskasse und vieler Bagage den Siegern in die Hände fielen. Noch vom Wahlplat schrieb der König an seine Mutter. „Ich bin mit meinen Brüdern gesund; der Feldzug ist für die Oesterreicher verlohren, und ich habe mit 150,000 Mann freye Hände. Wir sind Meister von einem Königreich, welches uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde einen Theil meiner Truppen absenden, den Franzosen ein Compliment zu machen, mit den übrigen will ich die Oesterreicher verfolgen.“

So blutig indessen auch diese Schlacht war, und so große Erwartungen auch ganz Europa jetzt hatte, so ging doch alles ganz anders. Denn diese schreckliche Niederlage ist desto merkwürdiger

wegen der Folgen, die sie nicht hatte. Alle Welt glaubte, daß die flüchtige Oesterreichische Armee würde verfolgt und aufgerieben, die eingeschlossene aber durch Feuer und Hunger zur Uebergabe gezwungen werden; allein das Kriegsglück vereitelte sehr geschwind die Hoffnungen der Preußen, und löste ihren Feinden neuen Muth ein. Durch die Schlacht bey Prag verlor jedes Heer einen vortrefflichen Feldherrn. Friedrich herrauerte den Tod Schwerins, seines Lehrmeisters in der Kriegskunst, und ließ ihm nach geendigtem Kriege in Berlin eine Bildsäule errichten. Der Feldmarschall Brown starb an seinen in der Schlacht erhaltenen Wunden; er mußte aber noch vor seinem Tode die Jammerscenen in Prag mit ansehen.

Diese ungeheure Stadt hatte nun innerhalb ihren Mauern ein ganzes Kriegsheer. Nebst der Prager Besatzung waren hier 50,000 Mann beisammen, worunter sich alle vornehme Befehlshaber, die Sächsischen Prinzen, der Herzog von Modena, ja selbst der Prinz Carl von Lothringen befanden. Eine so große Kriegsmacht war seit der Belagerung von Aleria in keiner Stadt anders Welttheils eingeschlossen gewesen. Alle Nationen in Europa, Verbündete und Neutrale, erwarteten nun ganz außerordentliche Scenen. Friedrich ließ die ungeheure Stadt, die beynabe zwey deutsche Meilen im Umfang hat, unverzüglich berennen, und alle Ausgänge mit Batterien besetzen. Anfangs glaubte man in Wien, daß eine so gewaltige Armee, wie die Kaiserliche, die Miegel ihres Kerkers bald zersprengen würde; allein die nachdrücklichsten, oft wiederholten Versuche, mit Klugheit entworfen, und mit Verzweiflung ausgeführt, waren alle fruchtlos, und die durch zahlreiche Batterien zurückgewiesenen Oesterreicher mußten immer wieder zu ihrer Quaschantaine von Pferdefleisch zurückkehren. Dieses

war die Nahrung der ganzen eingeschlossenen Armee schon in den ersten Wochen; die Pferde der Artillerie und Cavallerie wurden geschlachtet, und das Pfund von ihrem Fleische anfangs für zwey, hernach für vier Kreuzer verkauft. Man hatte sich auf einen so außerordentlichen Vorfall nicht vorbereitet; die Magazine in der Stadt waren schlecht gefüllt; die Truppen litten an allem Mangel, und die 80,000 Einwohner standen in Gefahr Hunger zu sterben.

Prag wurde nun förmlich belagert, und immer enger eingeschlossen; man warf Bomben und glühende Kugeln in die Stadt, die viele Häuser in Brand steckten, und eine fortdauernde Feuerbrunst unterhielten. Die Preußen konnten des Nachts das Geschrey und Wehklagen der Einwohner deutlich hören. Zwölftausend derselben wurden aus der Stadt gejagt, um die Hungersnoth zu schwächen; allein die Canonenkugeln der Belagerer trieben sie in ihr Elend wieder zurück. Nach einer dreiwöchentlichen Belagerung lag die ganze Neustadt und Judenstadt in der Asche; auch einige Vorrathshäuser mit Proviand waren dabey im Rauch aufgegangen. Viele Menschen, denen der Krieg nichts anging, Greise, Weiber und Kinder, wurden durch die Bomben gerödtet, oder in Häusern zerschmettert. Die Unruhe in dieser unglücklichen Stadt war daher unaussprechlich. Alle Straßen waren mit Wagen und Pferden bedeckt, die Kirchen lagen voller Verwundeten und Kranken, und der Tod räumte unter Menschen und Vieh wie bey der Pest auf. Die Geislichkeit, der Magistrat, die Bürgerschaft, alles flehete den Prinz Carl um Erbarmen an, das er zwar hatte, jedoch hier nicht werthtätig zeigen konnte. Er versuchte zu capituliren, und verlangte einen freyen Abzug. Friedrich wollte von diesem nichts hören, und schlug seinerseits Bedingungen vor, die man nicht glaubte annehmen

zu können. Die Hoffnung dieser Truppen, sich mit Gewalt den Weg aus der Stadt zu bahnen, war verschwunden, und das Vertrauen auf die Daunische Armee, die bey Kollin stand, nur sehr geringe. Nichts blieb also den Eingeschlossenen übrig, als sich dem Schicksal zu überlassen.

So war die kritische Lage der Kaiserin Maria Theresia. Alle Pässe ihres Königreichs Böhmen nach der Lausitz, nach dem Voigtlande, nach Sachsen und nach Schlesien, im Besitz der Preußen; der Kern ihrer Kriegsmacht, und ihre vornehmsten Befehlshaber in Prag eingesperrt; ihre übrige Truppen geschlagen, muthlos, und in kleinen Haufen zerstreut, denen es sogar auf ihrem eignen Boden an Subsistenz fehlte; die Hauptstadt von Böhmen durch Hunger und Feuer aufs äußerste gebracht; das darin eingeschlossene Heer auf dem Punct, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben, und das ganze Königreich, nebst den daran stoßenden Oesterreichischen Provinzen, dem Schicksal nahe, dem Sieger unbedingt unterworfen zu werden. Aus Sachsen war alle Hülfe ganz abgeschnitten, alle Kaiserliche Erbländer offen, und dem Feinde bloßgestellt; ja Wien selbst nicht gegen eine Belagerung gesichert. Man hielt die Preußen, die seit 1741 in acht Schlachten gesiegt und noch keine einzige verloren hatten, jetzt für unüberwindlich, und ihrem Könige alles zu thun möglich. Die Bestürzung in dieser Kaiserstadt war daher unaussprechlich; man glaubte den Sieger bereits vor den Thoren dieser Residenz zu sehn, und schon dachte man auf Mittel, ihm mit großen Aufopferungen den Frieden anzutragen.

Diese günstige Glückslage Friedrichs bereitete er selbst durch einen übereilten Entschluß, den nur die ihm drohende Gefahr entschuldigen konnte. Die Belagerung von Prag zögerte länger, wie er geglaubt hatte; er wußte, daß die Russen, Schweden, Franzosen und Reichstruppen

sich von allen Seiten seinen Staaten näherten. Jeder Tag war ihm kostbar. Noch nie im Schlachtfelde überwunden, dachte er kaum an die Möglichkeit einer Niederlage. Er ließ den größten Theil seines Heers bey Prag stehn, um die Belagerung fortzusetzen, und ging mit 32,000 Mann, den Feldmarschall Daun anzugreifen, und so alle Hoffnungen der Belagerten auf einmal zu vernichten.

Dieser Feldherr war aus Mähren mit einer starken Armee gekommen, in der Absicht, zu dem großen Kaiserlichen Heer zu stoßen. Am Tage der Prager Schlacht befand er sich nur noch vier Meilen von Prag. Diese Nähe begünstigte die Rettung der vom Schlachtfelde entflohenen Oesterreicher; er zog sie an sich, und lagerte sich sodann 60,000 Mann stark auf den Bergen bey Kollin, wo er sich sorgfältig verschanzte. Die diesem General eigne Behutsamkeit, und eingeschränkte Fähigkeiten zum Offensiv-Kriege, machen es höchst wahrscheinlich, daß er nichts großes, wenigstens nichts wirksames, zur Befreyung der Belagerten unternommen haben würde, so gemessen auch hierüber die Befehle seines Hofes waren. Hiezu kam, daß seine Truppen muthlos geworden, und der Name Preusse fürchterlich in ihren Ohren klang. Der Herzog von Bayern, der ihm mit 20,000 Preussen entgegen geschickt war, benutzte diese Vortheile, und nahm gleichsam vor Dauns Augen einige ansehnliche Magazine weg. Der König an der Spitze eines starken Corps seiner besten Truppen, vereinigte sich endlich mit der Bayerischen Armee, und nun rückte er den 18ten Junius auf den Feind los.

Daun hatte inzwischen seine Stelle verändert; eine seiner Linien stand auf dem Abhang der Berge, die andre auf dem Gipfel derselben. Vor seiner Fronte waren Dörfer, Hohlwege, und senk-

rechte Anhöhen, zum Theil unersteiglich; eine zahlreiche Artillerie, die ein erschreckliches Feuer machte, schien vollends allen Angriffen ein Ziel zu setzen. Dennoch geschah derselbe, nachdem der König diesen Posten turnirt hatte, mit einem Muthe, der von keinem Volke auf Erden je übertroffen worden, und die Feinde in Erstaunen setzte. Dieser große Tag war des Preussischen Namens vollkommen würdig. Vielleicht war seit der Schlacht von Arbela, wo auf Persiens Feldern Griechische Tactik das Schicksal vieler Königreiche entschied, nie Heldenmuth und Kriegskunst in einem so hohen Grade vereinigt gewesen. Siebenmal griffen die Preußen den so überaus vortheilhaft postirten Feind an, und wenn der gräßliche Kugelhagel alles über den Haufen warf, und die Bataillons immer zurück schmetterte, so war dies kein Weichen, sondern blos eine zurückziehende Bewegung, um sich wieder in Ordnung zu stellen, und von neuem anzugreifen. Wohl kriegerischer Muth kletterte man über die Leichenhügel der Erschlagenen, als ob es Erdhaufen wären. Die Tapferkeit und die Kriegskunst aber entschieden nicht den Ausgang dieses denkwürdigen Tages, sondern Zufälle. Die Preußen hatten verschiedene ansehnliche Vorthelle erlangt; der rechte Flügel des Feindes war geschlagen, und die dort postirte Cavallerie über den Haufen geworfen, und schon dachte Daun auf den Rückzug; die Adjutanten flogen mit den dahin abzweckenden Befehlen von Flügel zu Flügel; als die Schaafe, worin die Schicksale der Menschen und der Staaten gewogen werden, auf einmal ganz unerwartet zu Friedrichs Macht stieg. Des Königs weise Disposition wurde nicht befolgt. Einer seiner vornehmsten Generale brach die Linie durch kriegerische Hitze verleitet; er hielt mit seinen kampfdürstenden Schaaren stille, zu der Zeit, da er sich ohne zu sechten, in unser

strenntlicher Verbindung mit der ganzen Schlachtmachine ruhig fortbewegen sollte. Dadurch bekam die ganze Preussische Armee eine falsche Richtung und eine Deffnung. Einige Sächsische Regimente Cavallerie, die sich bey Daun's Heere befanden, und für Begierde brannten, sich mit den Preußen zu messen, brachen nun ohne erhaltene Ordre los, und stürzten auf den Feind.

Wenn es der Reuterey glückt in Infanterie einzuhauen, so bleibt der letztern nichts übrig als zu fliehen, widrigenfalls ist ihr Loos Tod oder Gefangenschaft. Dies war ein natürlicher Grund, sah bey allen im Kriege berühmten Nationen bis auf die Schlacht von Kollin, wo die hohe Disziplin der Preußen mit ihrer Tapferkeit im gleichen Schritt gieng. Man ließ ganze Schwadronen Sächsischer Reuter eindringen, und mitten unter diesem Gewühl von Menschen und Pferden, die den Tod dräueten, formirten ganze Regimente Preußen, mit der festesten Gegenwart des Geistes, geschlossene Vierecke, und chargirten den Feind Pelotonweise mit einer bewundernswürdigen Ordnung, als ob sie auf dem Exercierplatz gewesen wären. In diesen lebendigen Mauern, die Vernichtung sprüheten, eingesperret, stürzten Ros und Mann übereinander, und formten Leichenhügel im innern geweihten Bezirk. Diese muthigen Reuter hatten sich selbst in diesen magischen Zirkel gleichsam gebahnt, und sahen keine Möglichkeit vor sich zu entrinnen. Es kam aber mehr Cavallerie den Sachsen zu Hülfe, und fiel die Preußen in der Fronte und im Rücken zugleich an, so daß diese endlich dem ungleichen Kampf unterliegen mußten. Die Sächsischen Dragoner schoben nach Rache. Die zwölf Jahr zuvor in Schlesien in Verbindung mit den Oesterreichern erlittene Niederlage, wo das Loos der Sachsen traurig war, schwebte noch in dieser Krieger Andenken, daher man jetzt viele bey

ihren alles zerfleischenden Säbelhieben ausrufen hörte: „Das ist für Strigau!“, Alles, was diese Reuteren nur erreichen konnte, wurde niedergemetzelt, oder gefangen genommen. Das erstere Schicksal hatte Friedrichs Leibgarde, die aus tausend Mann der schönsten Menschen bestand, größtentheils Ausländer, allein in der Potsdamschen Kriegsschule gebildet, und mit militärischem Ehrgeiz reichlich versehen. Dieser ersetzte die mangelnde Vaterlandsliebe. Sie fochten bis sie den Geist aufgaben; sodann deckten sie mit ihren schönen Leibern, in Reihen und Gliedern gestreckt, ihren blutigen Schlachtplatz. So wie Pyrrhus, da er zum erstenmal Rom's Legionen bekämpfte, die erschlagenen Römer mit Entsetzen betrachtete, so sahen Theresiens Feldherren die erlegten Preussischen Leibwächter an. Nur sehr wenige von ihnen überlebten diesen Tag.

Die Preußen überließen den Oesterreichern das Schlachtfeld. Es war Abend, und ein Theil der Preussischen Armee, der gesiegt hatte, machte sich fertig ein Lager zu beziehen und Victoria zu schießen; ja einige Cavallerie-Regimenter wollten bereits absatteln, als die schreckvolle Nachricht bey ihnen anlangte, daß die Schlacht verloren sey, und man sich zurückziehn sollte. Dieser Rückzug Friedrichs mit Bagage und Canonen, geschah mit solcher militärischer Klugheit und Ordnung, daß die großen Thaten des Tages dadurch gleichsam gekrönt wurden. Die Feinde, denen ein Preussischer Abzug vom Schlachtfelde einen ganz neuen Anblick gewährte, sahen diesem unerwarteten Schauspiel ruhig zu, so daß Friedrich ungestört in Schlachtordnung abmarschiren konnte. Sein Verlust an diesem Tage war 11000 Mann. Die Oesterreicher zählten 9000 Todte und Verwundete; an Canonen hatten die letztern nur drey und vierzig Stück erbeutet.

Friedrich schrieb bald nach dieser Schlacht an Lord Marschall einen merkwürdigen Brief, der seine damaligen Empfindungen bezeichnet. Er sagt darin: „Das Glück, mein lieber Lord, löst uns oft ein schädliches Vertrauen ein. Drey und zwanzig Bataillons waren nicht hinlänglich, sechzigtausend Mann aus einem vortheilhaften Posten zu vertreiben. Ein andermal wollen wir unsre Sachen besser machen. Das Glück hat mir diesen Tag den Rücken zugekehrt. Ich hätte es vermuthen sollen; es ist ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. Es erklärte sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. Was sagen Sie von diesem Bündniß wider den Markgrafen von Brandenburg? Wie sehr würde der große Friedrich Wilhelm erstannen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, Oesterreichern, fast ganz Deutschland, und hunderttausend Franzosen im Handgemenge sehn sollte! Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande seyn wird, unterzuliegen; aber das weiß ich, daß es keine Ehre seyn wird, mich zu überwinden.“

Diese philosophische Denkungsart bey einem so veränderten Glück, entwaffnete die Tadler, und vermehrte seine Bewunderer. Seine Lage war durch diesen einzigen Tag schrecklich geworden, seine glücklichen Aussichten waren auf einmal verschwunden, und sein Untergang schien nun unvermeidlich.

Die Schlacht bey Kollin entschied das Schicksal von Prag. Die Belagerung wurde nun sogleich aufgehoben. Der Abzug der Preußen geschah jedoch mit großer Ordnung, und nicht heimlich. Sie verließen die Laufgräben und verschanzten Posten frühmorgens mit klingendem Spiel, obgleich nicht ohne Verlust. Eine Anzahl verwundeter Soldaten, und einiges Geschütz mußten den Feinden überlassen werden, die nun aus ihrem Gefängniß eilten, und über die Abziehens

den herfielen. Die mifliche Lage der letztern wurde aber durch Friedrichs Disposition sehr gebessert. Der König vertheilte sehr weislich seine Macht in viele abgesonderte Corps, und machte dadurch die Feinde irre. Dieses erleichterte vorzüglich den Ausmarsch aus dem gebirgigten Böhmen. Des Königs Blick war nunmehr auf seine eigne Provinzen gerichtet, die gedeckt werden mußten; denn Kollin war gleichsam die Losung für Franzosen, Russen, Schweden und Reichstruppen, die Preussischen Staaten nun mit allem Eifer anzufallen, und von dem Reichshofrath geschah nunmehr auch die förmliche Aechterklärung. Die Franzosen unter Anführung des Marschalls d'Etrees, nahmen Westphalen in Besitz, und trieben die Hannoveraner zurück, die der Herzog von Cumberland commandirte. Die Russen drangen über 100,000 Mann stark ins Königreich Preussen ein, das der Feldmarschall Lehwald mit 30,000 Mann zu vertheidigen versuchte. Der Prinz Soubise mit einer andern Französischen Armee vereinigte sich mit den Reichsvölkern, um in Sachsen einzudringen, und die Schweden schifften übers Baltische Meer, Pommern anzufallen.

Brown war nun todt, und die Oesterreichischen Truppen standen jetzt unter den Befehlen des Prinzen Carl und Daun. Diese Feldherrn drangen in die Lausitz. Das Bavernische Corps, das diese Provinz decken sollte, war gegen eine solche Macht viel zu schwach, und mußte sich beständig zurück ziehen. Die Oesterreicher folgten diesen Preussen auf dem Fuße, durch Sachsen und Schlessen, und so ging es bis an die Thore von Breslau. Eine andre Kaiserliche Armee belagerte mittlerweile Zittau, eine der florissantesten Manufactur-Städte in Deutschland. Die Wuth der Feinde ging so weit, das sie, um diesen offenen mit einigen Preussischen Bataillons

befesteten Ort zu haben, Bomben und glühende Kugeln in großer Menge in die Stadt warfen, so daß diese in wenig Stunden einen bloßen Aschenhaufen darstellte; eine Barbarey, wozu sie durch den anwesenden Prinzen Xavier von Sachsen selbst aufgemuntert wurden. Die Preussische Besatzung schlug sich durch die sie umringenden Feinde, und nur ein kleiner Theil derselben wurde gefangen.

Es hatte sich schon im Frühling im nördlichen Deutschland eine Observations-Armee zusammengezogen, die aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und einigen Bataillons Gothaer und Bückeburger Truppen bestand. Zu diesen stießen noch einige tausend Preußen, so daß diese Armee über 50,000 Mann stark war. Sie befand sich aber doch zu schwach dem großen Französischen Heer die Spitze zu bieten. Nachdem dieses über die Weser gegangen, Embden weggenommen, und Hannover in Contribution gesetzt hatte, so kam es bey Hastenbeeck zwischen dem Marschall d'Etrees und dem Herzog von Cumberland zu einem Treffen, worin der letztere geschlagen wurde. Der Sieg war jedoch an sich unbedeutend, und wäre von keinen erheblichen Folgen gewesen, wenn nicht die Besorgnis für das Hannöversche Archiv, und andre Dinge von Berth, die man nach Stade in Verwahrung gebracht, den Herzog dahin vermocht hätte, sich mit seiner Armee nordwärts zu ziehn, um diese Stadt zu decken. Er wurde aber bald von den Franzosen eingeschlossen, von der Elbe abgeschnitten, und in eine Lage versetzt, wo ihm nichts als eine Capitulation übrig blieb. Diese wurde den 8ten September bey Elosier-Seeven unter der Garantie des Königs von Dänemark geschlossen. Der Hauptartikel derselben war, daß sämmtliche Truppen, sowol Hannoveraner, als Hessen und Braunschweiger, aus einander gehn

sollten. Dies geschah. Die Soldaten gingen nach Hause, und ihr Anführer reiste nach England zurück. Auf diese Weise verlohr Friedrich auf einmal eine Hülfzarmer, die bisher die Franzosen im Felde beschäftigt hatte, und nun konnten diese, die das von den Preußen verlassene Wesel längst in Besitz genommen, und sich darin festgesetzt hatten, ihre ganze Macht wider ihn allein wenden.

Sie hatten, außer Hannover, auch die Hessischen Länder besetzt. In Cassel herrschte der Französische Kriegscommissarius Foulon wie ein Großvezier. Der Landgraf, um kein Augenzeuge dieser Tyranny in seiner eignen Residenz zu seyn, hatte sich nach Hamburg begeben, wo er auch den größten Theil des Kriegs blieb.

Die Civil-Proceduren der Franzosen waren jedoch noch gemäßiget, so lange der Marschall d'Etrees das Obercommando hatte. Er zeigte bey allen Vorfällen seinen Edelmuth sowohl als seine Kriegstalente. Die Universität Göttingen bat um seinen Schutz. Die Antwort des Marschalls verdient einen Platz in der Geschichte.

„Meine Herren,

„Die Universität zu Göttingen ist wegen der vielen großen Männer, die aus selbiger entstanden sind, und die ihren Ruhm besiegelt haben, zu berühmt, als daß ich diese Gelegenheit nicht ergreifen sollte, ihr meine besondre Hochachtung zu bezeugen. Sie kann sich wegen der Beschwerlichkeiten, die der Krieg mit sich bringt, beruhigen. Ich werde sie, so viel von mir abhängt, davon entfernen. Mir ist zur Gnüge bekannt, wie nachtheilig sie den Wissenschaften sind; und ich werde Sorge tragen, daß der Durchzug der Völker eine so berühmte und vor-

„treffliche hohe Schule nicht störe. Unter dieser
„aufrichtigen Gesinnung bin ich in der That

Meine Herren,

Holzhausen,
den 16. July 1757.

Ihr ergebenster Diener,
der Marschall von Etrees.

Noch in eben diesem Monat erhielt Etrees ein königlich Schreiben aus Versailles, worin ihm anbefohlen ward, das Commando dem Herzog von Richelieu, einer Creatur der Marquisin von Pompadour, zu übergeben; dabey aber hieß es, daß der König es gern sehen würde, wenn der Feldmarschall dem ungeachtet bey der Armee bliebe. Etrees gehorchte dem Befehl, allein ohne des Königs Wunsch zu erfüllen. Sobald sein Nachfolger eingetroffen war, reiste er ab.

Richelieu erndtete also die Früchte von den klugen Maßregeln seines Vorgängers, da er die bedrängten Allirten zu der vorgedachten Capitulation nöthigte. Er hatte nunmehr das Commando der Französischen Hauptarmee förmlich übernommen, und Braunschweig besetzt. Von hieraus schickte er viele seiner besten Truppen, worunter auch die Gens d'armes waren, zur Armee des Prinzen Soubise, der nun in Verbindung mit den Reichsvölkern auf Sachsen losrückte. Richelieu selbst fiel mit seinem Heer in die Preussischen Provinzen ein, ließ die Städte und Dörfer entweder ausplündern und verheeren, oder bedrohte sie mit Feuer und Schwert, um von den wehrlosen Einwohnern unerschwingliche Contributionen zu erpressen. Die Excesse dieser

Franzosen waren so groß, daß sie fast den Gräueln der Cosaken gleichkamen. Reiche Leute wurden auf ausdrücklichen Befehl vornehmer Officiers jämmerlich geprügelt, um Brandschatzungen für ihre Mitbürger zu bezahlen: man schändete Weiber und Mädchen, und spielte gleichsam mit dem Leben der Menschen. Nichts war bey diesen Truppen gewöhnlicher, als unschuldige Personen aus ungegründetem Verdacht, ohne einen Schatten von Beweis, als Spione aufzuhängen. Viele hundert Deutsche, ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Verhältnisse, hatten im Laufe des Krieges dieses Schicksal.

Das Lösungswort des neuen Französischen Feldherrn war: Erpressungen; nicht sowol für den Dienst seines Königs, als für sich selbst. Geschützt durch die königliche Maitresse erlaubte er sich die unedelsten Handlungen, und ordnete nicht selten die Kriegsoperationen so, wie es sein Privatnutzen erforderte. Von allen Heerführern, die in diesem Kriege commandirten, bereicherte sich auch keiner von irgend einer Nation so, wie Richelieu. Er verbarg es auch so wenig, daß er sich noch vor geendigtem Kriege, in Frankreichs Hauptstadt einen prächtigen Pallast bauen ließ, den die Pariser le Pavillon d'Hannovre nannten.

Friedrich theilte sein Heer nun in viele Corps, um den verschiedenen Armeen, die von allen Seiten auf Sachsen und den Mittelpunct seiner Staaten anrückten, Hindernisse in den Weg zu legen. Er schränkte sich jedoch nicht bloß auf Vertheidigung ein, sondern ging allenthalben, wo sich die Gelegenheit vortheilhaft zeigte, angreifend zu Werke. Der Oberst Mayer fiel in die Oberpfalz ein, sammelte Contributionen, durchstrich den Fränkischen Kreis, und bedrohte Nürnberg. Die bedrängte Stadt wandte sich in der Angst an die Kreisversammlung, und bat um

Schutz. Der Fränkische Areopagus zeigte seine Weisheit bey diesem Vorfall. Man verlangte von dem Kriegs-Obersten Mayer, er sollte sich wegen des Einfalls in Franken legitimiren und allen Schaden ersetzen. Der Preussische Befehlshaber war nicht mit Pergamenten, wohl aber mit Pulver und Kugeln versehen, und von Bedürftenden Kriegern begleitet; er wies daher lächelnd den Abgeordneten seine bewaffneten Soldaten, und frug, ob sie noch eine bessere Legitimation verlangten. Nachdem er endlich den vorgesetzten Endzweck erreicht hatte, marschirte er zurück, nahm aber bey seinem Abzuge aus Franken Geiseln mit, worunter sich auch zwey Nürnberger Patricier befanden.

Die Kaiserlichen benutzten die Zerstreung der Preußen, und der General Haddick wagte sich mit 4000 Mann bis an die Thore von Berlin. Diese Residenz ohne Wall, zum Theil ohne Mauern, und nur mit Pallisaden versehen, war damals mit 2000 Mann Landmiliz besetzt, wozu einige hundert Recruten und andre Soldaten kamen. Die königliche Familie hatte sich gleich nach eingegangener Nachricht von der Annäherung der Feinde nach Spandau begeben. Man hatte also in dieser Lage nichts von einem stehenden Corps zu befürchten, das aller Mittel beraubt war, die Königsstadt zu ängstigen, und in steter Sorge stand abgeschnitten zu werden. Haddick ließ die Stadt auffordern, und griff fast zu gleicher Zeit das Cöpenicker und Cottbusser Thor an. Die Pallisaden am erstern wurden niedergeschossen, und nun drangen die Oesterreicher mit hellem Haufen in die dort befindliche Vorstadt ein. Die Einwohner zeigten sich des Brandenburgischen Namens würdig. Ganze Gewerke wollten sich vereinigen, und erböten sich, die Feinde zu versagen; allein der Kleinmuth des Commandanten, General Rochau, wollte keine

Versuche dieser Art gestatten. Es kam bloß in der Cöpenicker Vorstadt zwischen einem Commando Preussischer Soldaten und den Oesterreichern zu einem unbedeutenden Scharmüßel, wodurch nichts entschieden wurde.

Die Nachricht von der Annäherung des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau beunruhigte jedoch die Feinde außerordentlich. Haddick, der die Gefährlichkeit des Verzugs kannte, war mäßig in seinen Forderungen, und diese wurden endlich zugestanden, nicht sowol aus Furcht, sondern um der Unruhe ein Ende zu machen. Man zahlte den Feinden 200,000 Reichsthaler, und nun marschirten sie in größter Eil ab.

Im Königreich Preußen war indessen auch die Kriegsscene eröffnet worden. Die Russen waren, unter Anführung des Feldmarschalls Apraxin, über 100,000 Mann stark daselbst angekommen, und hatten Memel eingenommen. Ihre leichten Truppen, Cosaken, Katmucken und Tartaren verheerten dabey das Land mit Feuer und Schwerdt, und zwar auf eine Art, die seit den Zeiten der Hunnen nicht in Europa erlebt worden war. Diese Unmenschen mordeten oder verstümmelten unbewaffnete Leute aus satanischer Lust. Man hing sie an Bäumen auf, oder schnitt ihnen Nasen und Ohren ab; andern wurden die Beine abgehauen, der Bauch aufgeschnitten und das Herz herausgerissen. Die Gräber wurden zerstört, und die Gebeine umhergestreut, Edelleute und Prediger mit Kantschuhen zerfleischt, nackend auf glühende Kohlen gelegt, und auf allerhand Art gemartert. Man nahm den Eltern ihre Kinder weg, oder ermordete sie vor ihren Augen. Mädchen und Weiber wurden geschändet. Viele Frauenspersonen brachten sich ums Leben, um der Brutalität dieser Henker zu entgehn. Eine Menge Menschen flüchtete nach Danzig, wohin auch das königliche Archiv aus Königsberg ge-

bracht wurde. Der Preussische Feldmarschall Lehwald konnte den Feinden nur 30,000 Mann entgegenstellen. Mit diesen aber griff er sie den 30sten August bey Groß-Lagersdorf in ihren Verschanzungen an. Das Glück erklärte sich anfangs ganz für das kleinere Heer, das diesmal nicht um den Ehrgeiz eines Monarchen zu befriedigen, sondern gegen barbarische Völker für seinen eignen Heerd, für Leben und Wohlfahrt stritt. Die Preußen hatten schon viele Russische Canonen erobert, die feindliche Cavallerie übertaufen geworfen, und einen Flügel der Hauptarmee ganz geschlagen, als ihnen der Sieg auf einmal entrißen wurde. Die Russen hatten einige auf dem Schlachtfelde liegende Dörfer in Brand gesteckt; der Rauch und Dampf derselben führte die Preußen irre; sie geriethen in Unordnung, und nun wurden sie überflügelt. Lehwald hatte jetzt eben das gute Glück, wie Friedrich bey Kollin. Man ließ ihn ungestört abziehen. Sein Verlust war 5700 Todte und Verwundete; die Russen zählten 7000. Ihr Sieg aber brachte ihnen keinen Nutzen. Sie hatten keine Hoffnung für ihre ungeheure Armee in dem zur Einöde gemachten Preußen Unterhalt zu finden. Apraxin ließ daher nur 10,000 Mann zur Besatzung von Memel zurück, und marschirte wenig Tage nach der Schlacht mit allen übrigen Truppen davon. Dieser Rückzug war ganz einer Flucht ähnlich, und geschah so übereilt, daß 15000 Verwundete und Kranke, achtzig Canonen, und viel Kriegsgeräthschaften zurück bleiben mußten. Der Zug ging in zwey Colonnen, und beide Marschronten wurden durch Feuer, Plünderung, und alle nur ersinnliche Grausamkeiten bezeichnet. Alle Städte, Flecken und Dörfer, wo diese höllische Schwärme hinkamen, gingen im Rauch auf, und die Landstraßen waren mit Leichnamen von Menschen und Pferden gleichsam bedeckt. Die zur äußersten

Verzweiflung getriebenen Preussischen Bauern wehrten sich, und machten dadurch ihr Unglück noch größer. Die geschlagenen, aber nicht überwundenen Preußen verfolgten die Russen bis an die Gränzen von Friedrichs Staaten.

Bei diesem Abzuge ereignete sich ein besondrer Vorfall. Der König von Preußen erhielt einen Aukirren, auf den er wol nie hätte denken können, der ihm hier einige tausend Kalmucken gänzlich vom Halse schaffte. Dieser thätige Bundesgenosse waren die Blattern. Die Kalmucken, die ohne diese schreckliche Gesche in ihrem Lande gelebt hatten, lernten sie hier zu ihrem Erstaunen kennen. Sie fand sich auch unter ihnen ein, und viele wurden davon das Opfer. Selbst ihr Anführer wurde damit befallen; und nun war nichts fähig sie länger aufzuhalten. Die ganze Kriegsschaar dieses wilden Volks ging nach ihrer Heimath zurück, ohne je den deutschen Boden betreten zu haben.

Die Russischen Feldherrn ließen sie in Ruhe ziehn. Sie waren froh diese Unholde loszuwerden, die noch ärger wie die Cosaken waren und gar nicht gebändigt werden konnten. Nur einige wenige Kalmucken, bei denen die Raubsucht alle andre Betrachtungen unterdrückte, verließen ihre Landsleute, und blieben bei der Russischen Armee.

Diese Nation, die jetzt zum erstenmal gegen die Deutschen zu Felde zog, war von allen Feinden Friedrichs die wildeste, gleich unwürdig wider einen cultivirten Staat geführt zu werden, als ein disciplinirtes Heer zu unterstützen. Unfähig, durch ihre Waffen dem Heer Siege zu erleichtern, mußte dieses vielmehr durch ihre Verwüstungen leiden, und den Schandstreck der vergangenen Gräuel mit diesen Horden theilen, die dem Stande der Wildheit näher, als dem Stande der Barbarey sind. Diese Kalmucken wohnen an

der Caspischen See und dem Flusse Wolga. Sie sind ein freyes Volk, stehen aber unter Russischem Schutze, wofür sie, wenn die Beherrscher dieses Reichs es verlangen, zu Felde ziehen müssen. Sie bekommen keinen Sold, allein jeder jährlich einen Rubel, und einen Pelz von Schaffellen. Sie sind eigentlich Nomaden, und haben weder Städte noch Dörfer. Ihre Wohnungen sind Zelten von Fils. Mit diesen ziehn sie beständig herum, je nachdem sie an einem Ort für ihr vieles Vieh, worinnen ihr ganzer Reichthum besteht, Fütterung finden. Sie sind außerordentlich hässlich, und sehen alle einander so ähnlich, daß es sehr schwer ist, einen von dem andern zu unterscheiden. Ihr Gesicht ist sehr platt, und beynahe viereckigt. Die Augen gleich den Chinesern, sehr klein und tief im Kopf, die Nase breitgedrückt, der Mund und die Ohren außerordentlich groß, und letztere vom Kopfe abstehend. Sie führen Bogen und Pfeile, mit denen sie unglaublich weit und gewiß schießen. Ihre Religion ist die Heidnische.

Friedrich rief nur Lehwald aus Preußen ab, mit Befehl, gegen die Schweden zu marschiren. Diese Französischen Bundsgenossen waren in dieser Zeit 22,000 Mann stark, worunter 4000 Mann Cavallerie, in Pommern angelangt. Der kriegerische Muth dieses Volks drohete den Preußen einen fürchterlichen Feind. Allein nie wurde wol die Ehre einer Krone und der Ruhm braver Truppen so vorseßlich auß Spiel gesetzt, als bey dieser Gelegenheit. Die Ausrüstung der Schwedischen Armee in allen ihren Theilen, so wie sie damals in Deutschland anlangte, war eine wahre Satyre auf die neuere Kriegskunst. Soldaten, in Weib und Glieder gestellt, wohlgeübt, und voll Begierde zu fechten, waren da; allein sonst fehlte auch alles. Kein Feld-Commissariat; keine Bäckerey; keine Magazine; keine Schiffsbrücken;

Feine leichten Truppen, und keine Subordination. Hiezu kamen Anführer, nicht unerfahren in der Kriegskunst, denen aber jeder Schritt vom Schwedischen Reichsrath genau vorgeschrieben war, die nicht untereinander harmonirten, und denen man bey jeder Unternehmung mit Verantwortung der Folgen drohete. Auf diese Weise ist es erklärbar, wie die Krieger eines Volks, das mehr als einmal das Schicksal von Deutschland mit dem Schwerdt entschied, und im Westphälischen Frieden Europa Geseze gab, ohne ihre kriegerischen Tugenden verlohren zu haben, nach fünf Feldzügen, ruhmlos und verspottet, nach ihrer Heimath zogen.

Der Mangel an leichten Truppen war Ursache, daß diese Schweden oft die besten Entwürfe aufgeben mußten; denn die Preußen neckten sie mit einer Handvoll Leute auf allen Seiten, und schnitten ihnen beständig die Zufuhren ab. Tief in die Preussischen Staaten konnten sie wegen fehlender Magazine und Pontons nicht eindringen, und ihrer Vereinigung mit den Französischen, Russischen oder Oesterreichischen Armeen, woran immerfort gearbeitet wurde, standen so mancherley Hindernisse im Wege, daß sie auch nicht ein einziges mal versucht wurde. Das Schwedische Kriegstheater war daher in einen kleinen Winkel von Norddeutschland eingeschränkt. Diese Truppen tummelten sich in Pommern und einem Theil der Mark herum, ohne irgend etwas großes zu unternehmen, und hiebey blieb es den ganzen Krieg durch.

Der König suchte nun die vereinigten Franzosen und Reichsvölker zu einer Schlacht zu bringen, und rückte ihnen entgegen. Seine Lage war in der That schrecklich: In der Nähe und in der Ferne Feinde, die sich beständig mehrten. Seine Siege halfen zu nichts. Es war der Kopf der Hydra. Hatte er eine Armee geschlagen, so

rückten ihm zwen entgegen. Ein Reichschloß hatte ihn aller seiner Länder, ja selbst seiner Ehrwürde verlustig erklärt. Der Vorsatz und die Macht ihn ganz zu Boden zu drücken, war stärker als jemals. Nie war daher seine Hoffnung schwächer. Dennoch war die Heiterkeit seines Geistes in eben diesem Zeitpunkt groß genug, daß er sein Testament in französischen Versen machen konnte. So gerecht aber auch seine Besorgniß war, der Menge unterzuliegen, so nahm er doch alle Maßregeln, zu überwinden. Seine durch so viele Treffen geschwächte Armee war nur 22,000, die Feinde aber 60,000 Mann stark. Sie hatten schon eine Probe der Preussischen Thätigkeit bey Gotha erfahren. Die ganze Generalität der Franzosen mit ihrem Heerführer Soubise an der Spitze, und 8000 Mann hatten Gotha zu ihrem Recreationsort ausersehen, um sich von den Kriegsstrapazen etwas zu erholen. Es war bey dem Herzoglichen Hofe große Cour, und auf dem Schlosse hatte man gewaltige Zurüstungen gemacht, die bewaffneten hohen Gäste wohl zu bewirtheten. Es war eben Nitragßzeit; die Tafeln waren gedeckt, und die Franzosen zeigten den besten Appetit, als der Preussische General Seidlitz mit 1500 Reutern vor den Thoren erschien. Die 8000 Franzosen dachten an keinen Widerstand; sie verließen die rauchenden Schüsseln, und eilten aus der Stadt. Nur wenige ihrer Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht, destomehr aber Cammerdiener, Laquaien, Köche, Friseurs, Matressen, Feld-Paters und Comodianten, die von einer Französischen Armee unzertrennlich sind. Die Equipage vieler Generals fiel den Preussen in die Hände, worunter man ganze Kisten von wohlriechenden Wassern und Pomaden, desgleichen eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafrocke und Papageyen fand. Seidlitz überließ seinen Husaren diese Toiletten;

Beute; den galanten Troß aber schickte er ohne Lösegeld zurück.

Die Franzosen waren so zufrieden, als ob sie ein Treffen gewonnen hätten, da sie sich wieder im Besitz ihrer verlohrenen dringenden Bedürfnisse befanden. Der Muth zu fechten wuchs bey ihnen, und ihre einzige Besorgniß war, daß der König ihnen entrinnen möchte. Einige seiner Marsche und Stellungen bestätigten diese Vermuthung. Sie kannten seine schnellen Bewegungen, seine Manövers und seine Kriegskunst überhaupt bisher bloß aus Erzählungen, die aber so wenig Eindruck auf sie gemacht hatten, daß sie es wagten ihn auf einem Terrain anzugreifen, wo er seine tactischen Künste entwickeln konnte. Ihre Hoffnung war nicht bloß ihn zu schlagen, sondern seine ganze Armee aufzuheben. Man warf im Französischen Lager die Frage auf, ob es auch Ehre bringe mit einem so kleinen Haufen zu schlagen. Nie war ein kriegerischer Eigendünkel lächerlicher, und nie wurde er besser bestraft.

Es war am 5ten November bey dem Dorfe Rossbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolph für Deutschlands Freyheit schlug und starb, das eine der sonderbarsten Schlachten geliefert wurde. Der König lockte die Franzosen durch eine zurückziehende Bewegung aus ihrer vortheilhaften Stellung. Sie glaubten, er suche sich aus ihren Händen zu retten, und bemüheten sich daher ihm in den Rücken zu kommen. Friedrich, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung konnten gestellt werden; sahe daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu, und ließ seine Linien nicht einmal ausrücken. Das Preussische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittagszeit war, waren die Soldaten mit ihren Mahlzeiten beschäftigt. Die Franzosen, die dieses in der Ferne sahen, konnten ihren

Sinnen kaum trauen; sie hielten es für dumpfe Verzweiflung, wo man selbst auf alle Vertheidigung Verzicht thut. Diese aufs höchste gespannte Erwartung war nicht wenig Ursache des so geringen Widerstandes und des pazifischen Schreckens, das diesen Tag so denkwürdig macht. Der General Seidlitz kam mit der Preussischen Reuterey auf einmal hinter einem Hügel hervor, und stürzte wie ein Donnerwetter mit künstlichen Manövern auf den hoffnungsstrunkenen Feind los. Was nie auf einem Schlachtfelde erhört war, geschah hier: die leichte Reuterey griff die schwere Cavallerie an, und warf sie übern Haufen. Die Husaren mit ihren behenden Pferden waren beweglich genug, die Französische Gensd'armerie anzufallen. Weder der angestammte Muth dieses edlen Corps, noch ihre colossalischen Kasse konnten hier entscheiden. Alles wurde zurückgeworfen. Soubise ließ das Reserve-Corps vorrücken; allein kaum zeigte es sich, so wurde es auch auf dem Felde geschlagen. In eben dieser Zeit rückte die vorher so ruhige Preussische Infanterie plötzlich in Schlachtordnung an, und empfing die Französische mit einem entsetzlichen Canonenfeuer. Hierauf folgte ein regelmäßig's Musketenfeuer, wie bey Mustierungen. Die Französische Infanterie sah sich nun von ihrer Cavallerie verlassen, und vom Feinde in der Flanke angegriffen. Vergebens versuchte Soubise französische Experimente. Seine Folarischen Colonnen wurden mit leichter Mühe auseinander gesprengt, und nichts blieb übrig, als eine allgemeine Flucht. Die Franzosen sowol als die Reichsvölker warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können. Nur einige Schweizer-Regimenter hielten noch eine Zeitlang, und waren die letzten auf dem Schlachtfelde. Der Sieg war so geschwind entschieden, daß selbst die Ueberwundenen nicht einmal auf die Ehre eines starken Widerstandes

Anspruch machten, sondern sich mit einem panischen Schrecken entschuldigten; dabey unterließen die Franzosen jedoch nicht den Reichstruppen alle Schuld bezuzumessen.

Schwerin starb einige Monate zu früh, und war also nicht so glücklich diesen Preussischen Triumph zu erleben. Nach seiner oft geäußerten Meinung war es nur ein Sieg gegen die Franzosen, der den kriegerischen Ruhm der Preussen krönen konnte. Viele einzelne Tüchte vermehren die Merkwürdigkeit dieses Tages. Der König fand auf dem Wahlplatze einen Französischen Grenadier, der sich gegen drey Preussische Reuter wie ein Rasender vertheidigte, und sich nicht ergeben wollte. Der Befehl Friedrichs machte diesem ungleichen Kampf ein Ende. Er frug den Grenadier, ob er sich denn unüberwindlich glaubte. Dieser antwortete: „Ja Sire, unter Ihrer Anführung.“ Der König ging auf dem Schlachtfelde herum, und tröstete die verwundeten Französischen Officiers, die gerührt durch diese Herablassung, ihn als den vollkommensten Eroberer begrüßten, der nicht zufrieden ihre Körper bezwungen zu haben, nun auch ihre Herzen erobert hätte. Die Beute der Preussen war sehr groß. Unter andern fielen eine Menge Ludwigs-Kreuze den Preussischen Husaren in die Hände, die sich damit pükten. Es wurden zwey und siebenzig Canonen und zwey und zwanzig Fahnen erobert, und 6220 Gefangene gemacht. Die vereinigten Armeen hatten 3560 Tode und Verwundete, und die Preussen nur 300. Unter den Verwundeten befanden sich auch Prinz Heinrich von Preussen, und der General Seidlitz. Ein so wohlfeiler und doch dabey so vollkommener Sieg gegen ein kriegerisches Volk ist in der neuern Geschichte ohne Beyspiel. Die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange; denn es war kein Rück-

zug, sondern eine Flucht in der höchstmöglichen Verwirrung.

Alle Deutsche Völkerschaften, groß und klein, ohne Rücksicht auf Partey, Reichsacht, und eignes Interesse, waren mit diesem Siege gegen die Franzosen zufrieden, den man als einen National-Triumph ansah. Diese Stimmung äußerte sich allenthalben, selbst auf dem Schlachtfelde. Ein Preussischer Reuter, im Begriff einen Französischen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblick, da er Hand anlegen will, einen Oesterreichischen Kürassier hinter sich mit dem Schwerdt über seinen Kopf. „Bruder Deutscher,“ ruft ihm der Preusse zu, „laß mir den Franzosen.“ „Nimm ihn,“ antwortet der Oesterreicher, und eilt davon.

Unter allen menschlichen Handlungen ist gewiß keine ernsthafter als eine Schlacht, wo sich Menschen zu tausenden einander morden; und überdem haben alle civilisirte Völker gelernt, das Unglück im Kriege, davor weder vortreffliche Heerführer, noch tapfere Truppen sichern, mit Schonung zu behandeln. Die Schlacht bey Rossbach aber wurde von Freunden und Feinden wie eine lustige Farce betrachtet, und die Pariser selbst waren hiebey nicht die letzten. Soubise wurde öffentlich verspottet, und die Pariser Witzlinge hörten nicht auf Epigrammen und Gassenlieder zu machen. Jedoch andre Vorfälle in dieser nach neuen Gegenständen dürstenden Hauptstadt Frankreichs, verschafften den gedemüthigten Feldhern endlich wieder Lust. Man vergaß in Paris nach und nach die lächerliche Niederlage. In Deutschland aber blieb sie im frischen Andenken, und das Wort Rossbach tönte vom Baltischen Meer bis zu den Alpen, ohne Ansehn des Standes alten Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte.

Die große Vorliebe Friedrichs gegen dieses Volk, die sich auch bey dieser Gelegenheit zeigte, konnte den Spott nicht schwächen. Es waren einige hundert Französische Officiers gefangen worden; diesen wurde Berlin zum Aufenthalt angewiesen, wobey man ihnen gestattete nach Hofe zu kommen. Nur sehr wenige unter ihnen hatten den Hof von Versailles in der Nähe kennen lernen; die meisten befanden sich daher auf dem königlichen Schlosse zu Berlin in einer ihnen völlig fremden Region. Hiesu kam die Idee eines Marquis de Brandenbourg, dem man nach dem Ausdruck der galanten Pariser die Ehre anthat, de faire une espece de guerre. Dieses verursachte, daß die Französischen Officiers Rossbach und ihre Gefangenschaft vergaßen, und sich so unanständig in der Residenz betrugten, daß man genöthigt war, sie bald von da fortzuschaffen. Sie wurden nach Magdeburg gebracht.

Hieher gehört folgender Zug: Eine Preussische Hofdame, die in dem Apartment der Königin einen Französischen Obersten unterhielt, frug ihn, was er von Berlin dächte. Die Antwort des Franzosen war: „Ich betrachte es wie ein großes Dorf.“ Die durch diese so unerwartete Grobheit beleidigte Dame hatte Gegenwart des Geistes genug, um folgende vortreffliche Replik zu machen: „Sie haben wol recht, mein Herr, seitdem die Französischen Bauern in Berlin sind, hat es mit einem Dorfe viel ähnliches, sonst aber ist es eine recht gute Stadt.“

Die Nachricht von der Schlacht bey Rossbach wirkte so sehr auf die Königin von Pohlen, in deren Seele die stärksten Leidenschaften wühlten, daß man sie den folgenden Tag todt fand. Schon lange war sie kränklich gewesen, allein nicht so, um ein naheß Ende zu befürchten. Sie hatte den

Abend zuvor ihre Hofsture voll des tiefsten Grams entlassen, und da diese am nächsten Morgen sich wieder einstellten, war sie nicht mehr. Friedrich verlor an ihr eine unverföhnliche Feindin, die durch falsche Religionsbegriffe verleitet, nicht wenig an dem großen Kriege schuld war, der ihre Unterthanen so unglücklich machte, und die alles gerne ihrem Fanatismus aufgeopfert hätte.

Von den geschlagenen Französischen und Reichstruppen war auch keine Spur mehr in Sachsen und den angränzenden Provinzen zu sehn. Sie zerstörten alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden, und zerstreuten sich dabey so außerordentlich, daß viele Haufen von ihnen nicht eher als am Rhein Halt machten; sie glaubten immer den König hinter sich zu haben. Dieser aber wurde durch die Progressen der Oesterreicher nach Schlessien gerufen. Er ließ zwar die Französische Armee unter dem Marschall Richelieu an den Gränzen seiner Staaten zurück, allein in der Hoffnung, den Französischen Operationen bald durch eine Armee Einhalt zu thun, die sich auf eine unerwartete Art anfang zu formiren.

Die Franzosen gaben König Georg dem Zweyten selbst die beste Gelegenheit, die Convention von Kloster-Seeven zu brechen. Man hatte sich nach diesem Vergleich in Hannover mit einer Art Neutralität geschmeichelt, allein man fand sich sehr betrogen. Das Land wurde ganz wie eine eroberte Provinz behandelt, und auch so in den Französischen Edicten betitelt. Richelieu erpreßte nicht allein große Brandschatzungen und Lieferungen aller Art für seine Truppen, und ungeheure Summen für sich selbst; sondern man schickte sogar einen Generalpächter aus Paris, um das ganze Churfürstenthum Hannover nach Französischer Art in Pacht zu nehmen, und methodisch auszuplündern. Dieser Pächter war zugleich als

Wachtmeister der andern deutschen Länder bestimmt, die man noch erobern würde. Ein sonderbares Königlich-Französisches Edict vom 18ten October 1757 zeigte diese Bestimmung an, dem zufolge der Franzose Gaurter seine Wachtbude in Hannover aufschlug. Alle diese Vorfälle trieben die Hannoveraner fast zur Verzweiflung. Georg liebte sein Churfürstenthum mehr wie seine Königreiche; die Großmuth des Brittischen Parlaments kam ihm zu Hülfe; und nun wurden nachdrückliche Entschliessungen genommen. Man betrachtete in England die Convention als gebrochen. Die Schlacht bey Rossbach gab der Sache vollends den Ausschlag. Die bisher zerstreuten Hannöverschen Truppen wurden nun zusammengezogen. Der Landgraf von Hessen wurde leicht vermocht seine Armee zu ihnen stoßen zu lassen, da die Franzosen ihm zu außerordentlichen Beschwerden Anlaß gaben. Er wollte anfangs der Convention von Kloster-Seeven getreu bleiben, und rief seine Truppen zurück; auch war ihre Marschrouten schon angeordnet, allein Richelieu veränderte seinen Entschluß. Er wollte sie durchaus entwaffnet wissen, und weigerte sich ohne diese Bedingung ihnen den Abzug zu gestatten. Vergebens berief sich der Landgraf darauf, daß seine Soldaten frey, bewaffnet, und mit allem versehen, nicht als Kriegsgefangene zu betrachten wären, denen man ihre Waffen nach Willkühr nehmen könnte. Der Herzog von Cumberland schrieb deshalb auch an den Französischen Feldherren, und der Dänische Gesandte, Graf Lynar, unter dessen Vermittelung die besagte Convention geschlossen war, begab sich selbst ins Französische Hauptquartier. Er schlug vor, daß zur Beruhigung des Französischen Hofes die Hessischen Truppen in Holstein verlegt werden sollten. Der Landgraf war damit zufrieden, und Richelieu schrieb nach Versailles; allein die Französischen

Minister schlugen diese Auskunft rund ab, und bestanden auf die Entwaflnung.

Der Englische Hof machte diesem Streit durch die Erklärung ein Ende, daß er sich von dem fernern Unterhalt der Hessischen Truppen gänzlich lössagte, wenn der Landgraf sie nicht der Disposition des Königs von Großbritannien sofort überlassen wollte. Dieser Fürst zögerte nun nicht lange, er überließ seine 12000 Hessen Georg's Willführ, und stellte sich dadurch ganz der Wuth der Franzosen bloß. Es wurde ein Courier aus dem Französischen Hauptquartier mit den fürchterlichsten Drohungen an ihn abgeschickt. Es hieß: „Das Residenzschloß in Cassel sollte in die Luft gesprengt, die Stadt in Brand gesteckt, und das ganze Land mit Feuer und Schwerdt so verwüstet werden, daß es Jahrhunderte lang eine Einöde darstellen würde.“ Der Landgraf verachtete diese Drohungen und entfernte sich; und nun nahmen die entsetzlichsten Erpressungen ihren Anfang. Es war dabei äußerst befremdend, daß ein Oesterreichischer Commissarius, Namens Christiani, in Cassel eintraf, um die Contributionen mit dem Französischen Commissariat zu theilen. Es wurden Befehle gegeben, daß jedermann innerhalb vierundzwanzig Stunden alles bey sich habende gemünzte Gold und Silber ausliefern sollte. Die Zenghäuser wurden ausgeräumt, und die darin befindlichen Fahnen, Pauken und andere Siegeszeichen, die die braven Hessen in ihren Kriegen erbeutet hatten, zu Asche verbrannt.

Mittlerweile formirte sich die allirte Armee. Zu den Hannoveranern und Hessen kamen nun auch die Braunschweigischen Truppen, die anfangs wider Willen des für sein Land besorgten Herzogs, hernach aber mit seiner Bewilligung bey dem neuen Heer blieben. Da die Neuteren mit dem Fußvolk in keinem rechten Verhältniß stand, so stießen dazu noch einige Regimenter

Preussischer Cavallerie. Friedrich konnte nur wenige Soldaten zu dieser Armee hergeben, allein er gab ihr einen Anführer, der ein ganzes Heer werth war. Dies war der Herzog Ferdinand von Braunschweig; einer von denen außerordentlichen Menschen, die erhabene Talente, Größe des Geistes und Edelmut des Herzens in einem seltenen Grade vereinigen, und das Menschengeslecht schlecht gleichsam verherrlichen. Vergebens drohete Richelieu, ganz Hannover in einen Schutthaufen zu verwandeln, und selbst die königlichen Palläste zu verheeren, wenn man den geringsten feindseligen Schritt unternehmen würde. Ferdinand antwortete sehr laconisch, daß er die Folgen erwarten, und an der Spitze seiner Armee ihm nähere Erläuterung geben würde. Die Operationen der Allirten nahmen gleich darauf ihren Anfang. Zwen Französische Corps wurden angegriffen und geschlagen. Richelieu ward wüthend, und befahl die Stadt Zelle zu plündern, und die Vorstädte in Brand zu stecken. Man flehete um Verschonung des Waisenhauses; umsonst! es wurde mit in Asche verwandelt. Die Strenge der Jahreszeit nöthigte endlich beide Theile die Winterquartiere zu beziehen.

Friedrich war mittlerweile nach Schlesien geeilt. Der Herzog von Bayern, der diese Provinz mit 25,000 Mann zu bedecken versucht hatte, war unermögend gewesen der ganzen Macht Oesterreichs zu widerstehn, die sich zur Eroberung dieses Landes hier vereinigt hatte. Ein Preussisches Corps, womit der General Winterfeldt die Gemeinschaft zwischen Sachsen und Schlesien offen hielt, hatte nach einem sehr hitzigen Gefechte seinen Posten verlassen, und sich zurückgezogen. Was diesen Unfall erhöhet, war die tödtliche Wunde des edlen Anführers, der Friedrichs größter Liebting, und ein Mann von seltenen Talenten war. Er besaß dabey das edelste

Herz. Sein gekrönter Freund, das Heer und das ganze Land, alles trauerte um ihn, und betrachtete seinen Tod als einen Nationalverlust.

Der Kaiserliche General Nadasti ging nun auf Schweidnitz los, und nahm diese Festung, die der Herzog von Bayern nicht entsetzen konnte, nach einer sechzehntägigen Belagerung mit Sturm ein. Die Besatzung von 6000 Mann wurde zu Kriegsgefangenen gemacht, dabey fiel eine große Menge von Bedürfnissen aller Art, Geschütz und Kriegsgeräthe, nebst 200,000 Gulden baar Geld den Kaiserlichen in die Hände. Diese Eroberung erleichterte die Communication der Oesterreicher mit Böhmen, und nun stieß Nadasti zu dem großen Heer bey Breslau.

Hier hatten sich die Preußen gelagert. Es schien den Oesterreichischen Feldherren rathsam, sie vor der Ankunft des Königs anzugreifen, der mit seiner siegreichen Armee im Anzuge war. Die Schlacht geschah den 22sten November. Das verschanzte Preussische Lager wurde wie eine Festung mit schwerer Artillerie beschossen, die man in Schweidnitz erbeutet hatte, und an fünf Orten zugleich angegriffen. Man focht von beiden Seiten mit großer Tapferkeit. Die Nacht brach ein. Das Schicksal des Tages war unentschieden. Der Herzog erwartete mit der Morgenröthe neue Angriffe, für deren Erfolg er bey der großen Ueberlegenheit des Feindes besorgt war; er ging daher in der Nacht durch Breslau, und übertief dem Prinzen Carl von Lothringen, Heerführer der Oesterreicher, ganz unerwartet das Schlachtfeld. Das Heer dieser letztern war am Tage der Schlacht über 80,000 Mann stark, die Preussische Armee aber nur 25,000 Mann. Diese zählte 6200 an Todten und Verwundeten, die Oesterreicher 5800. Von den Preußen waren 3600 gefangen worden. Zwen Tage nachher wurde der Herzog von Bayern selbst beym Recognosciren

gefangen. Er hatte keine Bedeckung bey sich, daher ein großer Verdacht auf ihm ruht, daß er sich dieses Schicksal freiwillig zugezogen hat, um der unmittelbaren Verantwortung wegen des Vorfalles zu entgehn.

Der General Zieten übernahm nun das Commando, und führte die Reste der geschlagenen Armee dem Könige entgegen. Die Folge dieses Rückzugs war die Einnahme von Breslau. Die Stadt wurde ohne Vertheidigung übergeben, und der 300 Mann starken Preussischen Besatzung ein freyer Abzug gestattet. Friedrich war mit dem Verhalten des Commandanten, General Lestwitz, so übel zufrieden, daß er ihn mit Festungsarrest bestrafte. Die Kaiserlichen machten hier eine sehr beträchtliche Beute an Proviant, Geschütz, vorzüglich aber an Munitio[n].

Schlesien schien nun für den König von Preussen so gut wie verlohren zu seyn. Die Oesterreicher glaubten sich jetzt zu den größten Erwartungen berechtigt; sie hatten eine Schlacht gewonnen, zwey Festungen erobert, die Hauptstadt des Landes im Besitz, eine ungeheure Armee, und das Eroberte zu behaupten, und daher die besten Aussichten den Krieg in kurzer Zeit nach Wunsch zu endigen. So war die Glückslage der Oesterreicher am Ende des Novembers. Der eingebrochene Winter schien allen fernern Operationen der Preussen ein Ziel zu setzen, und man dachte schon ernstlich auf Winterquartiere, als sich die ganze Scene auf einmal zum Erstaunen des ganzen Europa veränderte. Das Anrücken Friedrichs wurde als der letzte ohnmächtige Versuch eines Verzweilungsvollen betrachtet, und seine kleine Armee von ihnen mit dem Namen der Berliner Wachtparade bezeichnet. Die Preussischgesinnten Schlesier waren ganz ohne Hoffnung, und die Oesterreichischgesinnten ohne alle Besorgniß.

Von dieser Volksmeinung gab Schafgotsch, der Bischof von Breslau, selbst ein auffallendes Beispiel. Friedrich hatte diesen Priester zum Fürsten erhoben, zum Bischof ernannt, und überhaupt mit Wohlthaten überhäuft. Er war in Potsdam sehr oft ein Gesellschafter des Monarchen gewesen, und hatte den schwarzen Adlerorden erhalten, womit Friedrich von seinen ersten Regierungsjahren an bis an seinen Tod nichts weniger als freigebig war. Alles dieses vergaß der Undankbare, der seinen Wohlthäter ganz für verlohren hielt, und sich bey seinen Feinden einschmeicheln wollte. Die gemeinsten Regeln der Klugheit und Anständigkeit wurden dabey von ihm aus den Augen gesetzt. Er schimpfte auf den König, riß sich den schwarzen Adlerorden ab, und trat ihn mit Füßen; eine Handlung, die die Kaiserlichen Generals selbst revoltirte, und ihm die verächtlichsten Berweise zusog. Er flüchtete bald nachher nach den böhmischen Gebirgen, um dort seine Schande zu verbergen. Nachher begab er sich nach Wien, wo ihm die Großen mit Verachtung begegneten, und Theresia sowol als der Kaiser Franz, die seine Verfahrungsart höchst mißbilligten, ihm nicht einmal eine Audienz gestatteten. In Rom, wo er wegen seiner freyen Sitten längst verhaßt war, fand er auch weder Schutz noch Mitleiden, und er lebt noch jetzt in Böhmen als ein Verhannter.

Es waren von den Eroberern schon viele Verordnungen zur Regierung des Landes gemacht, und eine Menge Beamten hatten der Kaiserin Maria Theresia gehuldigt, als die sogenannte Berliner Wachtparade sich der Hauptstadt Schlesiens näherte. Friedrich hatte die gestohene Preussische Armee auf dem Marsch an sich gezogen, die aber immer in einiger Entfernung abgesondert campiren mußte, um den Muth seiner siegs-

reichen Schaaren nicht zu schwächen. Man kam dem Feinde immer näher, der sich bey Breslau verschanzt hatte. Der König rief nun die Generals und Stabs-Officiers zusammen, und hielt eine kurze, aber sehr nachdrückliche Rede. Er stellte ihnen seine unglückliche Lage vor, erinnerte sie an die Tapferkeit ihrer Vorfahren, an das Blut der gefallenen Krieger ihres Volks, das sie rächen mußten, und an den Ruhm des Preussischen Namens; dabey äußerte er sein festes Vertrauen auf ihren Muth, ihren Diensteyfer, und ihre Vaterlandsliebe, da er den Feind jetzt angreifen, und ihm seine erhaltenen Vortheile wieder entreißen wollte. Durch diese Anrede stammte er den Geist seiner Krieger bis zum Enthusiasmus an. Einigen stürzten die Thränen aus den Augen; alle wurden gerührt. Die vornehmsten Generals antworteten im Namen des heroischen Haufens, und versprachen dem König, zu siegen oder zu sterben. Diese Stimmung des Geistes verbreitete sich bald durch die ganze Preussische Armee; und da man nun überdem hörte, daß die Oesterreicher ihre vortheilhafte Stellung verlassen hätten, und den Preußen entgegen kämen, so hielten diese den Feind schon so gut als besiegt.

Es war am 5ten December als bey dem Dorfe Leuthen diese Schlacht, die größte unsers Jahrhunderts, geliefert wurde. Alles war bey beiden Heeren verschieden. Die Preußen waren 30,000, die Oesterreicher 90,000 Mann stark. Die letztern voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr colossalisches Bündniß, und auf den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die erstern aber voll Zuversicht auf ihre tactischen Künste, und auf ihren großen Anführer. Bey der einen Armee, durch die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, herrschte Ueberfluß; bey der andern war Mangel

an vielen Bedürfnissen. Die eine hatte lange Ruhe genossen, die andre hingegen war von einem langen forcirten Marsch abgemattet. Die Oesterreicher waren an diesem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmuth ausgerüstet, die Preußen bis zur Begeisterung gesimmt.

So trafen beide Heere auf einander in einer Ebene, die Friedrich nicht besser hätte wünschen können. Die Oesterreicher standen in unübersehbaren ungeheuren Linien, und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die kleine Armee der Preußen zum Angriff anrücken sahen. Nun aber zeigte sich das große Genie Friedrichs. Er wählte die schiefe Schlachtordnung, die den Griechen so manchen Sieg verschafft hat, und vermittelst welcher Epaminondas die fast unbeswingbaren Spartaner überwand; eine Stellung, die zu den Meisterwerken der Kriegskunst gehört, und auf dem Grundsatz beruht, mehr Soldaten auf den Hauptpunct des Angriffs zu bringen, als der Feind, und dadurch gleichsam den Sieg zu erzwingen. Friedrich machte verstellte Bewegungen gegen des Feindes rechten Flügel, während daß seine Absicht auf den linken gerichtet war. Er befahl ein besonderes Manöver zu machen, das man zwar bey andern Truppen nachgeahmt hat, das aber bis auf den heutigen Tag nur allein von den Preußen mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden kann. Die Art dieser Evolution ist, eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht aufeinander zu schieben, und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Friedrich erfand diese Stellungsart; es war eine Nachahmung der macedonischen Phalanx, die in sechs- zehn Gliedern marschirte und stritt, viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwert der Römischen Legionen sie vertilgte, und von ihr nichts, als der Name

übrig blieb. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnißweise nur einen geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne einen höchstunordentlichen aufeinander gehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt sich dieser Knäuel in der größten Ordnung, und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reißenden Strom ähnlich ist.

So griff Friedrich den linken Flügel der Oesterreicher an, und warf ihn über den Haufen. Frische Regimenter kamen den geworfenen beiständig zu Hülfe, allein man ließ sie nicht einmal formiren; kaum zeigten sie sich, so wurden sie auch zurückgeschlagen. Ein Oesterreichisches Regiment fiel aufs andre, die Linie wurde auseinander gesprengt, und die Unordnung war unaussprechlich. Viele tausend von den Kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schuß kommen; sie mußten mit dem Strom fort. Der stärkste Widerstand geschah in dem Dorf Leuthen, das mit vielen Kaiserlichen Truppen und Artillerie besetzt war. Hiezu kamen große Haufen von Flüchtlingen, die alle Häuser und Winkel des Orts anfüllten, und sich verzweifelt wehrten. Endlich aber mußten sie doch weichen. So erschrecklich auch die Unordnung bey der geschlagenen Armee war, so versuchten dennoch ihre besten Truppen noch einmal unter Begünstigung des Terrains Stand zu halten; allein die Preussische Artillerie schlug sie bald in die Flucht, und ihre Cavallerie, die auf allen Flügeln einhieb, machte immer Gefangene zu Tausenden. Bey Kollin war es nicht Kriegskunst noch Tapferkeit, sondern die eisenspeienden Maschinen auf unzugangbaren Höhen gestellt, die das Schicksal des Tages bestimmten; bey Leuthen aber entschied Tactik und Tapferkeit allein den Sieg. Man machte auf dem Schlachtfelde 21,500 Gefangene, 6500 von den Oesterreichern waren todt oder verwundet, und 6000 De-

ferteurs gingen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der Preussische Verlust war 5000 Tode und Verwundete.

Die unmittelbare Folge dieses Tages war die Belagerung von Breslau, das von der geschlagenen Armee stark besetzt, seinem Schicksal überlassen wurde. Man errichtete hier Galgen für diejenigen, die von Uebergabe sprechen würden; allein in vierzehn Tagen ging auch diese Stadt über, da die Preußen schon alle Anstalt zum Sturm gemacht hatten, und die Besatzung von dreizehn Generals, 706 Officiers und 18,000 Mann mußte das Gewehr strecken. Hier wurde ein ansehnliches Magazin, eine Menge Proviantswagen, und eine Kriegscasse von 144,000 Gulden erbeutet. Der General Zierhen, der die Feinde verfolgte, hatte außerdem noch 2000 Gefangene gemacht, und über 3000 Wagen erbeutet; so daß die Oesterreicher in ein paar Wochen fast 60,000 Mann verlohren, und die Reste ihrer kurz zuvor ungeheuren Armee nur ein Corps Flüchtlinge darstellten, die ohne Canonen, Fahnen und Bagage, von Mangel gedrückt, und von Kälte erstarret, über die Böhmisches Gebirge nach Hause zogen.

Das größte Kriegstalent des Königs von Preußen war, begangene Fehler wieder gut zu machen, und erlangte Vortheile aufs möglichste zu benutzen. Die Eroberung des fast verlohrenen Schlesiens, und mehr als 40,000 Mann Kriegsgefangene hätten daher dem rastlosen Feldherrn nicht genüget, und im Laufe seiner Siege aufgehalten, wenn nicht der so weit vorgerückte Winter und der tiefe Schnee seinen fernern Progressen durchaus ein Ziel gesetzt hätte; selbst die Belagerung von Schweidnitz mußte bis zum Frühling verschoben werden. Die letzte Operation in diesem Feldzuge war die Wiedereroberung von Liegnitz. Die 3500 Mann starke Besatzung erhielt

ednen freyen Abzug; allein ein großes Magazin von Proviant und eine Menge Munition mußte sie den Preußen überlassen.

Friedrich hatte die Zufriedenheit, am Ende dieses Jahrs fast alle seine Staaten wieder von den Feinden geräumt zu sehn. Die Oesterreicher eilten nach den Kaiserlichen Erbländern, um sich von ihrer schrecklichen Niederlage zu erholen; die Russen hatten Preußen verlassen; die Franzosen waren von den Brandenburgischen Gränzen entfernt, und nur allein in Besiz einiger entlegener Westphälischen Provinzen. Die Reichstruppen waren nach Hause geschickt, und die Schweden durch den General Lehwald aus Preussisch-Pommern vertrieben worden; dabey war sogar Schwedisch-Pommern in den Händen der Preußen, die nun auch Mecklenburg in Besiz nahmen, und in Sachsen ruhig Winterquartiere machten.

So endigte sich ein Feldzug, der in der ganzen Weltgeschichte ohne Beyspiel ist. In diesem einzigen Jahr wurden sieben Hauptschlachten geliefert, und zahlreiche große Scharmükel gefochten, von denen viele in den vorigen Jahrhunderten als Schlachten betrachtet worden wären. Große Feldherrn, die zu den seltensten Producten der Natur gehören, Friedrich, Ferdinand, hatten hier zugleich den Schauplas des Krieges betreten, und alle Krieger künftiger Zeitalter durch Thaten belehrt. Andre, Heinrich, der Erbprinz von Braunschweig, Laudon, hatten hier die Keime ihrer erhabenen Talente entwickelt; noch andre, obgleich minder groß, dennoch in jeder andern Periode allein fähig den kriegerischen Ruhm eines Volks bey der Nachwelt zu gründen: Seidlitz, Keith, Fouquet, Bevern, Etrees, Broglio, Hadwick, Romanzow, Wunsch, Zietzen, Berner, und mehrere berühmte Befehlshaber der verschiedenen Heere hatten hier zuerst Gelegenheit gehabt, ihre außerordentlichen Fähigkeiten zu zeigen.

Drey andre Feldherrn, jeder mit erkämpften Trophäen bekannt, und in den Kriegsjahrbüchern unvergesslich: Schwerin, Brown und Winterfeldt, waren in diesem ewig denkwürdigen Feldzuge gefallen, und hatten durch ihr edles Blut ihre Thaten besiegelt. Ueber 700,000 Krieger waren in Waffen gewesen. Und von welchen Völkern! Es waren nicht weichliche Asiaten, die von jeher mit zahllosen Heeren die Felder bedeckten, und den Griechen, Römern und Britten Anlaß zu desto auffallendern Triumphen gaben. Es waren keine zusammengeraffte Kreuzfahrer, die in ungeheuren Schwärmen wie Heuschrecken ganze Provinzen überschwemmten, sich ohne alle Kriegskunst herumzuschlugen, und aus fanatischem Eifer Menschen mordeten. Nein! Es waren alles kriegerische Nationen, die hier auf deutschem Boden kämpften; keine der hohen Cultur des 18ten Jahrhunderts unwürdig, und einige derselben den tapfersten Völkern der Vorwelt gleich; mehr als eine einzeln fähig durchs Schwerdt ein nem Welttheil Geseze zu geben.

Die außerordentlichen Revolutionen, die in dem kurzen Zeitraum dieses einzigen Feldzugs geschahen, boten aller menschlichen Vorsicht und Erfahrung Trost, und schienen ganz von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge abzugehn. Man sah im Anfang des Jahres den König von Preussen triumphirend; die Macht der Oesterreicher beynahe vernichtet; ein großes Heer in einer Stadt eingesperrt, und auf dem Punct sich zu ergeben; die Kaiserstadt selbst nicht sicher, und alle Hoffnungen Theresiens fast verlohren. Auf einmal steigt Oesterreichs Schaale wieder: Die Oesterreicher siegen, gewinnen Schlachten und machen Eroberungen; dagegen Friedrich geschlagen, aus Böhmen vertrieben, von seinem Bundesgenossen verlassen, und von seinen Feinden auf allen Seiten umringt, sich am Rande des Ab-

grundes befindet. Aber plötzlich erhebt er sich wieder, um mehr als jemals zu triumphiren. Die Armeen der Russen, der Schweden, die Reichstruppen, die Franzosen und Oesterreicher werden theils versagt, theils geschlagen, theils zu Grunde gerichtet; ganze Heere werden zu Gefangenen gemacht, und das halb eroberte Schlesien mitten im Winter durch einen Schwertstreich wieder gewonnen. Die Russen siegen in Preußen und fliehen; sie lassen viele tausend ihrer Kranken und Verwundeten zurück, und die geschlagenen Preußen verfolgen sie bis an die Grenzen von Pohlen. Die kriegerischen Schweden finden bey ihrer Ankunft in Pommern keinen Feind; ihre gemeinen Soldaten geizen nach Gefahren, und ihre Anführer nach Ruhm. Das Schicksal von Berlin ist ganz in ihren Händen. Es geschieht nichts, und sie müssen bald nachher ihre Rettung unter den Canonen von Stralsund suchen. Die Französische Hauptarmee ist im ruhigen Besiz aller Provinzen zwischen der Elbe und der Weser. Die Hannoveraner ergreifen die Waffen, Ferdinand stellt sich an ihrer Spitze, und der mächtige Feind flieht nun, läst ansehnliche Magazine zurück, und wird in einen Winkel im nördlichsten Deutschland gedrängt.

Die Britten hatten bisher nichts von einem Landkrieg hören wollen, allein das leidende Hannover für Britanniens Sache, und die Thaten Friedrichs, die nirgends mehr als bey diesem großmüthigen Volke gewürdigt wurden, veränderten ganz dessen vorige Gesinnungen. Der König von Preußen wurde ganz der Abgott der Engländer; sie feyerten seinen Geburtstag in London und in den Provinzen, so wie die Geburtstage ihrer eignen beliebtesten Könige. Das Parlament bewilligte ihm jährlich 670,000 Pfund Sterling Subsidien; man beschloß Englische Truppen nach Deutschland zu schicken, und der große Pitt, der

bald darauf das Staatsruder in die Hände nahm, und durch die Macht seines Genies das Britische Reich als Dictator beherrschte, setzte nun den Grundsatz fest, daß America in Deutschland erobert werden mußte.

[1758] Beide kriegsführende Theile also hatten neue Hoffnungen, neue Entwürfe; beide hatten neue Kräfte gesammelt, und so wurde der Feldzug vom Jahr 1758 eröffnet. Die Russen waren die ersten auf der Kriegsbühne. Apraxin war zurückgerufen worden, Fermor erhielt jetzt das Commando, und gemessene Befehle Preußen zu befehen, welches auch noch mitten im Winter geschah. Friedrich, der an dem weitem Vorrücken dieser Feinde jetzt nicht zweifelte, und dessen durch so viele Schlachten zusammengeschmolzene Armeen wieder im besten Stande, und mit allen Bedürfnissen im Ueberflusse versehen waren, wünschte, ehe er sich gegen sie wandte, etwas entscheidendes gegen die Oesterreicher auszuführen, und richtete deshalb sein Augenmerk auf Mähren. Er hatte den Anfang seiner Operationen mit der Belagerung von Schweidnitz gemacht. Diese mit 5200 Mann besetzte Festung, die man den ganzen Winter blockirt gehalten, ging nun nach einer sechzehntägigen Vertheidigung an die Preußen über. Nun kam die Reihe belagert zu werden an Olmütz. Diese Festung war mit einer starken Besatzung, und mit allen Bedürfnissen versehen, eine Belagerung lange auszuhalten; hiezu kam ein Commandant, der General Marschall, der ein Mann von Erfahrung, von Muth und Entschlossenheit war. Man mußte also eine tapfere Gegenwehr erwarten.

Die vielen Schwierigkeiten, die mit einem Einfall in Mähren verbunden waren, wurden noch dadurch vermehrt, daß die nächsten Preußi-

schen Magazine achtzehn Meilen von Olmütz entfernt waren, dem ohngeachtet wurden alle Hindernisse überstiegen. Der König machte Miene nach Böhmen zu gehn, betrog aber den Feind, und drang in Mähren ein. Die feindlichen Corps, die die Unternehmung hemmen wollten, wurden zurückgeschlagen, und die Belagerung förmlich angefangen. Der Commandant machte die wirksamsten Vorkehrungen zur Vertheidigung, verbesserte in der Geschwindigkeit die Festungswerke, vermehrte seinen Proviant, schaffte die unnützen Einwohner aus der Stadt, und ließ die Vorstädte niederreißen. Der Feldmarschall Keith commandirte das Belagerungscorps. Gleich die ersten Maasregeln der Belagerer aber deuteten auf einen unglücklichen Erfolg. Der Preussische Ingenieur: Oberst Balby, ein Franzose, der die Belagerung anordnete, machte dabey die außerordentlichsten Fehler, wodurch alles in die Länge gezogen wurde. Der erste Laufgraben der Belagerer war 1500 Schritt von der Festung; eine Entfernung, die alles Schiefen unnütz machte. Man rückte nach und nach näher, trotz der Ausfälle und des heftigen Feuers der Belagerten, und beschloß die Stadt aus achtzig Stücken Geschütz.

Die Erfordernisse eine Belagerung anzufangen und fortzusetzen sind nach der heutigen Kriegskunst außerordentlich; bey der gegenwärtigen bedurfte man täglich bloß zu Pulver und Kugeln die Ladung mehrerer hundert Wagen. Die Zufuhr der Bedürfnisse für die Preußen wurde auch beständig in Kleinern und größern Transporten fortgesetzt. Sie kamen fast alle glücklich an, allein die Belagerung erforderte weit mehr; daher beruhete alles auf einen großen Transport von mehr als 3000 mit Munition und Proviant beladenen Wagen, der aus Schlessen über Troppau erwartet wurde. Die Ankunft desselben zu verhindern, war Daun's Hauptaugenmerk, da er Ol-

müß retten wollte, ohne mit dem König zu schlagen; wozu er vermöge seines vorsichtigen Characters sehr selten geneigt war. Er benutzte die Stärke seiner Armee, verschiedene Corps auszuschießen, und die Landstraßen und Gegenden wohl zu besetzen, wo der Transport durchkommen mußte. Es fielen große Scharmützel vor. Das Glück trat bald auf diese, bald auf jene Seite, allein in der Hauptsache wurde dadurch nichts geändert.

Friedrich wandte alles an, was ihm seine Lage als Belagerer und die Schwäche seines Heers nur erlaubte, um den so entscheidenden Transport glücklich in die Hände zu bekommen. Der Oberst Mosel, ein erfahrener Officier, commandirte die Bedeckung desselben. Sein Corps war 9000 Mann stark, und mit diesem trat er den Marsch an, der aber wegen des erstaunlichen Trains sehr langsam und beschwerlich war. Ueberdem waren die Wege, die zur Preussischen Armee führten, wegen der beständigen Zufuhr und des eingefallenen Regenwetters so sehr verdorben, daß die Fuhrwerke alle Augenblicke stecken blieben, und der Zug dadurch aufgehalten und getrennt wurde. Mosel mußte daher von Zeit zu Zeit Halt machen; dennoch blieb ein Drittel des ganzen Zuges zurück. Er konnte auf diesen nicht warten, sondern setzte seinen Marsch fort, der durch Hohlwege und bey feindlichen Batterien vorbeiging. Hier erwartete Laudon den Transport. Seine Croaten, in einem Walde postirt, griffen die Preußen mit großer Hitze an; diese aber drangen in den Wald, schlugen den Feind zurück, und machten noch dazu einige hundert Gefangene.

Während diesem Gefecht aber war der Zug selbst in die größte Verwirrung gerathen. Die Bauern, die die Wagen führten, geriethen gleich bey den ersten Canonenschüssen in ein solches Schrecken, daß sie alles zurück ließen, und sich zerstreuten. Viele machten ihre Vorspannpferde

loß, und eilten davon. Ein großer Theil derselben kam gar nicht mehr zum Vorschein, sondern flohe geradezu nach Hause; ja viele Wagen kehrten förmlich um, und fuhren nach Troppau zurück. Mosel half dieser greulichen Unordnung ab, so gut es ihm möglich war, und setzte seinen Marsch fort. Der König schickte ihm den General Zieten entgegen, der sich auch glücklich mit ihm vereinigte; allein es waren nicht die Hälfte der Wagen vorhanden, und von diesen konnten viele nicht fort, aus Mangel an Knechten, die zerstreut waren. Ein neuer Halt war durchaus nöthig. Diese kostbare Zeit benutzten die Oesterreicher, um 25,000 Mann auserlesener Truppen in die Gebirge bey Darmstädtel zu postiren. Laudon und Ziskowitz waren ihre Anführer. Kaum hatte der Zug diese Gebirgspässe erreicht, so wurde er von allen Seiten angegriffen. Man feuerte mit Canonen auf die Wagenburg, schoß die Pferde todt, sprengte die Pulverwagen in die Luft, und setzte alles in die schrecklichste Verwirrung. Die Preußen verlohren jedoch den Muth nicht, sondern wehrten sich über zwey Stunden lang in der allernächtheiligsten Lage. Sie waren in einzelnen Haufen, und überdem zerstreut, um die ungeheure Wagenlinie zu decken; der Feind aber konnte sich nach Gefallen zusammensiehn, und griff daher in ganzen Colonnen an. Durch dieses Mittel wurden die Preußen endlich überwältigt, und der ganze Transport auseinander gesprengt. Zieten wurde mit einem Theil der Bedeckung abgeschnitten, und war gezwungen sich unter beständigen Fechten nach Troppau zurückzuziehn. Der General Krosow sammelte nun die übrigen Truppen, und 250 Wagen, mit denen er glücklich ins königliche Lager eintraf. Unter diesen befanden sich sieben und dreißig Wagen mit Gelde beladen, wovon keiner den Feinden in die Hände fiel.

Alle Tapferkeit von Seiten der Preußen war bey einem so ungleichen Gefecht fruchtlos gewesen; denn es war nicht schwer einen Transport zu zerstreuen, der eine Wagenlinie von drey bis vier deutschen Meilen formirte, und wo die Truppen durch Stundenweite Zwischenräume von einander abgesondert waren. In dieser Lage thaten die Preußen alles, was man nur von den tapfersten Kriegern erwarten konnte. Es waren bey dem Transport eine Menge Recruten, Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren, aus den Regiments- Cantons in der Mark und Pommern ausgehoben, die nie einen Feind gesehn hatten, und hier wie Römer fochten. Von 900 derselben wurden nur 65 gefangen, und einige verwundet, die übrigen deckten mit ihren Körpern die Wahlstatt.

Die unmittelbare Folge dieses Verlusts war die Aufhebung der Belagerung von Olmütz. Dieses bewerkstelligte der Feldmarschall Keith mit der größten Klugheit und Behutsamkeit, so daß er ungehindert alles Geschütz, alle Wagen mit Lebensmitteln, ja selbst die Kranken fortschaffte; nur allein dreyßig der schwächsten wurden der Großmuth des Feindes überlassen. Friedrich machte abermals seinen Generalen durch eine Rede seine mißliche Lage bekannt, und das große Vertrauen auf die Tapferkeit seiner Truppen, von denen er hoffte, daß sie den Feind zurückschlagen würden; und wenn er auch auf die höchsten Berge postirt, und in Batterien vergraben seyn sollte. Dann wollte dem König den Rückzug nach Schlessien versperren; er besetzte alle Pässe, die aus Mähren dahin führen, und glaubte die Preußen schon alle gefangen zu haben; allein Friedrich wandte sich plötzlich, nahm seinen Marsch nicht nach Schlessien, sondern nach Böhmen, vertheilte seine Armee in verschiedene Corps, und so kam er nach Uebersteigung der größten Schwierigkeiten

in den unwegsamem Gebirgen, und nach vielen lebhaften Scharmützeln, über Glas nach Schlessen. Keith deckte die Belagerungs- Artillerie und bey nahe 4000 Wagen. Auch dieser ungeheure Zug passirte glücklich die hohen Gebirge und eine Kette von Defileen, ohngeachtet der verfolgenden Feinde. Nichts ging verlohren. Der offensive Krieg gegen die Oesterreicher hatte indessen vorjeho ein Ende; denn die nun im Mittelpunct von Friedrichs Staaten eingedrungene Russen erforderten die schleunigsten Maasregeln, sie zurück zu treiben.

Sie waren bereits im Anfang dieses Jahrs unter des General Fermors Anführung nach Preussen zurückgekehrt, und da sie das Königreich ganz leer an Truppen fanden, so nahmen sie es jetzt ohne Schwerdschlag in Besiz. Fermor hielt einen triumphirenden Einzug in Königsberg. Es wurde mit allen Glocken geläutet, und Trompeten und Pauken ließen sich von den Kirchthürmen den ganzen Tag hören. Die betäubten Einwohner, denen die vorjährigen Russischen Greuel noch im frischen Andenken waren, seheten nun um den Schutz der Kaiserin. Die Antwort des Feldherrn ist merkwürdig. Er sagte: „Es ist ein Glück für Sie, meine Herren, daß meine allergnädigste Monarchin dieses Königreich in Besiz genommen hat. Es kann ihnen unter ihrem sanften Scepter nicht anders als glücklich ergehen, und ich werde mich bemühen, alle hiesigen Verfassungen, die ich vollkommen und unverbessertlich finde, in ihrem Gange zu erhalten.“ Er fertigte sofort einen Courier mit den Schlüsseln der Stadt nach Petersburg ab, und gab dem Adel Audienz; hierauf folgten prächtige Gastmähler. Von nun an betrachteten die Russen das Königreich Preussen als ihr Eigenthum, das sie im Frieden zu behalten hofften, und man muß gestehn, daß sie es den ganzen übrigen Krieg

durch mit einer beispielwürdigen Schonung behandelt.

Die Glieder von allen königlichen Collegien mußten nun in der Schloßkirche einen Eid schwören, daß sie nichts wider das Interesse der Kaiserin von Rußland weder öffentlich, noch heimlich vornehmen wollten. Den Kranken wurde der Eid in ihren Wohnungen abgenommen. Das Consistorium erhielt Befehl für die Kaiserin in den Kirchen beten zu lassen, wobey das Formular des Gebets gefügt war. Endlich mußte der Adel so wol als die Bürgerschaft auch den Eid in dazu bestimmten Kirchen leisten. Russische Officiers führten sie dahin, und präsidirten bey der Ceremonie. Man machte die Russischen Staatsfeste bekannt, die durch Gottesdienst, und Unterlassung der Arbeit gefeyert werden sollten; dabey wurden aber auch alle Verfügungen getroffen, um das Commerz, die Posten, und andre gemeinnützige Gegenstände ungestört zu lassen.

Die Russen erbeuteten in Königsberg und Pillau acht und achtzig eiserne Canonen, nebst einer beträchtlichen Anzahl Kugeln und Bomben, desgleichen einige hundert Fässer Pulver. Nie wurde ein Königreich leichter erobert als Preußen, aber auch nie betrogen sich barbarische Krieger im Saumel ihres Glücks mit mehr Mäßigung. Der Wiener Hof, um diese müßlose Eroberung zu belohnen, ernannte Fermor zum Reichsgrafen, und die Russische Monarchin bestätigte alle seine Verfügungen.

Die Einwohner von Preußen schienen bey dieser unerwarteten Schonung ihren König zu vergessen, und schmiegeten sich ruhig unter das Joch seiner Feinde. In Königsberg besonders that man mehr, als erforderlich war. Am 21sten Februar, als am Geburtstage des Großfürsten Peter, wurde die Stadt erleuchtet, ein Feuerwerk abgebrannt, und die Universität hat um Erlaubis

nitz mit öffentlichen Hörfaal eine Rede 'auf diesen Russischen Throneerben zu halten. Dergleichen Ehrenkränzen auf Kosten der Königsberger mit Ehrengeräthen und andern Schaugeprängen verbunden, waren bey den Russischen Staatsfesten gewöhnlich, und obgleich politische Rücksicht und Befehle weit mehr Antheil daran hatten, als der gute Wille, so konnte Friedrich doch dieß Betragen nicht vergessen, und nie in seinem ganzen übrigen Leben betrat er sein Königreich Preußen wieder. Alles ging jetzt hier ruhig. Die Verwaltung aller Zweige der Staatswirthschaft und der Landesregierung wurde unverändert fortgesetzt. Die Einkünfte fielen den Eroberern zu; jedoch wußten die Häupter der Collegien eben so wie in Sachsen Mittel zu finden, ihrem Monarchen von ihrer Treue und Dienstelifer thätige Beweise zu geben. Diese Mittel blieben den Russen ein Geheimniß. Fermor verließ endlich Preußen mit seiner Armee, der auf 30,000 Schlitten der Proviant zugeführt wurde, und nahm seinen Zug nach Pommern und der Mark. Jetzt aber waren diese Eroberer nicht mehr durch höhere Befehle so wie in Preußen im Zaum gehalten, daher bezeichneten so wie im vorigen Jahre Blut und brennende Dörfer ihren Pfad in diesen unglücklichen Provinzen.

Die Dohnasche Armee hatte vor Ankunft der Russen die Schweden ganz in die Enge getrieben, und hielt selbst Stralsund blokirrt. Alle diese Vortheile aber wurden verächtet, da das Heer der neuen Feinde anrückte. Die Operationen dieses Heers waren wegen Herbey-schaffung der Lebensmittel und der Anlegung der Magazine sehr verzögert worden. Es war nicht genug, daß die Russen Meister von der Weichsel waren, sie mußten es auch von der Warthe seyn. Posen, die Hauptstadt in Groß-Pohlen, wurde daher von ihnen in Besiß genommen; ein gleiches geschah

mit Elbing und Thorn; auch Danzig wollten sie besetzen, und zum Haupt-Waffenplatz machen, allein der Versuch mißglückte. Die Einwohner dieser damals sehr Preussischgesinnten Stadt erklärten sich förmlich wider das Ansehen, den Russen ihre Außenwerke zu überlassen, und machten Anstalten, sich im Nothfall der Gewalt zu widersetzen. Es kam jedoch nicht dazu. Die Russen hatten keine Zeit zu verlieren. Ihr Augenmerk war auf das Innere der Preussischen Staaten gerichtet, wohin Fermor seinen Marsch setzte. Er drang mit 80,000 Mann in Pommern und in die Neumark ein, und belagerte Küstrin, welches der General Dobna mit seiner schwachen Armee nicht hindern konnte. Das System dieser Truppen war, nach barbarischer Hordenart zu fengen und zu brennen. Die unglückliche Stadt wurde daher gleich den ersten Tag in einen Aschenhaufen verwandelt, und ein ungeheures Magazin verbrannt. Kaum hatten die Einwohner Zeit, von allem entblößt, ihr armseliges Leben zu retten. Sie flohen über die Oder, und sahen traurig den Rauch an, der von ihren verbrannten Habseligkeiten in die Wolken stieg. Viele Bewohner der umliegenden Gegenden, ja selbst entfernte, hatten in dieser Festung ihre besten Sachen vor der Raubsucht der Cosaken in Sicherheit gebracht; es waren deren eine erstaunliche Menge, und von großem Werth, die aber jetzt auch von den Flammen verzehrt wurden. Die Absicht der Feinde war, daß durchaus nichts vom Eigenthum der armen Einwohner gerettet werden sollte; denn sie fuhren mit dem Werfen der Brandgrenaden fort, da das Feuer schon in allen Winkeln des Orts wüthete. Endlich hörte man gegen Abend mit dem unnützen Bombardement auf. Fermor selbst aber befahl in der Nacht die noch vorhandenen Grenaden auch in die Stadt zu werfen, weil, wie er selbst sagte, man sie in diesem Feld;

unge doch nicht mehr brauchen würde; die Cannonkugeln aber sollte man bis zur Schlacht sparen. Der Commandant wurde erst am fünften Tage zur Uebergabe aufgefordert, weil es dem Russischen Feldherrn zu Zeiten einfiel nach gesetzter Völker Weise zu handeln; allein auch diese Aufforderung bezeichnete den Barbaren. Er drohete zu stürmen, und die ganze Besatzung niederzujäbeln zu lassen, wenn man die Festung nicht sofort übergäbe. Die Antwort des Commandanten war: „Die Stadt ist zwar nichts mehr als ein Steinhäufen; die Magazine sind verbrannt, aber die Festung selbst ist noch im besten Stande, und die Garnison hat nichts gelitten; ich werde mich daher bis auf den letzten Mann wehren.“ Er vertheidigte sich auch auf dem Schutthaufen, allein ohne große Einsicht zu zeigen. Als er sich deshalb bey dem König entschuldigen wollte, antwortete dieser: „Ich bin selbst schuld, warum habe ich ihn zum Commandanten gemacht.“

Der gedrohte Sturm auf Cüstrin unterblieb jedoch; denn alle Aufmerksamkeit der Russen war auf den herannahenden König gerichtet. Dohna kam der bedrängten Festung noch vor dessen Ankunft zu Hülfe, ließ eine Schiffbrücke über die Oder schlagen, und eröffnete dadurch eine Communication, so daß die Besatzung beständig abgelöst werden konnte.

Der König hatte den größten Theil seiner Armee in Schlesien zurückgelassen; er nahm bloß 14,000 Mann von seinen Hausruppen, und trat mit ihnen einen sehr forcirten Marsch an. Diese kleine Armee brannte vor Begierde sich an einem Feinde zu rächen, den sie zwar noch nie gesehn hatte, dessen Grausamkeiten und Verwüstungen aber, durch den Ruf satzsam bekannt, Blut in Strömen forderten. Ihre Kriegswuth wurde noch größer, da sie die verheerten Provinzen betraten, die Schutthaufen sahen, und die Aschen-

hügel noch rauchend fanden. Kaum kannten sie
 ihr verödetes Vaterland mehr. Man eilte sich
 dem Feinde zu nähern. Alle Strapazen wurden
 verachtet, und das Wasser bey der heißen Jahres-
 zeit aus Pfützen getrunken. In vier und zwanzig
 Tagen machte Friedrich einen Zug von sechzig
 deutschen Meilen; und so langte er den 21sten
 August bey Elstrin an, wo er zur Dohnaschen
 Armee stieß. Er war an einem nicht erwarteten
 Ort über die Oder gegangen. Fermors Entrostse
 waren jetzt ganz bereitelt. Nun wurde die Bel-
 lagerung von Elstrin aufgehoben, beide Heere
 näherten sich einander, und alles rüstete sich zur
 Schlacht. Nie war wol bey einer Armee der
 Durst nach einem Treffen größer, als wie dies-
 mal bey der Preussischen. Der Dämon des Kriegs
 schien das ganze Heer begeistert zu haben. Selbst
 Friedrich, durch den Anblick der zahllosen Schutz-
 haufen, und der alles beraubten herumirrenden
 Flüchtlinge aufs lebhafteste gerührt, schien jetzt
 alle andre Leidenschaften der Rache unterzuord-
 nen. Er befahl, keinem Russen in der Schlacht
 Vardon zu geben. Alle Anstalten wurden ge-
 macht dem Feind den Rückzug zu hemmen, und
 ihn nach den Morästen der Oder zu drängen; sogar
 die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konn-
 ten, mußten abgebrannt werden. Diese Wuth
 der Preußen wurde den Russen bekannt, da eben
 die Schlacht anfangen sollte. Ein Zuruf lief
 durch die ganze Linie: „Die Preußen geben kein
 „Quartier.“ „Und wir auch nicht,“ war der
 Widerhall der Russen.

Die Lage Friedrichs war abermals verzweif-
 lungsvoll, und alles hing von dem Ausgang ei-
 ner Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren
 nun im Begriff sich zu vereinigen, und ihn von
 der Elbe und der Oder abzuschneiden. Die Franz-
 ösen und Reichstruppen waren auf dem Marsch
 nach Sachsen, wohin Daun mit der Hauptarmee

der Oesterreicher auch gezogen war. Die von den Preußen befreieten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor sich, und rückten auf das unbesetzte Berlin los, und überdem nun noch die Russen, deren Motto Verheerung war, in dem Herzen seiner Staaten.

Die tiefdurchdachte Disposition Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen Heers gerichtet; dabey aber doch dem Könige, bey einem widrigen Schicksal, der Rückzug nach Custrin frey blieb. Es war am 25sten August, als diese große Schlacht bey Zorndorf geliefert wurde. Die Russen waren 50,000, und die Preußen 30,000 Mann stark. Diese machten den Anfang mit einer lebhaften Canonade. Die Stellung der Russen war ein in ihren Türkenkriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reuterey, ihre Bagage und das Reserve-Corps befand. Die Canonenkugeln thaten eine schreckliche Wirkung auf die so unschicklich gestellten Russischen Menschenmassen. Bey einem Grenadier-Regiment nahm eine einzige Kugel 42 Mann weg. Ueberdem richteten sie eine grausame Verwirrung unter der Bagage an; die Pferde rissen mit ihren Wagen aus, und brachen durch die Glieder, so daß man diesen Troß bald aus dem Quarree herauschaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen avancirte indessen so hitzig, daß er eine Flanke bloßgab. Diesen Umstand nutzte die Russische Cavallerie, in die Preussische Infanterie einzudringen, und einige Bataillons aus dem Felde zu schlagen. Fermor glaubte schon völlig gesiegt zu haben; er ließ das Quarree von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen. Dies geschah auch mit einem lauten Siegesgeschrey; allein die Russen waren noch nicht weit gekommen, als sie schon in große Unordnung geriethen. Der General Seidlitz rückte mittlern

weile mit der Preussischen Cavallerie an, und warf die Russische über den Haufen, die jetzt auf ihre eigne Infanterie getrieben wurde. Ein andrer Corps Preussischer Reuter stürzte zu gleicher Zeit auf die Russische Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwert nur erreichen konnte. Einige Regimenter Preussischer Dragoner ließen sich durch das brennende Zornsdorf nicht abhalten, sondern trabten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seidlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden war, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das Russische Fußvolk wurde nun auf allen Seiten in der Flanke, auf der Fronte und im Rücken angefallen, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlachtszenen dar: sie standen wie die Bildsäulen in ihren Gliedern, nachdem sie ihre Patronen verschossen hatten. Es war jedoch nicht jene bewundernswürthe Tapferkeit, aus Ruhmsucht oder Vaterlandsliebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; denn sie wehrten sich fast nicht. Es war ein Stumpfsinn, sich da, wo sie standen, erwürgen zu lassen. Waren nun ganze Linien zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die gleichsam auch so abgefertigt zu seyn wünschten. Es war leichter sie zu tödten, als sie in die Flucht zu schlagen; selbst ein Schuß mitten durch den Leib war nicht hinreichend sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als niederzumekeln, was nicht weichen wollte. Der ganze Russische rechte Flügel wurde theils niedergelassen, theils in Moräste getrieben. Eine Menge dieser Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marktenderwagen wurden geplündert, und der Brandwein viehisch gesoffen. Vergebens schlugen die Russischen Officiers die Fässer in Stücke, die Soldaten warfen sich die Länge lang auf den

Boden, um den so geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, andre massacirten ihre Officiers, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.

So ging es auf dem rechten Flügel der Russen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geschehn. Nunmehr aber wurde auch dieser von den Preußen angegriffen; allein die Regimenter, die hier dem größten bereits errungenen Sieg vollends das Siegel aufdrücken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des Preussischen Namens, verkannten ihre Kräfte in dem entscheidendsten Augenblick, und wichen im Angesicht ihres Königs vor den geschwächten und schon halbgeschlagenen Russen zurück. Die Unordnung war groß, und alle Heldenthaten des Preussischen linken Flügels schienen verlohren zu seyn; allein Seidlitz kam mit seiner Cavallerie von diesem siegreichen Flügel herangeflogen, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartätschenfeuer aus, und nun drang er nicht allein auf die Russische Cavallerie, sondern auch auf den bisher noch festgestandenen Theil der Infanterie ein, und trieb den vorgerückten Feind, der schon einige Batterien erobert hatte, in die Moräste. Dieses große Manöver der Reiteren wurde von dem Kern der Preussischen Infanterie, den Regimentern, Prinz von Preußen, Forcade, Kalkstein, Affenburg und einigen Grenadier-Bataillons, sämmtlich Truppen, die der König mitgebracht hatte, vortrefflich unterstützt. Diese Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Bataillons zu achten, waren beständig im Vorücken geblieben, und jetzt fielen sie zugleich mit der Cavallerie mit gefälltem Bajonet die Russische Infanterie an. Das Feuer hörte jetzt an allen

Orten auf. Die Munition fing an zu fehlen. Man schlug und stieß nun aufeinander los mit Fürtensolben, Bajonetten und Säbeln. Die Erbitterung beider Theile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigne Erhaltung, und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Russen. Man fand einen von diesen, der tödtlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; der Preuße, mit dem Tode ringend, und unfähig sich zu bewegen, mußte dieses Nagen dulden, bis seine Mitsstreiter herbey kamen, und den Canibalen durchbohrten.

Die Regimente Forcade und Prinz von Preußen stießen auf die Russische Bagage und Kriegscasse. Der größte Theil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Theile und die Nacht machten endlich dem Morden ein Ende; nur allein die Cossaken schwärmten noch auf dem Schlachtfelde, um die wehrlosen Verwundeten umzubringen. Beide Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Russen befanden sich in der schrecklichsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Gerne hätten sie den Preußen die Ehre des Siegs unbedingt überlassen, allein der Glücktag war ihnen gesperrt, da alle Brücken über die Flüsse abgebrochen waren. In dieser Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenstillstand auf zwey bis drey Tage an. Sein Vorwand war, die Todten zu begraben. Auf dies sonderbare Ansuchen antwortete der General Dohna: „Da der König mein Herr die Schlacht gewonnen, so werden auf seinen Befehl die Todten beerdigt, und die Verwundeten verbunden werden.“ Er belehrte ihn dabey, daß ein Waffenstillstand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache sey. Den folgenden Tag geschahen nichts

als Canonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bey der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machte der Schlacht nothwendig ein Ende, und verschaffte den Russen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen sich über Landsberg an der Warthe zurück. Diese Niederlage kostete ihnen 19,000 Todte und Verwundete, nebst 3000 Gefangenen; dabey verlohren sie 103 Canonen, viele Fahnen, ihre Kriegscasse und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete; desgleichen 1400 Gefangene oder Vermisste; auch hatten sie beym Weichen ihres rechten Flügels 26 Canonen eingebüßt.

Diese kleine Canonenzahl, die wenigen Gefangenen, und der Umstand, daß ein Theil der Russischen Armee in zerstreuten Haufen auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, gab den Russen Veranlassung sich den Sieg zuzuschreiben. Der Russische General Panin war jedoch so aufrichtig, zu sagen: „Wir haben zwar den Wahlplatz bezehauptet, allein todt, verwundet und besoffen.“ Ob es gleich Fermor selbst gewesen war, der um Erlaubniß gebeten hatte, die Erschlagenen zu begraben, so sandte er doch Couriers mit der Nachricht des Siegs an alle alliirte Höfe und Armeen. Nie wurde dieser kriegerische Fechterstreich häufiger gebraucht, als in diesem siebenjährigen Kriege. Die Preußen allein verachteten dergleichen Künste. Wurden sie wirklich geschlagen, so gestanden sie es frey, in der festen Hoffnung, durch künfftige Thaten das Verlohrene wieder zu gewinnen. So dachte Friedrich, und so dachten alle Befehlshaber seiner Heere. Man überließ es den Besiegten, sich durch Einbildungen und falsche Berichte zu vergnügen, und benutzte den Sieg. Der König, Herr des Wahlplatzes von Sorndorf, ver-

folgte den fliehenden Feind bis Landsberg. Er war so sehr von dessen gegenwärtiger Unmacht überzeugt, daß er ihn bloß durch einen Theil der Armee unter dem General Dohna beobachten ließ; ein Corps sandte er nun wieder gegen die Schweden, und mit den andern Truppen ging er nach Sachsen, wo seine Gegenwart höchst nöthig war.

Der König war so großmüthig, das außerordentliche Verdienst des Seidlitz zu erkennen; er gestand öffentlich, daß die Schlacht durch diesen General gewonnen worden sey. Indessen hatte er seine eigne Person gar nicht geschont, sondern war so tief ins Russische Feuer gedrungen, daß seine Adjutanten und Pagen um ihn her verwundet und getödtet wurden.

Die Erinnerung an die von den Russen verübten Gräuelt thaten bey den Preussischen Soldaten und Bauern auf einige Augenblicke alle Empfindungen der Menschlichkeit, so daß manche schwer verwundete Russen, die hilflos auf dem Schlachtfelde lagen, mit den Todten zusammenten in Gruben geworfen, und also lebendig begraben wurden. Vergebens krümmten sich diese Unglücklichen unter den Leichen, und suchten sich empor zu arbeiten; neue Leichname wurden auf sie geworfen, die bald ihre schwachen Bewegungen hemmten.

Die Oesterreicher hatten mittlerweile die Abwesenheit des Königs aufs beste zu benutzen gesucht. Jetzt konnten sie offensive agiren, und die Ueberlegenheit ihrer Armeen versprach ihren Unternehmungen den glücklichsten Erfolg. Alles kam auf die Geschwindigkeit der Ausführung an. In Schlesien zeigten die besetzten Plätze und die vielen Festungen Hindernisse, deren Begeräumung Zeit ersforderte. Die Kriegsoperationen in dieser Provinz wurden daher untergeordnete Entwürfe. Sachsen ließ schnellere Lorbeern hoffen. Dann befand sich da mit seiner ganzen Macht; auch der

Herzog von Zweybrücken war mit den Reichstruppen in Sachsen angelangt. Alles drohete den Preußen den Verlust dieser so nützlichen Kriegsprovins. Der Prinz Heinrich, der das Land mit einer kleinen Armee deckte, mußte der Uebermacht weichen, und zog sich nach Dresden. Diese Königsstadt zu erobern, die Preußen in Sachsen, wo nicht aufzureiben, doch gänzlich aus dem Lande zu vertreiben, und den König von der Elbe völlig abzuschneiden; dies war Daun's Entwurf. Es kam nur darauf an, den furchtbaren Feldherrn lange in seinen eignen Staaten aufzuhalten. Daun warnte daher den General Fermor, sich nicht mit dem Könige, diesem (nach seinem Ausdruck) schlauen Feinde, den er noch nicht kenne, in ein Treffen einzulassen; er sollte vielmehr so lange vertheidigungsweise verfahren, bis man Sachsen befreit hätte. Der Courier fiel dem König in die Hände, der es nach der Zorndorfer Schlacht in Fermor's Namen auf folgende Art beantwortete: „Sie haben Ursache gehabt, den „General Fermor zu warnen, sich vor einem „schlauen Feind zu hüten, den Sie besser kennen, „als er; denn er hat Stand gehalten, und ist „geschlagen worden.“

Prinz Heinrich, der sich auf Friedrich's Thätigkeit verließ, bemühte sich indessen durch mannigfaltige Operationen seinen Posten gegen die zahlreichen Feinde zu behaupten, und es gelang ihm. Der Sonnenstein wurde von den Reichstruppen belagert und eingenommen. Der Preussische Commandant verlor den Muth, und ergab sich mit 1400 Mann zu Kriegsgefangenen. Daun machte einen Versuch, Dresden zu erobern. Er näherte sich dieser Residenz, die nur schwach besetzt war, und geringe Festungswerke hatte. Die Klugheit und Entschlossenheit aber des Commandanten, Graf Schmettau, ersetzte alles. Er machte Miene, die prächtigen Vorstädte abzubren-

nen, die Häuser von sechs auch sieben Stockwerk hoch hatten, und über die Wälle hervorragten. Dieser Vorfas setzte den Hof und die Stadt in die äußerste Bestürzung. Das Wehklagen war allgemein, da man anfang die Häuser mit brennbaren Materialien zu füllen. Schmettau berief sich auf die Nothwendigkeit, und auf die Pflicht sich zu vertheidigen. Er führte an, daß die Sachsen von ihm als Feind keine Achtung für die königliche Residenz erwarten könnten, wenn ihre Bundesgenossen solche absichtlich aus den Augen setzten. Dann drohte das Abbrennen der Vorstädte auf das grausamste zu rächen, und nach Eroberung der Stadt keines Preußen zu schonen. Schmettau erklärte, sich im äußersten Fall vor Straße zu Straße zu vertheidigen, das königliche Schloß zu seinem letzten Castell zu machen, und sich unter dessen Ruinen zu begraben. Es war der Entwurf, Pulver ins Schloß zu führen, die Vornehmsten des Hofes und des Adels dort mit Gewalt zu versammeln, und sodann wollte der Preussische General in dem Apartment des Churprinzen, mitten unter der sagenden königlichen Familie, die endlichen Unternehmungen der Feinde abwarten. Eine solche Drohung, so ungewiß auch deren Ausführung immer seyn möchte, war zu wohl überdacht, und den Umständen so sehr angemessen, daß die Wirkung nicht fehlen konnte. Dann gab seinen Anschlag auf Dresden auf, und Schmettau ließ die Vorstädte stehn. Die brennbaren Sachen wurden sofort aus den Häusern genommen, und die Einwohner waren beruhigt.

Die ungeheure Ueberlegenheit der Oesterreicher und Reichstruppen in Sachsen gab indessen den Verbündeten Anlaß zu neuen und großen Entwürfen. Der Prinz Heinrich sollte auf einmal von vorne und im Rücken angegriffen, und gänzlich aufgerieben werden. Die Feldherrn der verschiedenen Armeen hatten deshalb Zusammens

Fünfte gehalten, und alle Anstalten waren gemacht, als das Donnerwort: Friedrich kommt! den ganzen Plan auf einmal vernichtete. Er kam, und vereinigte sich mit Prinz Heinrich. Sein Wunsch war eine Schlacht, um die Oesterreicher nach Böhmen zu treiben, und Schlesien zu Hilfe zu kommen, das nur schwach besetzt, und in großer Gefahr war. Die Feinde brandschakten in dieser Provinz, und belagerten sowohl Neisse als Cosel. Fouquet stand mit einem Corps Preußen von 4000 Mann bey Landsbut verschanzt. Er konnte die Unternehmungen der so sehr überlegenen Feinde zwar erschweren, aber nicht hindern. Dann vermied nun sorgfältig ein Treffen, und suchte den Marsch Friedrichs nach Schlesien durch wohlpostirte Corps zu verzögern. Sein Hauptlager bey Stolpen war eins der festesten in Sachsen. Es waren steile Anhöhen, durch Teiche, Moräste, Wälder und Hohlwege gedeckt. Der Feldherr sowohl, wie seine Truppen, waren muthig, feßlich und andächtig. Der eingebildecere Sieg ihrer Bundsgenossen bey Zornsdorf gab Gelegenheit zur Anstimmung des Ambrosianischen Lobgesangs unter Trompeten; und Paukenschall; hierauf wurde aus allen Canonen und kleinen Gewehr Victoria geschossen, und Jubel geschrien. Nur die Vernünftigen dieses Heers bezweifelten einen Sieg, den die Ankunft des Königs und die Abänderung aller ihrer großen Entwürfe hinreichend widerlegten. Verschiedene Corps Oesterreicher wurden aus ihren Posten vertrieben, und häufige Scharmügel fielen vor. Der Weg nach Schlesien wurde frey, allein Dann blieb unbeweglich stehn. Indessen gab Friedrich noch nicht die Hoffnung auf, ihn durch Abschneidung der Zufahren und Zerstörung der Magazine nach Böhmen zurück zu drängen. Wegen der Reichstruppen war er unbesorgt, auf deren Abmarsch er ohnehin rechnete, da sie schon anfingen

an Lebensmitteln und Fourage Mangel zu leiden. Er lagerte sich daher bey Bauken. Seine Truppen, die seit acht Wochen täglich in Bewegung gewesen waren, bedurften einige Ruhe. Die Jahreszeit fing schon an rash zu werden; die Infanterie mußte deshalb auf seiten Befehl Brandhütten, und die Cavallerie Ställe von Strauchwerk bauen. Man kann den damaligen Zustand des Königs und seiner Armee am besten aus einem Briefe beurtheilen, den er im Anfang des Octobers an Lord Marshall schrieb. Es heist darin: „Bis der Schnee fällt, werde ich „auf dem Seil tanzen müssen. Wie oft gäbe ich „gerne die Hälfte des Ruhmes, von dem Sie „schreiben, für ein wenig Ruhe hin.“

Beide Armeen änderten endlich ihre Stellung. Dann nahm abermals ein festes Lager in einer geringen Entfernung von seinem vorigen, und die Preußen lagerten sich bey Hochkirch. Ein Fehler, den der Preussische General Nehow beging, einen Berg unbesezt zu lassen, war hier die Quelle einer großen Begebenheit, die den König seinem Untergang nahe brachte, seinen Helldengeist im glänzendsten Lichte zeigte, und zu den außerordentlichsten Scenen dieses Kriegs gehört. Die vernachlässigten Anhöhen wurden gleich von den Oesterreichern besezt und sorgfältig verschanzt. Die dadurch gewonnenen Vortheile waren so groß, daß sie bey dem sonst so behutsamen Daun die Idee erzeugten, den König in seinem Lager zu überfallen. Der Plan dazu wird dem General Laudon zugeschrieben. Er war mit Klugheit entworfen, und wurde mit Muth und Nachdruck ausgeführt. Alles bot dazu die Hand. Die Armeen standen so nahe an einander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Canonenschuß vom feindlichen Lager entfernt war. Die Menge der leichten Truppen beym Oesterreichischen Heer war vorzüglich zum Ueberfall geschikt, und da ihre

Scharmügel Tag und Nacht nicht aufhörten, so konnten größere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen unter Friedrichs Anführung beständig gewohnt selbst anzugreifen, träumten nicht einmal die Möglichkeit eines Angriffs von dem vorsichtigen Daun, dessen Lager nie genug besetzt werden konnten, wenn er sich in der Nähe des furchtbaren Feldherrn befand. Er kannte dessen unternehmenden Geist, dem nichts unmöglich schien, und die Schnelligkeit, womit Preussische Truppen geordnet und gegen den Feind geführt werden können. Bey allen gutgewählten Maasregeln war daher dennoch sein größtes Vertrauen auf die eingebildete Sicherheit Friedrichs und seines Heers gesetzt.

Das Nachtheilige seiner Stellung war jedoch dem König nur zu wohl bekannt; er hielt es aber für schimpflich, und dabey nicht für durchaus nothwendig, sich zurückzuziehen. Der in den Waffen grau gewordene Feldmarschall Keith sagte: „Wenn die Oesterreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden.“ Friedrich erwiederte: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten.“ Endlich aber beschloß er doch das Lager zu verändern, so bald die Armee aufs neue mit Proviant versehen seyn würde. Die Nacht vom 14ten zum 15ten October war zu diesem Aufbruch festgesetzt. Das Leben vieler tausend Menschen also beruhete auf dem Unterschied eines einzigen Tages.

Es war aber schon am 13ten in der Nacht, als alle Colonnen der Oesterreichischen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Der General Odonel führte die Avantgarde, die aus vier Bataillons und sechs und dreißig Schwadrons bestand; ihm folgte der General Sincere mit sechzehn Bataillons, und der General Forgatsch mit achtzehn Bataillons. Das

Corps des General Laudon, das dem Preussischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit vier Bataillons und funfzehn Schwadrons verstärkt, wozu hernach noch die ganze Oesterreichische Cavallerie des linken Flügels stieß. Die Infanterie dieses Flügels führte der Feldmarschall Daun selbst an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Corps waren bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, in der Fronte und im Rücken anzufallen; dagegen sollte der Herzog von Kremsberg mit drey und zwanzig Bataillons und zwey und dreißig Schwadrons den Preussischen linken Flügel beobachten, und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen andern Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Es befanden sich bey dem Vortrab freywillige Grenadiers, die hinter den Curassieren aufsaßen, vor dem Preussischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten, und so vorwärts drangen.

Die Zelter blieben im Oesterreichischen Lager stehen, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Berhan fällen, wobey sie sangen, und einander beständig zuriefen. Durch dies Getöse wollten sie die Preussischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamern Preussischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes, und gaben dem König so gleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jede andre Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seidlitz und Zieten befanden sich eben bey dem Könige, und erschöpften ihre Beredsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde aufzustehn, wobey mehrere Regimentter

Cavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und es schlug im Dorfe Hochkirch fünf Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bey den Preussischen Vorposten an, und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die Oesterreichische Armee, in verschiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuß nach, und nun rückten sie Colonnenweise von allen Seiten ins Preussische Lager ein. Viele Regimenter der königlichen Armee wurden erst durch ihre eignen Canonkugeln vom Schlaf aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien, Canonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen.

Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklichern Lage, als die unter der Regide Friedrichs sorglos schlafenden Preußen, die nun mächtigen Feind angegriffen, und durch Feuer und Stahl zum Todesschlaf geweckt wurden. Es war Nacht, und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für diese Krieger, einer nächtlichen Vision ähnlich! Die Oesterreicher, gleichsam wie aus der Erde hervorgestiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers. Viele hundert wurden in ihren Zeltern erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andre liefen halb nackend zu ihren Waffen. Die wenigsten konnten sich ihrer eignen bemächtigen. Ein jeder ergriff das Ge-

wehr, das ihm zuerst in die Hände fiel, und flog damit in Reich und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr fast Tollkühnheit schien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bey allen Soldaten aufsteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeden andern Armee irgend eines Volks gewesen; selbst die besten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsers Welttheils, hätten hier das Ziel ihrer Thaten, und das Grab ihres Ruhms gefunden; denn Muth allein galt hier wenig, Disciplin alles.

Das Kriegsgeschrey verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Preussische Lager; alles stürzte aus den Zeltern, und in wenig Augenblicken trog der unaussprechlichen Verwirrung stand der größte Theil der Infanterie und der Cavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feind nun allenthalben entgegen, und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehreren aber mußten sie der Uebermacht weichen. Der anbrechende Tag diente nicht die Verwirrung zu vermindern, denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die Preussische Reiterey, von Seidlitz angeführt, flog umher und schraubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte. Fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Das Kürassier Regiment von Schöneich warf allein eine ganze Linie Oesterreichischer Infanterie über den Haufen, und machte an 500 Gefangene.

Das Dorf Hochkirch stand in Flammen, und wurde dennoch von den Preußen aufs tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitz desselben abzuhängen, daher Daun immer frische Truppen zum Angriff anrücken ließ. Nur 600

Preußen waren hier zu bestiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich es zu bewirken; das Loos aller übrigen aber war Tod, Wunden, oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an, und schlugen den Feind wieder aus dem Dorf. Hier ward sodann der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Canonkugel nahm Prinz Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden, und gab ohne einen Laut seinen Helmdenkst auf; auch der Feldmarschall, Fürst Moriz von Dessau, wurde tödtlich verwundet. Die Preußen, von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die Oesterreichische Cavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des Preussischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde; die Oesterreichische Reuterey aber vernichtete wieder diese Vortheile der Preußen.

Der Nebel verzog sich endlich, und beide Heere übersahen nunmehr den mit Leichen besetzten Wahlplatz, und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Disciplin der Preußen Ordnung schuf, so war ihnen dennoch die Dunkelheit und das Terrain entgegen, ihre Tactik zu brauchen, und zweckmäßig zu kämpfen. Man formirte nun von beiden Seiten neue Schlachtordnungen. Die Oesterreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den Anhöhen bey Hochkirch in dicken Haufen zu tausenden herumschwärmten. Daun, ohnerachtet aller erlangten Vortheile, glaubte nicht eine Armee besiegt zu haben, die alle menschliche Erwartungen betrogen hatte; die, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dennoch so viel Stunden

mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gekritten, die mehrsten ihrer Heerführer verlohren hatte, und doch jetzt im Begriff stand den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Nemours, der mit seinem starken Corps unter Begünstigung des Nebels dem König in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen, und eine große Preussische Batterie erobert. Dies war aber auch die Gränze des Siegs. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog seine tapfern Schaaren mitten unter diesem Nothgetümmel zusammen, und machte nach einem fünfständigen verzweifelten Gefecht einen Rückzug, den nichts als ein zweytausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. Er wurde durch ein starkes Artilleriefener und durch Linien von Cavallerie gedeckt, die in der Ebene von Belsgern mit großen Zwischenräumen aufmarschirt n, hinter denen sich die Infanterie formirte. Die Oesterreichische Armee war in zu großer Unordnung, um einen solchen Rückzug zu stören; überdem auch hatte Daun schon bey Kollin zu erkennen gegeben, sein Grundsatz sey, daß man einem fliehenden Feind eine goldne Brücke bauen müsse.

Der Marsch Friedrichs ging nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Wahlplat, auf den sogenannten Spisbergen, lagerte er sich mit seinen Truppen, die den größten Theil ihrer Artillerie und Bagage verlohren, den kurzen Noth in der rauhen Jahreszeit zur Decke, und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen sogar an Pulver und Kugeln, diesem größten Bedürfnis der Europäischen Heere. Ein neues Treffen in dieser Lage hätte die alten Schlachten erneuert, wo Mann gegen Mann focht, und jeder sich auf seine

Faust verküpf. Die Stellung des Königs war indessen so vorthailhaft, die Mittel allen Gefahren Troß zu bieten, bey ihm so mannigfaltig, und seine Truppen selbst in ihrem geschlagenen Zustande noch so fürchtbar, daß Daun keinen neuen Angriff wagen wollte. Die Preussische Armee verfuhr an diesem unglücklichen Tage nebst dem Gepäcke, über 100 Canonen und 9000 Mann, die Oesterreicher 8000 Mann.

Der König hätte sich ins stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, und zwey Jagen stürzten todt an seiner Seite nieder. Er war in der größten Gefahr gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde beyhm Dorfe Hochkirch umringe; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Husaren. Allenthalben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für nichts zu achten. Nie zeigte sich sein Geist und seine großen Fähigkeiten in einem so glänzenden Lichte, als in dieser Nacht, die, anstatt seiner Ruhm zu schwächen, ihn vielmehr außerordentlich erhöhet. Nicht der König, der mitten im Kriegsgerümmel alle Regierungsgeschäfte besorgt, und seine Staaten so wie im Frieden durch eigne Verordnungen beherrscht; der in gefährvollen Stunden die Flöte spielt, und gleich darauf die tiefdurchdachtesten Befehle ertheilt; der am Tage vor einer entscheidenden Schlacht französische Verse macht, Gesetze entwirft, und Rechnungen durchsieht; nicht der Sieger von Lissa, der auf Schlesiens Feldern Griechische Tactik durch Thaten lehrt, und ein ungeheures Heer streitharter Völker vernichtet; nicht dieser außerordentliche Mann ist dem Philosophen, dem Geschichtsforscher, dem Denker so verehrungswürdig, als der bey Hochkirch überfallene, geschlagene, aber doch nicht besiegte König, der seine schlafenden Krieger zusammenrafft, sie einem tapfern und

weit stärkern Feinde entgegen stellt, der mit allen Vortheilen versehen sich schon mitten im Lager befindet, und selbst durch Preussische Kugeln Preußen tödtet; der in diesen erschrecklichen Augenblicken seinen Busenfreund fallen sieht, alle seine vornehmsten Feldherren verliert, und nun sich ganz allein überlassen, durch die Kraft seines Geistes die zweckmäßigsten Maassregeln ergreift, das Chaos seines Heers mitten unter Blut und Tod zur Harmonie umschafft, fünf Stunden lang kämpft, und sich mit großer Ordnung zurückzieht; der in dieser verzweifelten Lage, ohne Canonen, ohne Munition und Bagage, dem Feinde noch Furcht einflößt, und gleich darauf fähig ist, entlegene belagerte Festungen zu entsetzen. Ein solcher Fürst erzwingt die Bewunderung aller Nationen, und aller Zeitalter.

Verschiedene alte Regimenter, die bisher nichts als Siege erfochten, und nie einer Niederlage bezugewohnt hatten, waren nun gezwungen, dem Feind den Rücken zu kehren. Ohne diesen Tag, so sehr er auch die Preussischen Truppen mit einem Ruhm bedeckte, den ihnen zehn Siege nicht verschafft haben könnten, würden diese Regimenter noch immer die Unüberwundenen seyn *). Viele alte Officiers von diesen sieggewohnten Haufen, hatten so hohe Begriffe von militärischer Ehre, daß sie durchaus der Uebermacht nicht weichen wollten, und unter das Schwert des Feindes fielen; andre mußte man halb mit Gewalt vom Schlachtfelde schleppen, weil sie ei-

*) Das Regiment von Forcade Infanterie, zur Garnison von Berlin gehörig, worunter ich die Ehre gehabt zu dienen, war eins dieser Kriegsschaaren, die seit ihrer Stiftung im Jahre 1726 bis zum October 1758 verlorne Schlachten bloß aus Erzählungen kannten.

nen so unglücklichen Tag nicht überleben, sondern lieber als Kriegsoffer zu fallen wünschten.

Dieser Sieg der Oesterreicher wurde am Namenstage der Kaiserin Maria Theresia erfochten, und da in katholischen Ländern Geschenke an diesem Tage gebräuchlich sind, so beschenkte Daun seine Monarchin mit der Nachricht von den erkämpften Vortheilen. Sie dankte ihm für das sogenannte Bouquet in einem Briefe, voll der gnädigsten Ausdrücke. Auch der Pabst Clemens der Dreyzehnte nahm Theil an dem Siege, und übersandte dem Feldmarschall einen geweihten Huth und Degen, um die Keger desto nachdrücklicher zu bekämpfen.

Nie war Daun behutsamer als nach einem glücklichen Vorfall. Jetzt bezog er ein unbeswingbares sehr verschanztes Lager, und vernachlässigte alle Maasregeln dem König zu schaden. Friedrich benutzte diese kostbare Zeit mit desto größerm Eifer, verschaffte sich in der Geschwindigkeit theils aus Dresden, theils von der Heinrichschen Armee die fehlenden Kriegsbedürfnisse und Proviant, gab Befehl zu neuen Transporten, zog eine Verstärkung von 6000 Mann an sich, die ihm der Prinz Heinrich zusandte, und rüstete sich nach Schlessien zu marschiren. Er sagte: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen; das Spiel ist nicht verlohren; wir wollen uns einige Tage verholen, und alsdann aufbrechen Reise zu befrehen.“ Es waren aber noch manche Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Das Lager war voller Kranken, und in Banken befanden sich alle in der Schlacht verwundete Preußen. Diese mußten erst weggeschafft, für die Bäckerey gesorgt, Sachsen gedeckt, und der Feind, der die Straße nach Schlessien bejeht hielt, durch Contre-Märsche hintergangen werden. Alles wurde glücklich ausgeführt, und den 25ten October, elf Tage nach der Schlacht, war Friedrich schon

in vollem Marsch nach Schlessen, und zwar mit solchen Vortheilen, daß Daun selbst alle Hoffnung aufgab es zu verhindern. Er schickte ihm indessen ein starkes Corps auf dem Fuße nach, um wenigstens den Marsch des Königs zu erschweren. Landon zeigte hiebey seine ganze Thätigkeit. Bald warf er leichte Truppen in Höhenwege, um die Preußen aufzuhalten; bald canonirte er sie aus vortheilhaften Stellungen; bald brach er aus Waldungen wie ein Strom hervor, und stürzte auf die marschirenden Feinde. Durch alle diese Versuche aber wurde nichts ausgerichtet; bloß einige Preussische Pontons und Bagagen wurden erbeutet.

Der Oesterreichische General Harsch belagerte Meise, das, wie alle Preussische Festungen, wegen der im Felde nöthigen Truppen, nur schwach besetzt war. Die Hoffnung, diesen wichtigen Ort zu erobern, war wegen der Entfernung des Königs, und da sich keine Preussische Armee in der Nähe befand, gleich anfangs groß. Durch die Schlacht bey Hochkirch schien vollends Meise in den Augen von ganz Europa so gut wie verloren zu seyn. Der Entsatz belagerter Festungen ist gewöhnlich die Frucht des Sieges, oder doch glücklicher Begebenheiten; daß aber der geschlagene, von starken Armeen umgebene, und vierzig Meilen entfernte Friedrich, der bedrängten Festung zu Hilfe kommen könnte, dieses war kaum denkbar, und täuschte die Erwartungen aller Menschen. Nach einem dreizehntägigen Marsch aber traf er den 5ten November drey Meilen von Meise ein. Mehr bedurfte es nicht, um den Endzweck zu erreichen; denn an eben diesem Tage hob Harsch die Belagerung auf, ließ eine große Menge Muniton und Kriegsgeräthe im Stich, und zog sich nach Mähren zurück. Er hatte den Ort seit dem 4ten August besetzt, und seit dem 5ten October beschossen; durch die tapfere

Gezenwehr der Besatzung aber waren alle An-
griffe vereitelt worden.

Hieher gehört ein großmüthiger Zug einer
edlen deutschen Frau, der ganz unbekannt ge-
blieben ist, und den höchstwahrscheinlich Frie-
drich selbst nie erfahren hat. Der Commandant
von Neisse, General von Treskow, hatte ein Gut
ohnweit der Stadt. Auf diesem befand sich seine
Gemahlin, als die Oesterreicher die Belagerung
anfangen. Sie besorgten, daß diese Unterneh-
mung sich in die Länge ziehen würde, und der
entfernte Friedrich dennoch Mittel finden dürfte,
ihren Entwurf zu vernichten. Eine Verrätherey
schien also auf jeden Fall die sicherste und ge-
schwindeste Maasregel. Treskow war kurz zuvor
ein Kriegsgefangener gewesen. Man hatte ihn
in Oesterreich mit vieler Achtung begegnet, und
die Generalin, die, um das Schicksal ihres Ge-
mahls zu versüßen, selbst nach Oesterreich reise-
te, war mit auszeichnender Höflichkeit am kai-
serlichen Hofe behandelt worden. Die angenehme
Erinnerung an das Betragen der Kaiserin mußte
noch bey ihr im frischen Andenken seyn. Hierauf
wurde ein Entwurf gegründet. Ein Kaiserli-
cher Officier stattete der Frau von Treskow einen
Besuch ab, und brachte ihr Schutzbriefe vom
Oesterreichischen Feldhern. *) Er wurde wie ein
Wohlthäter empfangen und behandelt. Es war
Abend, da er ankam; er mußte also auf dem Gut

*) Diese Erzählung habe ich aus dem Munde
des Baron von Eichbeg, eben des Officiers,
der bey dem Geschäfte gebraucht wurde. Er
war damals Kaiserlicher Rittmeister, und
that bey den Generals Laudon und Harsch
gewöhnlich Adjutantendienste. Er lebt noch,
und zwar in Italien, wo er mir diese Ge-
schichte umständlich berichtet hat.

übernachten. Bey der Tafel, ohne Zeugen, ist das Gespräch von der Kaiserin der Nachtsch. Das edle Herz der Generalin kann mit Theresiens Lobe nicht fertig werden. Nun erfolgt ein förmlicher Antrag: Große Summen, Würden, ein verstellter Angriff zur Ehrenrettung, eine Uebergabe und ein unverbrüchliches Geheimniß. Frau von Treskow wird aufs innerste bewegt. Kaum faßt sie sich so lange, bis alles vorgetragen ist. Nun sprang sie auf, rang wehmüthig die Hände, und bejammerte die ihr widerfahrene Erniedrigung, woben sie immer ausrief: „Ist es möglich! Mir „einen solchen Antrag! „ Alle Beruhigungsgründe des Officiers, der den Vorgang so gut als nicht geschwehn betrachten wollte, und ein heiliges Stillschweigen angelobte, waren bey der tiefgefränkten Dame fruchtlos. Der Plan, auf ihrem nunmehr geschützten Landsitz das Ende der Belagerung abzuwarten, wurde nun auf einmal vernichtet. Sie entsagte allen Schutzbriefen, aller Bequemlichkeit, aller Ruhe, um mit den Belagerten Unruhe, Mangel und Gefahren zu theilen. Ihr Dorf, das einzige Eigenthum ihrer Familie, der Erwerb funfzigjähriger Kriegsdienste, wurde dabey großmüthig preisgegeben. Sie saate dem Abgeordneten: „Wir sind arm. Dieß ist unser „Alles. Durch die Ehre gezwungen überlasse ich „es Ihren Händen. Wollen Sie sich rächen, so „thun Sie es. „ Vergebens stürzte der durch diese Edelmath äußerst gerührte Officier zu ihren Füßen, und beschwor sie, ihren Vorsatz aufzugeben. Sie verzieh ihm die Beleidigung, allein sie wollte durchaus nicht länger in der Gewalt von Preussens Feinden seyn. Noch in derselben Nacht fuhr sie ab. Sie nahm keine Lebensmittel mit sich, ob sie gleich den Mangel in der bedrängten Festung kannte. Der Officier begleitete sie bis an die äußersten Linien, und verließ sie sodann voll Bewunderung.

Die bisher von den Oesterreichern blokirte Festung Cosel wurde nun auch befreit, und Schlesien ganz von feindlichen Truppen geräumt. Der Feldzug war in dieser Provinz zu Ende, als klein in Sachsen, wo Daun mit der großen Armee zurückgeblieben, und das nur sehr schwach gedeckt war, hoffte dieser Feldherr noch auf ansehnliche Eroberungen vor Ende des Winters. Ganz Europa erwartete die Früchte des Hochkircher Sieges, wovon sich noch keine Spur zeigte. Es fehlte jedoch nicht an Entwürfen. Dresden, Leipzig und Torgau sollten in der Geschwindigkeit, und zwar zugleich, von verschiedenen Corps weggenommen werden. Daun selbst ging auf die Hauptstadt los, mit dem Entschlus, sich nicht so wie vorhin von seinem Vorsatz abbringen zu lassen. Es befand sich nur ein kleines Corps Preussen in Sachsen. Allein bey demselben herrschte große Thätigkeit. Der General Fink war dessen eigentlicher Anführer, ob es gleich unter dem scheinbaren Commando älterer Generals stand. Diese wackern Krieger aber, Hülsen und Jhenplik, setzten alle Eifersucht bey Seite, suchten den wahren Weg zur Ehre in dem Ruhm ihres Volkes, und in der Beförderung von Friedrichs Absichten; sie ehrten den Willen ihres Königs, und huldigten den größern Talenten des jüngern Generals. Man nahm die zweckmäßigsten Maasregeln gegen die so große Uebermacht des Feindes, und verstärkte die Besatzung von Dresden. Der Commandant, General Schmiettau, sah sich nun in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, die Vorstädte abbrennen zu lassen, da die königliche Familie, durch eitle Hoffnungen getäuscht, sich diesmal bey der Gefahr leidend verhielt. Diese Vorstädte waren durch ihre Bauart den prächtigsten Städten in Europa gleich. Die hier befindlichen ungeheuren Gebäude waren entweder Paläste der Großen und Reichen, oder der Sitz zahl-

loser Fabricanten, die hier die Größe der Sächsischen Industrie durch zierliche Arbeiten zeigten. Man hörte bey Hofe Schmettau's Drohungen, sie bey Annäherung des Feindes ohnfehlbar in Brand zu stecken, jetzt mit bloßem Achselzucken an. Der Feind näherte sich, die Preußen zogen ihre Vorposten zurück, und nun wurde den 10ten November früh Morgens das schreckliche Signal zum brennen gegeben. In allen Zimmern oder Räumen eines jeden Gebäudes lagen Haufen brennbarer Materialien mitten unter den schönsten Möbeln, den Kunstwerkzeugen, und den Manufactur-Producten. Die Einwohner waren entflohen, und nur sehr wenige hatten die ihnen verstattete Frist nutzen können, ihre voluminösen Habseligkeiten zu retten, da es an Wagen, an Pferden und an Lastträgern fehlte. Auf diese Art wurden in wenig Stunden 266 Gebäude ein Raub der Flammen. Ein altes Ehepaar verbrannte dabey lebendig, außerdem wurden noch drey andre Menschen getödtet *).

Dann schien über diesen Brand bestürzt zu seyn, und ließ Schmettau fragen, ob es auf Befehl seines Königs geschehen sey, daß er in einer Residenz eine bisher unter Christen unerhörte That begangen habe, wobey er ihm drohete, für alles verantwortlich zu werden. Schmettau bezog sich auf seine Pflicht, die ihm anvertraute Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und auf die bekannten Kriegsmaximen. Er versicherte dem Feldmarschall so wie vormals, daß er gegen seine ganze Macht von Straße zu Straße

*) Schmettau erhielt von dem Magistrat in Dresden ein ehrenvolles Zeugniß seines Betragens, wodurch die ihm angeschuldigten Grausamkeiten völlig widerlegt wurden.

fechten, und sodann unter den Ruinen des königlichen Schlosses sterben würde. Dann machte nun Anstalten, Dresden förmlich zu belagern, allein die üblen Nachrichten aus Schlessien von dem Entsatze von Neiße, von dem Rückzuge der Kaiserlichen Armee nach Mähren, und von dem neuen Marsche Friedrichs nach Sachsen, vereitelte abermals seinen Plan. Er zog ab, versicherte aber dabei nach Hofmanier, daß es bloß aus Achtung für die königliche Familie geschähe. In dem Oesterreichischen Kriegsberichte heißt es, daß eine gewisse wichtige Rücksicht diesen Plan veranlaßt habe. Diese wichtige Rücksicht war aber nichts anders, als die Annäherung des Königs. Die Entwürfe auf Torgau und Leipzig wurden eben so unglücklich ab. Beide Städte wurden fast zu gleicher Zeit von den Preussischen Generälen, Dohna und Wobdel entsetzt. Nichts blieb nun den Kaiserlichen und Reichstruppen übrig, als nach Böhmen zu marschiren; sogar der eroberte Sonnenstein wurde wieder verlassen. Dann bemühet sich seine Armeen in ihren Winterquartieren so zu vertheilen, daß daraus eine ungeheure Truppenkette entstand, dergleichen noch nie in Deutschland gezogen worden war. Sie ging längst den Gränzen von Schlessien und Sachsen; die Reichsvölker setzten sie durch Thüringen und Franken fort, und schlossen sich sodann an die Französischen Armeen an, die längs dem Main und dem Rhein postirt waren, und die Ufer dieses großen Flusses bis an die Gränzen der Schweiz commandirten.

Die Russen, die nach der Schlacht bey Zornsdorf durch den Abmarsch des Königs wieder etwas Freiheit bekamen, ihre Operationen fortzusetzen, beschloßen Colberg zu belagern, um einen Waffenplatz und ein Hauptmagazin in den innern Preussischen Provinzen zu haben. Der Hafen dieser Stadt zeigte ihnen wegen der Zufuhr die

größten Vortheile, und die sehr schwache Garnison eine leichte Eroberung. Das Schicksal von Pommern hing nun von 700 Mann Landmiliz ab, die unter dem Befehl eines Invaliden-Majors die Besatzung von Colberg ausmachten. Dieser Commandant, Heyden, gehörte aber nicht zu der gemeinen Classe von Kriegeren. Er machte die besten Anstalten zur Vertheidigung, und zeigte dabey den größten Muth und eine seltene Entschlossenheit. Der General Palmbach belagerte die Festung mit 10,000 Russen, und in fünf Tagen war der bedeckte Weg bereits in seinen Händen. Die Eroberung schien nun gewiß zu seyn, allein die Tapferkeit des Commandanten und seiner braven bewaffneten Bürger, die wie alte Krieger fochten, setzten allen weitern Fortschritten ein Ziel. Die Belagerer wurden beständig von ihrer Hauptarmee verstärkt, und erneuerten dann ihre Angriffe mit frischen Truppen. Sie richteten aber nichts aus, sondern waren genöthigt nach neunzehn Tagen die Belagerung aufzuheben. Nach diesem mißlungenen Versuch räumten die Russen ganz Pommern und Brandenburg, und gingen theils nach Pohlen, theils nach Preußen in die Winterquartiere. Der Preussische General Dohna bekam dadurch Gelegenheit, mit seiner Armee nach Sachsen zu marschiren und Leipzig zu entsetzen.

Die Operationen der Schweden waren in diesem Feldzuge eben so unbedeutend, wie in dem vorigen gewesen, obgleich sie mit 5600 Mann Infanterie und 2000 Neutern verstärkt worden waren. Die Unthätigkeit ihrer Soldaten im Felde und die damit verknüpfte Schande machten sie in den Augen von Bundesgenossen, von Feinden, ja von ihren eignen Landesleuten verächtlich. Die eigentlichen Ursachen dieser Unthätigkeit, die bereits oben erklärt sind, waren nur sehr wenigen bekannt. Man sportete dieser unmächtigen Krieger

eben so sehr in Stockholm, als wie in Wien und Berlin. Dieses veranlaßte bey ihnen eine herzlichere Theilnehmung am Krieage. Sie verleugneten nun ganz den seit Jahrhunderten behaupteten Character eines großmüthigen Feindes, und entehrten ihren martialischen Geist durch niedrige Handlungen. Sobald die Preußen sich ein wenig entfernten, so überließen sie sich dem zügellosen Plündern und allen ersinnlichen Ausschweifungen. Das Brennen und Morden wehrloser Bürger ausgenommen, gaben sie jetzt bey ihren Verheerungen selbst den Cosaken nicht viel nach. Die Städte und Dörfer, wo sie hinkamen, wurden bis auf den Grund ausgeleert. Kein Mundbissen und keine Klaue wurde den unglücklichen Einwohnern übriggelassen; selbst die Saat in dem Schooß der Erde wurde vernichtet. Sie schickten starke Commandos nach Mecklenburg, um von diesem mitverbündeten Lande Lieferungen zu erpressen, die auch so wie auf feindlichem Boden durch Execution beygetrieben wurden. Der Allianztractat zwischen den Höfen von Stockholm und Petersburg, der in diesem Jahre zu Ende gegangen, wurde nun auf zwölf Jahr verlängert.

Die Einnahme von Berlin war das Motto der Schweden im October, da Brandenburg so sehr von Truppen entblößt war. Sie befanden sich nur noch fünf Meilen von dieser Residenz, als Wedel mit seinem Corps vorrückte, und die Schweden zurücktrieb. Die Preußen ließen nicht eher nach, als bis sie den Feind unter die Canonen von Stralsund verwiesen hatten. Fehrbellin in der Mark war die einzige Stadt, die sie auf der Flucht stark besetzten, um ihren Rücken zu decken; allein dieser Ort, den Schweden wegen einer großen vor hundert Jahren unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm hier erlittenen Niederlage so denkwürdig, wurde ohne Verzug von den Preußen angegriffen, mit Sturm eingenommen,

und die Besatzung theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht.

Nunmehr hatte allenthalben der Feldzug ein Ende. In der Mitte des Decembers war kein Feind mehr in Schlessien, Sachsen, Brandenburg und Pommern zu finden. Der im October geschlagene Friedrich war jetzt Meister von Sachsen, von der Elbe und der Oder. In sieben Wochen Zeit war er aus Sachsen nach Schlessien, dann wieder zurück, und nun abermals nach Schlessien marschirt; dabey waren in diesem kurzen Zeitraum Neiße, Cosel, Dresden, Leipzig, Torgau und Colberg befreyt worden. Waren diese Operationen den Talern in der Tactik erstattungswürdig, so waren sie es den Kriegern noch weit mehr, die die Schwierigkeiten der fortwährenden Bewegungen großer Armeen in ihrem ganzen Umfang kannten. Der Marschall Belleisle, damals der herrschende Französische Staatsminister, schloß diese ihm prophezehten Preussischen Marsche wegen ihrer scheinbaren Unmöglichkeit ganz von seinem Kriessplan aus. Er sagte: „Was auch immer der König von Preußen zu thun vermag, so ist doch seine Armee kein Weberschiff.“ Die Oesterreicher machten nun in Böhmen und Mähren neue Pläne; die Russen in Preußen und Pohlen dachten auf Füllung ihrer Magazine; die Reichstruppen auf Ruhe in ihren Winterquartieren im Mittelpuncte Deutschlands; und die Schweden, die ihr eigenthümliches Pommern in Preussischen Händen sahen, waren jetzt für ihre eigne Sicherheit unter den Canonen von Stralsund besorgt.

Der diesjährige Feldzug der Allirten gegen die Franzosen war auch sehr merkwürdig gewesen. Schon im Anfang des Jahrs hatte Richelieu das Ober-Commando der Französischen Truppen dem Grafen von Clermont abtreten müssen. Dieser außerlohrne Oberbefehlshaber war

ein Geistlicher, und hatte nie eine Armee, selbst nicht einmal bey einer Masquerung, versammelt gesehen. Die Marquise von Pompadour aber, die damals, als königliche Maitresse, Ludwig den Fünftzehnten und die Franzosen unumschränkt beherrschte, war von seinen Hoftalenten eingenommen. Diese zu belohnen schuf sie ihn zum Feldherrn, und sandte ihn nach Deutschland, um Frankreichs Ehre gegen einen großen Heerführer zu behaupten. Die Wahl setzte alle Welt in Erstaunen, und Friedrich sagte bey der Nachricht: „Ich hoffe, daß ihn nächstens der Erzbischof von Paris ablösen wird.“

Ettermont traf die ihm anvertrauten Truppen in dem elendesten Zustande an. Der Französische Botschafter in Stockholm, Marquis von Havrincour, drückt sich in einem Briefe an den Marquis von Montalembert darüber folgendermaßen aus: „Ettermont hat die Armee in einer unergreiflichen Unordnung gefunden; da ist keine Einrichtung, keine Zusammenstimmung bey der Verlegung der Truppen in die Quartiere, keine Sorge aufs Künftige, keine Anstalt zu Vorräthen und Unterhalt, kurz, Mangel an allem.“ Dieser neue Heerführer machte daher seinem Könige folgenden sonderbaren Bericht: „Ich habe Ew. Majestät Armee in drey sehr verschiedene Haufen abgetheilt gefunden. Der eine ist über der Erde, aus Dieben und Marodeurs zusammengesetzt, und in Lumpen gehüllt; der zweyte Haufen ist unter der Erde, und der dritte in den Hospitälern.“ Er wünschte daher Verhaltungsbefehle, ob er den ersten zurückführen, oder so lange verziehen sollte, bis er mit den beiden andern Haufen vereinigt wäre.

Der Herzog Ferdinand gab ihm keine Zeit, seine Lage zu bessern. Er rückte auf Hannover los. Wo sich nur seine Vortruppen zeigten, flohe der Feind, und zwar so übereilt, daß alle Kran-

ken, eine Menge Geschütz und Bagage zurück blieben. Nur allein in Hoya an der Weser behauptete der Graf Chabot seinen Posten, bis ihn der Erbprinz, jetziger Herzog von Braunschweig nach einem lebhaften Widerstande vertrieb, und 1500 Gefangene machte. Dies waren die Erstlinge jener Thaten, die diesem jungen Prinzen in kurzer Zeit einen Rang unter den größten Feldherrn unsers Zeitalters erwarben, vom Schicksal bestimmt, Oraniens Rächer zu seyn, und fast ohne Schwerdstreich das stolze Holland zu demüthigen.

Die Einnahme von Hoya bahnte den Weg nach Zelle, Hannover und Braunschweig. Die leichten Truppen der Allirten trieben alles vor sich her. In dieser Bestürzung, wo die Franzosen allenthalben in der größten Unordnung sich zu retten suchten, wurden viele hundert von ihnen Opfer der durch so mancherley Gewaltthatigkeiten wüthendgemachten Hannöverschen Bauern. In einem Zeitraum von acht Tagen war ganz Hannover von den Feinden geräumt, die unaufhaltbar nach dem Rhein zogen, und alle ihre Magazine im Stich ließen. Diejenigen, die sie nicht Zeit hatten zu zerstören, fielen den Siegern in die Hände. Um diesen so verwirrten Rückzug zu sichern, opferte Clermont 4000 Mann auf, die er in Minden zurückließ. Dieser Ort wurde nun förmlich belagert, und nach sechs Tagen erobert, wobey man die aus 3500 Mann bestehende Besatzung zu Gefangenen machte, und ein großes Magazin erbeutete. Erst in Wesel machten die Franzosen Halt. Hier nahm ihr Feldherr das Hauptquartier, und sandte den größten Theil seiner Truppen über den Rhein.

Ferdinand hatte Mangel an Cavallerie. Einige Regimenter Hannöverscher und Hessischer Reutereyen, und einige tausend Preussische Dragoner und Husaren, die sich bey seiner Armee befanden, waren zu

dem großen Dienst im Felde nicht hinreichend. Das Britische Parlament beschloß daher Cavalerie aus ihrer Insel nach Deutschland zu senden, und auch mit Englischer Infanterie Ferdinands Heer zu verstärken. Embden war dazu der bequemste Landungsplatz. Dieser Ort war aber in den Händen der Franzosen; sie hatten ihn wegen des Hafens zu einem Waffenplatz und Hauptmagazin bestimmt, und ihn mit 3800 Mann besetzt. Auch dieser Entwurf wurde vernichtet. Zwey Englische Kriegsschiffe erschienen und blockirten den Hafen. Ein Schrecken überfiel die Besatzung; sie fürchtete zu Wasser und zu Lande zugleich angegriffen, und abgeschnitten zu werden. Nichts blieb übrig, als ein Abzug, der auch gleich unternommen wurde. Dieser aber geschah mit großem Verlust. Die bewaffneten Bote der Engländer, die Preussischen Husaren, die Hannoverschen Jäger, alles wetteiferte in Thätigkeit. Viele wurden getödtet, und noch mehrere gefangen genommen. Alle Verwundete und Kranke wurden ihrem Schicksal überlassen. Man erbeutete eine Menge Bagage, Munition und große Magazine; auch die mitgenommenen Geiseln wurden wieder befreyt. Bey dieser übereilten Flucht vergaßen die Franzosen, die Besatzung der Bechte, eines benachbarten Forts, abzurufen, die sich gleich darauf mit einem Train von hundert Stücken Geschütz zu Kriegsgefangenen ergab.

Alle kriegsführende Heere, der Preußen, Oesterreicher, Russen, Schweden und Reichstruppen, lagen noch in ihren Winterquartieren, als im Monat März diese große unerwartete Revolution vorging, wo die siegtrunkenen Französischen Armeen wie das Wildpret in beschneideten Wäldern gejagt, ganz Norddeutschland von ihnen gereinigt, und die Kriegsscene völlig geändert wurde. Bloß Wesel war noch in ihren Händen. Diesen Ort zu erobern, und sie vollends über den Rhein

zu treiben, war Ferdinands Entwurf. Erst aber bezog er mit seiner Armee in Westphalen die Winterquartiere und erwartete die Britische Cavallerie.

Die Französische Nation, die noch die Schande des Rossbacher Tausches nicht vergessen hatte, war durch diesen neuen Auftritt aufs tiefste gebeugt. Ein großes Heer Franzosen auf der Flucht vor einer Handvoll Deutschen, die in Eile zusammengezogen waren, und denen es sogar an Reuterey fehlte, und überdies vor eben den überwundenen Deutschen, die sie wenig Monat zuvor mit Verachtung und Spott behandelt, in einen Landwinkel eingewängt, und genöthigt hatten, ihre Rettung in einem erniedrigenden Waffenstillstand zu suchen. Dies war mehr, als der Gallische Stolz ertragen konnte. Man glaubte schon den unternehmenden Ferdinand über dem Rhein, im Herzen Frankreichs, ja vor den Thoren von Paris zu sehn. Nun wurden die lebhaftesten Maßregeln genommen, und alle Truppen aus den innersten Theilen des Königreichs in Bewegung gesetzt. Diese mußten in größter Eile die Armee am Rhein verstärken; die Grenzfestungen wurden schleunig in besten Vertheidigungsstand gesetzt, und um den Muth der Nation zu beleben, die jetzt mehr Frieden als Krieg wünschte, ward das Gerüchte verbreitet, daß nächstens durch Spaniens Vermittelung der Friede erfolgen würde.

Der Herzog von Belleisle, der jetzt in Versailles das Wort führte, wandte seine Aufmerksamkeit auf die Quelle der Mißbräuche. Er schickte eine Anzahl Officiers nach der Bastille, und schrieb Briefe an alle Regimentsbefehlshaber bey den Französischen Armeen, voll strenger Befehle und Drohungen. Diese wurden jedoch wenig geachtet. Das Uebel hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen, und ohne eine völlige Umschmelzung der ganzen Französischen Militärverfassung war

es nicht zu hemmen. Es herrschte bey ihnen
 Hecken auf Märschen, in Lägern, ja selbst auf
 dem Schlachtfelde keine Subordination, keine
 Disziplin, keine Ordnung; dagegen desto mehr
 barbarische Gebräuche, willkürliche Gesetze und
 Ausschweifungen. Selbst niedrige Officiers hat-
 ten Maitreffen bey sich. Diese fuhrten auf Märs-
 chen in Wagen, oft in Gesellschaft des Liebha-
 bers, der seinen Trupp verließ, und der Liebe
 pflog. Man fand alles in den Französischen Lä-
 gern, was nur der Luxus in den glänzendsten
 Königsstädten zur Schau ausstrahlen kann. Alle
 und jede Bedürfnisse von den einfachsten bis zu
 den künstlichsten waren hier vorhanden. Kram-
 läden ohne Zahl, ganze Magazine von seidenen
 Stoffen, Galanteriewaaren, wohlriechenden Es-
 senzen, Sonnenschirmen, Haarbenteln und
 Schminkdosen. Einst befanden sich bey der Armee
 des Prinzen Soubise 12,000 Wagen, die Krämer
 und Marketendern gehörten, ohne den Troß der
 Officiers zu rechnen; die Armee selbst war da-
 mals nicht über 50,000 Mann stark. Bey der
 Garde du Corps hatte die aus 139 Reitern bestehende
 Schwadron des Herzogs von Billeron als
 sein 1200 Pferde in ihrem Gefolge. Ein kleiner
 Theil derselben diente zum reiten, die übrigen
 mußten Wagen schleppen. Diese ungeheure
 Menge Fuhrwerke erschwerte die Subsistenz der
 Truppen außerordentlich, vermehrte die Unord-
 nung in Lägern und auf Märschen, und hemmte
 die Bewegungen des Heers. Man gab Välle im
 Lager, und nicht selten verließ der Französische
 Officier seine Feldwacht, um in der Nähe ein
 Weib zu tanzten. Man sportete über die Befehle
 der Heerführer, und gehorchte ihnen nur,
 wenn man es bequem fand.

Von diesem gänzlichen Mangel an Subordi-
 nation gab einer der vornehmsten Generals, der
 Graf St. Germain, nachheriger Dänischer Feld-

marschall und Französischer Kriegsminister, ein auffallendes Beispiel. Er war Französischer General-Lieutenant und commandirte ein abgesondertes Corps von 10,000 Mann. In Uneinigkeit mit dem Marschall Broglio kündigte er diesem ganz den Gehorsam auf, und endlich verließ er gar das Corps, ohne zuvor seinem Oberbefehlshaber davon die geringste Nachricht gegeben, und für die Sicherheit so vieler tausend Soldaten seiner Nation gesorgt zu haben. Es schien ihm hinreichend, durch einen Brief seinem Oberfeldherrn anzuzeigen, wo er das ihm anvertraute Corps gelassen hatte. Dieser militärische Hochverrath wurde weder bey den Französischen Truppen, noch bey der ganzen Nation als etwas besonders angesehen. Man sagte in Paris: Il a donné la dimission. Keine Lage, keine Verbindlichkeit gegen Ehre, Stand und Vaterland, kam bey diesem sonst so ehrfürchtigen Volk hier in Betrachtung. Man begnügte sich am Hofe und in der Hauptstadt, einen Entschluß zu tadeln, der, nur geträumt, bey Römischen und Preussischen Heeren ein Todeswürdiges Verbrechen gewesen wäre.

Diese Französische Sinnes- und Handlungsart, die auf so mancherley Weise mit den deutschen militärischen Gebräuchen und Grundsätzen contrastirte, erzeugte bey den deutschen Truppen eine Verachtung gegen die Franzosen, die weder der dieser Nation eigne Muth, noch ihr thätiger Ehrgeiz, zu schwächen vermochte. Hiezu kamen die großen Vorfälle. Kaum zeigt sich Friedrich den Franzosen, so gewinnt er einen großen Sieg, und zwar auf die leichteste Weise. Ferdinand zieht zerstreute Truppen mitten im Winter zusammen, und jagt die siegträumenden Franzosen in wenig Wochen fast ohne Schwerdtstreich bis an den Rhein. Der zweymal so starke Feind flieht allenthalben, giebt seine Magazine preis,

und denkt bloß auf Rettung des Lebens. In der That war der Zustand dieser Truppen, da sie am Rhein anlangten, bedauerungswürdig: abgemattet, abgehungert und abgerissen. Die nothwendigsten Bedürfnisse, die mannigfaltigen Kaufartikel ihrer Markender und Krämer waren eine Beute von Ferdinands leichten Truppen geworden. Es fehlte ihnen an Brodt, und was ihnen fast eben so schrecklich war, an Haarpuder. Die Lustigkeit verließ sie jedoch nicht; sie sangen, sie tänzten, und erschienen auf ihren Märschen in comischen Aufzügen. Man gestattete ihnen Freyheiten, die man bey andern Truppen für unanständig gehalten hätte. Oft steckten sie die Brodte auf die Spitze ihrer Bajonette, und trugen sie hoch in die Luft; das Fleisch hingen sie an das Gefäß ihres Degens. Die wenigsten der gemeinen Soldaten hatten Strümpfe, daher die Beine bloß wie den Stiefeletten bedeckt waren. Papierne Manschetten waren bey ihnen nichts ungewöhnliches. Bey keiner Armee herrschte solche Fröhlichkeit, die sowol auf Märschen als im Lager bey Tag und bey Nacht, bey guten und üblen Vorfällen ununterbrochen fortgesetzt wurde. In Ermangelung anderer Schauspiele entblößte man lüderliche Weibspersonen bis auf den Gürtel, und ließ sie so Spiekruthen laufen; eine Strafe, die zur Belustigung diente, und desto sonderbarer war, da die Französischen Soldaten selbst nie, weder auf diese noch auf eine andre Art, fühlbar gezüchtigt werden.

Alle diese Dinge vermehrten die Verachtung bey den deutschen Kriegern, die wol nie gegen ein wahrhaft tapferes Volk größer gewesen ist. Man verbürg sie nicht einmal in den nachtheiligsten Lagen. Hier ist davon ein sonderbares Beyspiel: Ein Preussischer Husar wurde von den Franzosen gefangen, und ins Hauptquartier gebracht. Clermont selbst wollte ihn sprechen. Die

Gefangennehmung eines Preussischen Husaren war hier ein sehr seltner Vorfall. Dieser Krieger gehörte zu dem schwarzen Regiment. Ein jeder Reuter desselben, seinen Leib in die Farbe des Todes geküßt, trug überdem einen Totenkopf, das Sinnbild des Grabes, an der Stirne; er war ein lebendiges Memento Mo-i, und schon der bloße Anblick eines solchen Todespredigers mit einem scharfen Säbel in der Faust, um dem Sittenspruch den stärksten Nachdruck zu geben, flößte Schrecken ein; auch waren diese schwarzen Husaren den tapfersten Regimentern des Französischen Heers fürchtbar. Man hatte ausgesprengt, daß sie bey Widersehung nie Pardon gäben, und die Husaren selbst bestätigten dies Gerücht, um desto leichter zu siegen. Es wirkte auch über alten Glauben. Ganze Schaaren flohen vor wenigen Husaren, und nicht selten brachten einzelne dieser schwarzen Reuter ansehnliche Trupps von Gefangenen ins Lager der Allirten.

Die Unterredung des Französischen Feldherrn mit diesem Gefangenen geschah durch Dolmetscher. Auf die Frage, wo Ferdinand sich gelagert hätte, war die Antwort: „Da wo, ihr ihn nicht angreifen werdet.“ Man frug ihn, wie stark die Armee seines Königs sey; er antwortete, sie möchten sie auffuchen und zählen, wenn sie Muth genug dazu hätten. Clermont hielt sich durch diese Kühnheit nicht beleidigt. Sie gefiel ihm vielmehr, und veranlaßte ihn, den Husaren zu fragen, ob sein König viel solche Soldaten hätte, wie er. Der Mann mit dem Totenkopf antwortete: „Ich gehöre zu den schlechtesten, sonst wär ich jetzt nicht euer Gefangener.“ Eine solche Sinnesart außerhalb Frankreichs zu finden, war den Franzosen ein Räthsel. Man entließ den Husaren, und Clermont schenkte ihm einen Louis d'or. Der Preusse nahm ihn an

allein im Angesicht des Feldherrn gab er das Goldstück einem Französischen Soldaten, mit der Erklärung, daß er den Feinden seines Volks schlechterdings nichts zu verdanken haben wollte. Man trug ihm Dienste und eine Officierstelle an; er antwortete mit Hohngelächter, daß er ein Preuße sey.

Solche Tügte characterisiren den Geist eines Volks und eines Zeitalters. Ein hoher Sinn dieser Art bey einem gemeinen Soldaten konnte nur durch Nationalgrundsätze, und durch Volkstimmung gebildet werden; daher erregte diese Handlung auch unter den Deutschen nicht die Bewunderung, die sie verdiente. Sie wurde bekannt, allein der Name des Preußen, der so dachte und handelte, ist unbekannt geblieben.

Es ist die Pflicht eines Geschichtschreibers, dergleichen Privathandlungen aufzuzeichnen. Es ist eine angenehme Pflicht, wenn solche seinem Volke Ehre bringen. Er muß aber auch edle große Handlungen des Feindes nicht verschweigen. Der Marquis von Armentieres, ein Französischer General, eben so großmüthig, wie der Marquis von Bouille, der neuerliche Sieger in Westindien, nahm eine ansehnliche Stadt im Hannoverschen ein. Der Adel und die Bürgerschaft fleheten durch Abgeordnete um Schonung. Armentieres antwortete: „Meine Herren, ich bin nicht gekommen Ihnen Gutes zu thun; denn Sie aber versichert, daß ich Ihnen so wenig Böses thun werde, als es mir nur möglich seyn wird.“ Und er hielt Wort.

Die größte, die edelste, die außerordentlichste Privathandlung im ganzen Kriege, das heißt, von allen denen, die bekannt worden sind, gehört auch den Franzosen. Hier ist der Ort, sie aufzuzeichnen, gleichviel in welchem Jahre und an welchem Tage der Vorfall geschah. Der Ritter Mafassa, ein junger Französischer Officier

vom Regiment Auvergne, der ein Detachement commandirte, wurde in der Nacht in einem Walde von den Allirten überfallen. Es war finster, und er in einiger Entfernung von seinem Haufen. Auf einmal wird er ganz allein von einer Kriegsschaar umringt. Hundert Bajonette zum Stos bereitet, gegen seine Brust gerichtet, drohen ihm bey dem geringsten Laut einen augenblicklichen Tod. Der große Conde sagte: „Man zeige mir eine Gefahr, wo keine Rettung möglich ist, und ich werde zagen.“ Es war keine für den Ritter denkbar, wenn er seinen Leuten die Gegenwart des Feindes zuschrie; ja selbst die Rettung der Seinigen war durch seinen Tod nicht gesichert. Umsonst! Avasassa dachte nur an seine Pflicht. Er rief: „Auvergne, hier sind Feinde!“, und im nemlichen Augenblick wühlten alle Bajonette in seinen Eingeweiden. Wenn die Decier im Kriege freywillig ihr Leben opferten, so war der Gedanke, dadurch das Wohl ihres Vaterlandes in kritischen Augenblicken zu befördern, die mächtige Triebfeder; sie rechneten auf die Bewandlung Roms, auf Bildsäulen, Tempel und Unsterblichkeit. Avasassa, in einem niedrigen Range, hatte keine solche Aussichten, und gab sich in der Blüthe seiner Jahre einem gewissen Tode Preis.

Ich nehme nun den Faden der Geschichte wieder auf. Sobald die Truppen sich in den kurzen Winterquartieren wieder erholt hatten, eröffnete Ferdinand den Feldzug mit dem kühnen Entwurf, den Krieg, wo nicht in Frankreich selbst, doch an den Gränzen dieses Reichs hinzuspielden. Da aber die Französische Armee an den Ufern des Rheins, und zum Theil vortheilhaft posirt war, so zeigte ein Uebergang über diesen großen Fluß außerordentliche Schwierigkeiten. Sie wurden jedoch durch vortrefliche Maasregeln überwunden, und den 1sten Junius in der Nacht ging die allirte Armee theils in Schiffbrücken,

theils in flachen Bötten ohnweit Cleve glücklich über den Rhein. Ferdinand wünschte sehnlich eine Schlacht; Clermont aber vermied sie sorgfältig, und hatte sich mit seiner weit stärkern Armee bey Rheinfelden bis an die Zähne versehanzt. Ihn dort anzugreifen, war Verwegenheit. Nichts blieb übrig, als ihn weg zu manövriren. Dieß gelang seinem kriegsverständigen Gegner, und vierzehn Tage nach dem Uebergang über den Rhein sahe man die Französische Armee in den Ebenen von Crefeldt. Es kam hier den 23ten Junius zu einer Schlacht, wo die Franzosen mit einem Verlust von 7500 Mann das Feld räumen mußten. Die Allirten zählten 1500 Tode und Verwundete. Die Hauptszene war in einem Gehölz, von dessen Besitz das Schicksal des Tages abhing. Der Erbprinz von Braunschweig draug mit der Infanterie ein, und nach einem hartnäckigen Gefecht von drey Stunden wurde der Feind endlich herausgetrieben. Die Französische Cavallerie litt viel in diesem Treffen, und die Preussischen Dragoner, die durch gewisse Spottreden der Franzosen aufgebracht waren, wächren solche jetzt nachdrücklich. Ein Nationalverlust dabey für die Franzosen war der Tod des Grafen Bisops, des einzigen Sohns des Herzogs von Velleisle; ein junger Mann von seltenen Talenten und den größten Hoffnungen. Er starb tödtlich verwundet in den Armen des Erbprinzen von Braunschweig, der ihn kannte und liebte. Der siegende Ferdinand ging auf dem Wahlplatz herum, betrachtete gerührt die verstümmelten Weichname, und sagte zu seinen Offizieren, die ihm Glück wünschten: „Dies ist das sechste Schauspiel dieser Art, das ich in meinem Leben sehe. Wolte Gott, daß es das letzte wäre!“ Die Folge dieses Sieges war die Belagerung von Düsseldorf, wo die Franzosen ihr Hauptmagazin hatten. Am sechsten Tage, nachdem eine

große Anzahl Häuser durch Bomben und Kugeln in die Asche gelegt waren, ging die Stadt über. Die Besatzung erhielt einen freien Abzug; der ungeheure Vorrath aber, von Proviant, Munition, und eine Menge schönes Geschüs, fiel den Eroberern in die Hände. Man erschrak in Frankreich über diesen neuen Verlust; die Bastille wurde gefüllt, und Clermont zurückberufen. Der Dauphin wollte sich selbst an die Spitze der Armee stellen, welches jedoch nicht gestattet wurde. Man nahm nun die zweckmäßigsten Maasregeln, die Ehre der Französischen Waffen zu retten. Die Armeen wurden mit Recruten, Bedürfnissen und mannigfaltigen Instructionen versehen. Das Commando am Rhein erhielt jetzt der erfahrene Marschall von Contades; dabey wurde Soubise der Befehl zugeschickt, mit seiner Armee, es koste was es wolle, in Hessen einzudringen. Diese Provinz schien wegen Ferdinands Entfernung eine gewisse Eroberung, und zugleich ein Mittel zu seyn, die Armee der Allirten vom Rhein abzuziehn. Soubise rückte nun vor, und obgleich seine Avant-Garde von der Hessischen Landmiliz geschlagen wurde, so drang er doch mit 30,000 Mann ins Herz der Provinz ein. Der Hessische General, Prinz von Hessenburg, hatte nur 5000 Mann, sie zu vertheidigen; mit diesen bezog er ein vortheilhaftes Lager zwischen Cassel und Minden. Er erkannte sein Unvermögen, mit so wenigen zum Theil irregulären Truppen einer großen Armee Widerstand zu thun, und wünschte daher bloß Zeit zu gewinnen, um den Erfolg der Operationen am Rhein zu erwarten. Diesem Plan zufolge wollte er sich zurückziehn. Seine Truppen aber, die jetzt von den Franzosen die verächtlichsten Begriffe hatten, wollten davon nichts hören. Er war gezwungen Stand zu halten, und so kam es zwischen ihm und dem Herzog von Broglio, der 12,000 Mann, größtentheils deutsche Regimenz

ter in Französischem Sold, gegen ihn anführte, zu einem Treffen bey dem Dorf Sangershausen. Das Gefecht war sehr hitzig. Die Hessen stritten wie Löwen, und machten fünf Stunden lang den Sieg streitig; endlich aber wichen sie der Liebesherrschaft. Hienburg verließ das Schlachtfeld mit einem Verlust von 1500 Mann an Todten, Verwunderten und Gefangenen, und fast seiner ganzen Artillerie. Dreyhundert von diesen muthigen Hessen ertranken in der Fulda, da sie über diesen Fluß zu schwimmen versuchten. Durch diesen Sieg wurden die Franzosen Meister von der Weser, und konnten sich im Hannoverischen und Westphalen weiter ausbreiten. Das so schwer heimgesuchte Hessen fühlte jetzt abermals die Geißel des Kriegs. Man versuchte für das unglückliche Land zu capituliren; Contades aber trieb mit den Abgeordneten seinen Spott, und sagte, daß er ein Soldat sey, und nicht schreiben könne.

Die Engländer waren durch die Schlacht bey Crefeldt und Ferdinands Progressen am Rhein ganz für einen Landkrieg gestimmt worden. Die gesetzgebende Gewalt dieses Reichs sowol als das Volk, alles wünschte die nachdrücklichsten Maassregeln, um die Franzosen zu Wasser und zu Lande zu bekämpfen. Der große Pitt hatte jetzt das Ruder des Britischen Staats in Händen, und beherrschte die stolze Nation nach Gefallen. Durch seine alles besiegende Beredsamkeit, und durch seinen tiefdringenden Geist, war er gleichsam Dictator, im königlichen Conseil sowol als im Parlament. Sein Grundsatz war, eine Sache ganz zu unterlassen, oder sie mit allen Kräften auszuführen. Das Parlament bewilligte 18,000 Mann nach Deutschland zu schicken. Wäre dieses früher geschehn, so würde sich Ferdinand jenseits des Rheins behauptet haben. Allein jetzt war die Lage dieses Feldherrn kritisch. Er hatte

eine Armee von 80,000 Mann unter Anführung eines erfahrenen Generals gegen sich; die Lebensmittel gingen bey seinen Truppen an zu mangeln, dabey hatte ein lange angehaltenes Regenwetter die Wege von Grund aus verdorben, und die Ufer überichwemmte. Die Märsche waren daher außerordentlich beschwerlich. Ferdinand wollte schlagen; Contades hingegen, seiner Vortheile sich bewußt, vermied sorgfältig ein Treffen. In dessen erforderte das bedröhetete Hannover schleunige Hülfe; hiesu kam die Besorgniß für die Subsistenz der Truppen, und für die Sicherheit der Englischen Hülfsvölker, die in Norddeutschland landen sollten, und leicht abgeschnitten werden konnten. Diese Betrachtungen nöthigten den deutschen Feldherrn über den Rhein zurück zu gehn; allein die Schwierigkeiten dabey waren sehr groß; der Feind mit einer gewaltigen Uebermacht in der Nähe, und sehr wachsam. Die allirte Armee hatte bey Rees eine Brücke über diesen Fluß geschlagen, die der General Imhof mit 3000 Mann bedeckte. Dieser wurde von 10,000 Mann angegriffen. Ferdinand war unmöglich ihm Hülfe zu senden, so daß Imhof sich bloß auf seine eigne Tapferkeit verlassen mußte. Sein Lager war durch Graben und Hecken gedeckt. Der Feind kannte dieses Terrain nicht, das Imhof sorgfältig benutzte, und anstatt die Franzosen zu erwarten, ihnen vielmehr entgegenging. Der Angriff war hitzig, und desto wirksamer, da man ihn von dem kleinen Corps gar nicht erwarten konnte. In einer halben Stunde Zeit war der so überlegene Feind zurückgeschlagen; er eilte nach Wesel, und ließ elf Canonen, viel Munition, eine Menge Wagen, und einige hundert Gefangene zurück. Die Franzosen flohen mit solcher Ueberweilung, daß sie unterwegs ihre Waffen von sich warfen. Auf dem Wege nach Wesel fand man über 2000 Musketen.

So unbedeutend auch dieser Vorfall in einem so blutigen Thatenvollen Kriege war, so vertrat er doch hier die Stelle des größten Sieges; denn er entschied den Besitz des großen Magazins in Emmerich, und der Schiffbrücke, ohne welcher es Ferdinand unmöglich gewesen wäre den Rhein zu passiren; so daß dieser vortreffliche Feldherr mit seinen braven Truppen, ohne Lebensmittel, ohne Pontons, kurz ohne Hoffnung, in einen Erdwinkel eingeschlossen, ein Raub der Feinde geworden wäre. Nun aber war der glückliche Uebergang nicht mehr zweifelhaft. Der angeschwollene Rhein verursachte jedoch, daß man die Brücke bey Nees abbrechen, und solche bey Griethausen schlagen mußte. Die Franzosen machten den letzten Versuch, sie durch vier Fahrzeuge von einer besondern Bauart zu vernichten, die von Wesel ankamen; allein diese wurden durch bewaffnete Bote aufgefangen, so daß den 9ten und 10ten July die ganze allirte Armee glücklich über den Rhein ging. Bald nachher wurde Imhof mit einem Corps den Englischen Truppen entgegen geschickt, die in Embden gelandet waren, und sich mit den Bundesgenossen ohne Hindernisse bey Erefeldt vereinigten.

Ferdinand nahm nun, um seinen Truppen Erholung zu verschaffen, vortheilhafte Stellungen an dem Fluß Lippe, wobey er Hannover deckte. Hensburg wurde an der Weser postirt, und der General Oberg mußte mit 20,000 Mann Hessen decken. Oberg bezog das feste Lager bey Sandershausen, und versuchte alle Mittel, um von den Franzosen in seinen Verschanzungen angegriffen zu werden. Soubise, der ihm mit 30,000 Mann gegenüber stand, wollte dieses nicht, sondern bemühethe sich, ihm in den Rücken zu kommen. Diese Besorgniß trieb Oberg aus seinem Lager. Er erfüllte dadurch den Wunsch der Franzosen. Nun wurde er von dem überlegenen

Feind bey Lutternberg auf allen Seiten angegriffen. Die Hessen wehrten sich tapfer, und schlugen die feindliche Infanterie zurück, wurden aber in dem Augenblick des Sieges von der Französischen Cavallerie in der Flanke und im Rücken angefallen. Der Mangel an Reuterey auf Hessischer Seite vermehrte diesen Unfall, und nöthigte Oberg zum Rückzug. Die Allirten verlohren dabey 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebst acht und zwanzig Canonen.

Die Sachsen, von denen ein 10,000 Mann starkes Corps zu den Franzosen kurz zuvor gestoßen war, hatten an diesem Siege vielen Antheil; auch wurden in der Folge von den Franzosen wenig Vortheile ersochten, wozu diese braven Truppen nicht thätig das Ihrige beytrugen. Dennoch mußten sie von ihren stolzen Bundesgenossen allerhand Demüthigungen dulden, und ging es übel, so legte man es ihnen zur Last. Diese Sächsischen Krieger waren größtentheils Uebertäuler von der Preussischen Armee, geborne Sachsen, die nicht wider ihren Regenten fechten wollten. Man hatte sie in zwölf Regimentern vertheilt, und jezo standen sie in französischem Sold. Sie führten vier und zwanzig Canonen bey sich, ein Geschenk der Dauphine, und mit ihrem Namen geziert. Es war ein Tribut, den diese Prinzessin ihrem bedrängten Vaterlande sollte. Ihr Bruder, der Prinz Kaver, zweyter Sohn des Königs von Pohlen, war Anführer dieses Corps. Dieser Prinz brachte das ihm eigne stolze Wesen zur Armee mit, das die Sächsischen Soldaten revoluirte, die voll guten Willen waren, und eine bessere Behandlung zu verdienen glaubten. Man murrte nicht allein, sondern es wurden ganz laut in Gegenwart des Prinzen Schimpfreden ausgestoßen. Kaver, an einem Hofe erzogen, wo ein asiatischer Luxus regierte, und morgenländische Ehrfurchtsbezeugungen Sitte waren,

Konnte bey diesen Beleidigungen seinen Sinnen kaum trauen. Er dachte auf schreckliche Strafen. Ein Sächsischer General aber gab ihm den weisen Rath, bey dieser Volksstimme ja zu schweigen und sein Betragen zu ändern; er that beides, und seine Soldaten, die von seinen Kriegstatuten ihre Begriffe nicht änderten, ehrten jetzt wenigstens in ihm den Sohn ihres Königs.

Der Sieg bey Lutternberg verschaffte Soubise den Marschallstab. Er durchzog nunmehr die benachbarten Provinzen, erpreßte überall starke Brandschatzungen, und drang fast bis an die Mauern von Hameln. Die Regierung in Hannover war in großer Unruhe, und abermals wurden das Archiv und andre Sachen von Wichtigkeit nach Stade in Sicherheit gebracht. Ferdinands Marsche und Stellungen verhinderten jedoch das weitere Vordringen der Franzosen, und die Vereinigung ihrer Armeen, die nach einigen fruchtlosen Unternehmungen die Winterquartiere bezogen: die Hauptarmee unter Contades zwischen der Maas und dem Rhein, die Truppen des Soubise aber längst den Ufern des Rheins und des Mainns. Hessen wurde ganz von ihnen geräumt. Hier nahm nur der Prinz von Hsenburg seine Winterquartiere; der Herzog Ferdinand hingegen verlegte seine Truppen in Westphalen, und nahm sein Hauptquartier in Münster.

Durch die Thätigkeit dieses großen Feldherrn wurden die Franzosen gehindert, die grausamen Befehle ihres Hofes zu vollziehen, die nicht eines erleuchteten Volks, sondern der Profesen würdig waren. Man beschloß in Versailles bereits im Sommer, ohne Rücksicht auf Menschlichkeit, die erhaltenen Vortheile aufs äußerste zu benutzen. Der Kriegminister Belleisle schrieb an den Marschall Contades: „Ich weiß keine andre Quelle, für unsre dringenden Bedürfnisse, als das Geld, was wir aus den feindlichen Ländern ziehn.“

„Diese müssen uns auch, außer dem Gelde, alles
 „was nur zur Subsistenz gehört, verschaffen:
 „Heu, Stroh, Haber, Brod, Korn, Vieh,
 „Pferde, ja sogar Menschen, um unsre ausländi-
 „sche Regimenter zu recrutiren. Bis Ende des
 „Septembers (1758) wird es nöthig seyn, eine
 „gänzliche Wüste aus allen Gegenden zu
 „machen, die vor der Fronte des Cordons liegen,
 „den wir im Winter ziehn wollen, damit es dem
 „Feinde ganz unmöglich ist, sich uns zu nähern.“
 In den folgenden Briefen waren diese Befehle
 noch bestimmter. Unter dem 5ten October hieß
 es: „Sie, mein Herr, müssen ganz Westphalen
 „in eine Wüste verwandeln, und in den Ländern
 „an der Lippe, und in Paderborn, als den furcht-
 „barsten Provinzen, muß alles bis auf die Wur-
 „zeln in der Erde ausgerottet werden.“

Die Französischen Kriegsbefehlshaber folgten
 zwar nicht ganz genau dieser grausamen Vor-
 schrift, doch betrugen sich manche auf eine Art,
 die hinreichend ihren guten Willen anzeigte. Ge-
 waltsame Expressionen gehören zu den gewöhnli-
 chen Greueln des Krieges, selbst bey den civili-
 zirtesten Völkern; nur dann sind sie der Aufzeich-
 nung werth, wenn sie bis zu einer außerordent-
 lichen Höhe getrieben werden. Dies war der
 Fall in der Grafschaft Hanau, die so wie ganz
 Hessen in diesem Kriege vorzüglich die eiserne
 Ruthe der Feinde fühlte. Hier befand sich der
 Französische Intendant Foulson, der die Regie-
 rung, den Adel, den Magistrat und die vornehm-
 sten Bürger, drey und neunzig Personen, wegen
 einer unerschwinglichen Contribution in ein ein-
 zigtes Zimmer einkerkeru ließ, wo sie drey Tage
 und zwey Nächte ohne Speise und Trank, und
 ohne Schlaf, wegen Mangel des Raums meh-
 rentheils stehend zubringen mußten. Diese unter
 Christen in einem solchen Fall unerhörte Behand-
 lung bekam am dritten Tage noch den Zusatz, daß

die Wache niemand zur Befriedigung der natürlichen Nothdurft aus dem Zimmer lassen durfte. Es wurde ihnen sogar Wasser und Brodt verweigert, und als die Regierungsräthe von Gunde rode, von Hugo und andre eingekerkerte Standespersonen, es von ihren Tyrannen verlangten, schrieb einer derselben, Namens La Sone, zur Antwort: „Ich will Ihnen zwar heute Abend die verlangte Erlaubniß bewilligen, und Sie sollen Brodt und Wasser erhalten, allein erwarten Sie weiter keine solche Gefälligkeiten.“

[1759] Alle im Kriege begriffene Völker rüsten sich nun mit Macht zum künftigen Feldzug. Friedrich beschloß mit der Hauptarmee vertheidigungswise zu verfahren, ohne jedoch die Gelegenheiten zu versäumen, sich ferner furchtbar zu machen. Noch in diesem Winter gab er eine Probe seiner Entschlossenheit. Der Polnische Fürst Sulkowski nahm, ohne Rücksicht der Neutralität der Republik Pohlen, thätigen Antheil am Kriege. Er warb Truppen und errichtete Magazine für die Russen. Auf die Vorstellungen des Königs von Preußen gab er die trozigsten Antworten, und berief sich auf seine Unabhängigkeit, auf die Würde eines Magnaten, und verdoppelte dabey seine Bemühungen zum Vortheil der Russen. Er residirte in der Stadt Riesen, in Pohlen, in einer beträchtlichen Entfernung von den Schlessischen Gränzen. Er hatte sowohl eigne Soldaten als Canonen, und überdem glaubte er auch durch seine Republik hinreichend geschützt zu seyn. Der Preussische Name aber, den jetzt die mächtigsten Nationen der Erde mit Ehrfurcht nannten, konnte nicht wohl ungestraft von einem so kleinen Slavensherrscher verspottet werden. Friedrich, ohne politischen Bedenk

lichkeiten Gehör zu geben, schickte den General Wobersnow mit einem Corps Truppen nach Pohlen. Diesen wurde ohne Schwerdstreich eingenommen, der Fürst zum Gefangenen gemacht, und seine Soldaten entwaffnet; dabey wurden die für die Russen angelegten Magazine ruiniert, und alle Canonen, Pferde, Wagen und Kriegsgewerthe fortgeschleppt. So kam dieser Zug nach Schlesien zurück. Man zwang diese Polnische Soldaten durch Prügel, Preussische Dienste zu nehmen, und ihr Fürst wurde nach der Festung Glogau gebracht, wo er bis zu Ende des Krieges gefangen saß. Dies war das Schicksal eines stolzen Edelmanns, der auf den Besitz einer Anzahl Dörfer voll nackter Bauern trozend, sich unbefugt zum Bundsgenossen mächtiger Monarchen aufwerfen und sich in ihre Kriege mischen wollte. Ein anderer Bundsgenosse dieser Art war ein Zeitungsschreiber in Erlangen, der sich auf die Gefinnungen seines Souverains verließ, und den Preussen in seinen Blättern auch den Krieg ankündigte. Die Lästerungen waren darin nicht sparsam angebracht. Ein Preussischer Officier übernahm die Züchtigung dieses Federhelden. Er ließ ihm eine Anzahl Stockprügel geben, und sich von dem Patienten förmlich darüber quittiren.

Die Preussischen Truppen waren nie thätiger als diesen Winter. Erfurth wurde von den Preussen eingenommen, viele feindliche Magazine vernichtet, und ein Corps Oesterreicher geschlagen. Heinrich rückte trotz der rauhen Jahreszeit, der hohen Gebirge und der ungangbaren Wege in Böhmen ein, forcirte die Pässe, und zerstörte die feindlichen Truppen. Hülsen schlug den Oesterreichischen General Reinhardt, machte 2000 Gefangene, und nahm viele Magazine weg, die mit 35,000 Tonnen Mehl, 137,000 Scheffel Haber, 86,000 Rationen Heu und 74,000 Broden

angefüllt waren. Eine Armee von 50,000 Mann hätte damit auf fünf Monat mit Brodt, und 25,000 Mann Cavallerie einen ganzen Monat mit Fournage können versorgt werden. Dieser ganze ungeheure Vorrath wurde verdorben, eine neue baute Brücke vernichtet, und hundert funfsig Schiffe auf der Elbe verbrannt. Das Magazin in Saaz setzten die Oesterreicher selbst in Flammen, damit es nicht den Preußen in die Hände fallen sollte. Auch gegen die Reichstruppen wurden von Sachsen aus Diversionen gemacht. Prinz Heinrich rückte selbst in Franken ein, und schickte verschiedene Corps aus, um vorwärts zu dringen. Diese vertrieben allenthalben die aus so vielen Völkerschaften bunt zusammengesetzten Executionshaaren, deren militärische Verfassung, Disciplin und sehr geringfügige Thaten in diesem thatenvollen Kriege einen sonderbaren Contrast mit den großen deutschen Heeren machten, die die Augen der Welt auf sich zogen. Ihre Flucht geschah mit großem Verlust, und die Gefangenen wurden immer zu hunderten gemacht. Bey Himmelskron wurde der General Niefesel mit 2500 Mann gefangen, und Bamberg, Würzburg und andre Reichsverbündete Städte, wo die Preußen hinkamen, in Contribution gesetzt.

Ein ander Corps Preußen fiel in Mecklenburg ein, nahm Schwerin weg, zwang die junge Mannschaft, sowol in den Städten als auf dem platten Lande, zum Soldatendienste, und erpreßte große Contributionen. Auf diese Weise mußten die armen Mecklenburger für die politischen Maaßregeln ihres Herzogs büßen, der es für rathsam gehalten, aus Haß gegen den König von Preußen sich an die Spitze der Uchrsklärer in Regensburg zu stellen, ohne die Folgen zu überlegen. Er wollte dadurch seinen thätigen Antheil an einem Kriege zeigen, worin der Sieg der mächtigen Verbündeten nicht einen Augen

Blick zweifelhaft schien. Er schmeichelte sich an der Seite des Stärkern mit großen Vorteilen; an deren Stelle traten nun Verwüstungen seines ohnehin nicht reichen Landes. Die Preußen verfuhrn nirgends als Feinde mit solcher Grausamkeit, wie hier. Man zerstörte, was man nicht fortbringen konnte; selbst die Betten der armen Einwohner wurden aufgeschnitten, die Federn in die Luft gestreut, und den Winden übergeben. Ein rührender Brief der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz an Friedrich, worin diese Gräuel in ihrer Nachbarschaft geschildert waren, hemmte die Fortsetzung derselben, und war die erste Veranlassung, die Brieffstellerin auf den Britischen Thron zu erheben.

Auch die Schweden hatten diesen Winter keine Ruhe. Dampgarten, Wolgast und andre Dörfer, die sie besetzt hatten, wurden ihnen abgenommen; die Städte Anclam und Demmin aber förmlich belagert und erobert. Man machte hier 2700 Gefangene, und eine große Beute an Geschütz, Munition und Proviant. Der Verlust für die Schweden war dabey sehr beträchtlich, in Rücksicht auf die Entfernung ihres Landes, und auf die vielen Hindernisse, die sie in Stockholm zu bekämpfen hatten, um mit den nöthigsten Kriegsbedürfnissen versehen zu werden.

Alle Provinzen Süd-Deutschlands, durch schlechte Festungen gesichert, und ihrer Soldaten beraubt, lagen nun den Preußen nach ihren glücklichen Progressen in Franken offen. Der Erbprinz von Braunschweig war mit 12,000 Mann Allirten zum Prinz Heinrich gestoßen. Die Reichsvölker flohen allenthalben, und ihr Feldherr, der Herzog von Zwenbrücken, lag dem Herzog von Broglio dringend um Hülfe an. Das Glück zeigte hier den Preußen angenehme Aussichten, allein Heinrich mußte die Verfolgung aufgeben, um Sachsen zu decken, wo die Oester-

reicher eingefallen waren; er zog daher seine siegreichen Kriegshäufen zurück.

Die Russen hatten sich mittlerweile in Pohlen zusammengezogen, und bedroheten die Preussischen Staaten mit einem neuen Einfall. Friedrich schickte ihnen den General Dohna mit einem starken Corps entgegen, um ihr Vorrücken, wo nicht zu verhindern, doch zu erschweren. Das Recht des Stärkern zeigte sich hier auffallend; denn Dohna, ohne Rücksicht auf den neutralen Boden, schrieb Lieferungen aus, ohne sie zu bezahlen. Sie wurden mit Gewalt zusammengescrieben, eine Menge Pohlen als Recruten herausgehoben, und unter die Regimenter gesteckt. Dabey wurde ein Preussisches Manifest publicirt, worin man die Nothwendigkeit dieser Maasregeln zu rechtfertigen suchte.

Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte endlich die Preußen sich nach der Oder zurückzuziehn. Die Russen, deren Magazine die Preußen verbrannt hatten, und denen es ebenfalls an Subsistenz fehlte, rückten auch auf diesen Fluß los, und bey Züllichau an den Brandenburgischen Gränzen trafen beide Armeen aufeinander. Der Feldmarschall Soltikow war an Fermors Stelle gekommen, der um Erlaubniß gebeten hatte, das Obercommando niederzulegen. Er blieb jedoch bey der Armee, und diente unter seinem Nachfolger. Auch die Preußen erhielten jetzt einen andern Anführer. Der König, unzufrieden mit Dohna, der die Gelegenheit die Russen mit Vortheil anzugreifen nicht genutzt hatte, nahm ihm das Commando, und gab es dem General Wedel. Dieser traf den 22sten July bey der Armee ein. Er kannte weder seine Truppen, weder ihre Stärke und Schwäche, noch seinen Feind, noch die Gegend. Er hatte indessen bestimmte Befehle, ohne Verzug die Russen anzugreifen, wenn er ihre Vereinigung mit den Desistreichern nicht auf

eine andre Art hindern könnte. Laudon war zu diesem Endzweck mit 30,000 Mann auf dem Marsch. Die Russen eilten zu ihm zu stoßen, und da sie den 23ten July, den Tag nach Bedels Ankunft, ihren Zug fortsetzten, so konnte der Angriff nicht länger verschoben werden. Die Armeen waren an Stärke einander sehr ungleich, Bedel wurde geschlagen, und mußte sich mit einem Verlust von 6000 Todten, Verwundeten und Gefangenen zurückziehen.

Nun hielt nichts mehr die Vereinigung der verbündeten Armeen auf. Laudon theilte die seinige, ließ Haddick mit 12,000 Mann zurück, und stieß mit 18,000 Mann größtentheils Cavallerie den 3ten August zu den Russen. Die Bewegungen, und überhaupt die Operationen dieser beiden Oesterreichischen Generale, ihren großen Endzweck zu erreichen, und alle Hindernisse zu übersteigen, waren musterhaft. Die Reichsarmee, die so wenig den ganzen Krieg that, trug diesmal zur Aufführung des Laudonschen Entwurfs das ihrige bei. Sie fiel in Sachsen ein, und nöthigte dadurch den General Fink, der mit einem Preussischen Corps den General Haddick bisher beobachtete, ihn aus den Augen zu lassen, um Leipzig und Torgau zu decken. Die ganze vereinigte Macht der Verbündeten, über 80,000 Mann stark, rückte nun vorwärts, und verschanzte sich am Ufer der Oder, ohnweit Frankfurth. Alle Bemühungen Bedels waren jetzt dahin gerichtet, den Feinden den Uebergang über diesen Fluß zu erschweren.

Der König hatte sich begnügt in Schlessen vertheidigungsweise zu verfahren. Er blieb lange bey Landshut gelagert, um günstige Augenblicke zu erwarten. Dann stand ihm mit der Hauptarmee gegenüber, und auch er wartete auf eine vortheilhafte Gelegenheit vorzurücken, oder zu schlagen. Um diese Hoffnung zu vernichten, und

die Oesterreicher nach Böhmen zurückzutreiben, wandte sein wachsender Feind alle Mittel an, ihre Subsistenz zu erschweren. Das Vorrücken der Russen aber änderte den Plan beider Feldherrn. Dann bemühte sich ihnen näher zu kommen, um ihre Operationen zu erleichtern, und Friedrich den Maßregeln beider Heere entgegen zu arbeiten.

Das unglückliche Treffen bey Züllichau veranlaßte endlich den Monarchen, selbst nach seinen Brandenburgischen Staaten zu eilen. Heinrich schickte einen großen Theil seiner Truppen aus Sachsen zur Verstärkung des Oder-Heers, und ging sodann selbst nach Schlesien, um in der Abwesenheit des Königs die zurückgelassene Armee zu commandiren; auch das Fincksche Corps erhielt Ordre, Sachsen zu verlassen, und nach der Oder zu marschiren. Der Zug Friedrichs war glücklich. Seine ihm zugeschickten Truppen langten bey ihm an, ohne allen Verlust; er selbst stieß bey Guben auf Haddicks Corps, nahm ihm einige Canonen und 500 Mehlwagen ab, machte 2000 Gefangene, und vereinigte sich dann ohne Hinderniß mit der Wedelschen Armee.

Nun beschloß er ohne Verzug eine Schlacht zu liefern. Seine vereinigte Macht war jetzt 40,000 Mann, das verbündete Heer aber über 70,000 Mann stark. Es stand zwischen Frankfurt und Kunersdorf auf Anhöhen in einem verschauelten Lager, das von einer ungeheuren Artillerie vertheidigt wurde. Der rechte Flügel war durch die Oder, und der linke durch Sümpfe und Büsche gedeckt. Vor der Fronte waren tiefe Gründe. Aller dieser großen Vortheile ohngeachtet bestimmte der König den 12ten August zum Angriff. Er formirte seine Armee in einem Walde, und von hieraus fiel seine Linie Colonnenweise mit der größten Lebhaftigkeit auf den linken Flügel der Russen, der auf den sogenannten

Mühlbergen stand. Der Entwurf des Königs war, den Feind zu gleicher Zeit von vorne, in der Flanke, und im Rücken anzugreifen. Allein unglücklicherweise war er mit der Gegend nicht genau bekannt. Unerwartete große Teiche hemmten den Marsch. Man machte starke Umwege, wodurch die Truppen ermüdet wurden, und die kostbare Zeit verlohren ging. Das schwere Geschütz, das man im Walde nicht umwenden konnte, mußte abgespannt, die Canonen umgedreht, und sodann die Pferde wieder vorgespannt werden. Endlich kamen die Preußen aus dem Walde heraus, und näherten sich den Russischen Verschanzungen. Diese wurden nun von drey Batterien beschossen. Die Russen beantworteten diese Feuer durch hundert Canonen, die sie auf dem linken Flügel zusammengehäuft hatten. Nun gab der König Befehl, die feindlichen Batterien zu stürmen. Die dazu bestimmten Grenadiers arbeiteten sich durch den Verhaack, avancierten durch einen Grund, und erstiegen endlich dessen Anhöhen, die ganz nahe an den Russischen Verschanzungen waren, daher das Kartätschenfeuer in ganzen Lagen auf die Preußen traf. Sie ließen dennoch den Muth nicht sinken, sondern verdoppelten vielmehr ihre Schritte, und erstiegen mit gefäktem Gewehr die Batterien der Russen. Nunmehr hörte aller Widerstand auf. Der Feind wurde aus allen Verschanzungen herausgeschlagen. Der ganze Russische linke Flügel suchte seine Rettung in der Flucht, und ließ alle Artillerie im Stich.

Die Schlacht fing zu Mittag an, und um sechs Uhr des Abends waren die Preußen schon Meister von allen Batterien dieses Flügels, von mehr als hundert erbeteten Canonen, und einigen tausend Gefangenen. Der Sieg schien so entschieden, als die feindlichen von Kollin und Hochkirch es je gewesen waren, und schon war

den vom Schlachtfelde Couriers mit dieser angenehmen Nachricht nach Berlin und Schlessen geschickt, als auf einmal das Kriegsglück sich auf die unerwartetste außerordentlichste Weise änderte.

Die Preussische Infanterie hatte nun alles gethan, allein der Sieg konnte nicht benutzt werden; denn die Preussische Cavallerte befand sich auf dem andern Flügel, und die Canonen hatten nicht so geschwind folgen können. Dieser missliche Umstand war desto nachtheiliger, da das Terrain so sehr die Wirkung des Geschüzes begünstigte, als die Bewegungen des Fußvolks einschränkte. Endlich kamen einige Canonen auf den Höhen an, allein in zu geringer Anzahl, um das angefangene große Werk zu vollenden. Unterdessen rückte der König mit dem andern Flügel auch auf die Russen los, ein gleiches that das Finkische Corps. Dieses Vorrücken aber war wegen des Terrains mit vielem Verzug verbunden; bald mußten die Truppen sich zwischen den ausgedehnten Teichen durchziehen, bald über schmale Brücken passiren. Die Russen benutzten diese Zwischenzeit, sich zu sammeln, und ihr Geschütz zweckmäßig agiren zu lassen; und Laudon, der bisher mit den Oesterreichern noch keinen Antheil an der Schlacht genommen hatte, setzte sich nun auch schnell in Bewegung. Der König ließ die Cavallerie vorrücken, die auch unter Seidlitz Anführung zwischen den Teichen durch desfilirte, sich unter dem Russischen Canonenfeuer formirte, und dem Feinde näherte; allein die schrecklichen Kartätschenlagen, die ganze Züge Mann und Rosß zu Boden streckten, brachten die muthige Reiterey in Unordnung und zwangen sie zur Flucht.

Indessen war noch nichts für die Preussen verlohren, vielmehr waren ihre Vortheile unterschieden. Die Russen, so ja 100 Mann hoch zusammengedrängt, formirten ein Chaos; allein dieses Chaos war durch funfzig Canonen gedeckt,

die einen Kartätschenhagel bereit hielten. Die Preußen waren durch einen Marsch von funfzehn Stunden, durch die entseßliche Blutarbeit, und durch die Hitze eines sehr schwülen Sommertages, so abgemattet, daß sie kaum Athem schöpfen konnten. Die Schlacht war für die Preußen gewonnen, und die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Russen, deren Verlust außerordentlich war, sich in der Nacht zurückziehn würden. Sie hätten jeko gerne dem Sieger die Ehre des Tages unbedingt überlassen, allein sie hielten sich in ihrer letzten Verschanzung sicherer, als auf der Flucht am hellen Tage. Friedrich glaubte aber nichts gethan zu haben, so lange noch etwas zu thun übrig blieb. Er war der Meinung, die er bey dieser Gelegenheit auch öffentlich äußerte, daß man die Russische Armee nicht allein besiegen, sondern vernichten müsse, weil sie immer wiederkäme, ihre Verheerungen zu erneuern. Die Preussischen Generals setzten diesen Argumenten nichts als den gegenwärtigen kraftlosen Zustand der Truppen entgegen. Seidlich selbst stellte dieses dringend vor. Die Vorstellungen dieses großen Feldherrn, von dessen Muth Friedrich so sehr überzeugt war, schienen der Sache den Ausschlag zu geben, und schon wankte der König, als einer der vornehmsten Generals sich eben näherte, und von ihm mit der Frage beehrt wurde: * * * * was meint er? Dieser, ein Hofmann, stimmte ganz für die Meinung des Königs, und nun hieß es: Marsch!

Der vollkommene Sieg hing nun von der Eroberung des sogenannten Spitzberges ab, den der Ruhgrund deckte. Dieser Grund war 400 Schritt lang, 50 bis 60 Schritt breit, und 10 bis 15 Fuß tief, dabey an allen Seiten sehr steil, und von Laudons besten Truppen besetzt. Die Preußen stürzten sich hinein, und bemühten sich den entgegengesetzten steilen Rand zu erklettern,

allein aller dieser Muth war fruchtlos; denn wem es glückte mit der größten Anstrengung sich diese jähe Höhe herauf zu arbeiten, fand entweder gleich seinen Tod, oder wurde in den Abgrund zurückgestürzt.

Die Natur behauptete endlich ihre Rechte. Aller Muth konnte die fehlenden Kräfte der Preußen nicht ersetzen. Der Spitzberg wurde wiederholt angegriffen, aber nicht erstiegen. Das entsetzliche unaufhörliche Feuer der Russen und Oesterreicher aus großem Geschütz und Musketen, fiel wie ein Todesregen auf die Preußen, und schmetterte alles zu Boden. Fink, der mit seinem Corps andre Anhöhen zu stürmen versuchte, strengte auch vergebens alle Kräfte an. Friedrich selbst setzte sich der größten Gefahr aus; seine Uniform wurde von Kugeln durchlöchert, und zwey Pferde ihm unterm Leibe erschossen. Einer seiner Adjutanten rettete noch den König, indem er ihm sein eignes gab. Alle Versuche, die Russen und Oesterreicher vom Berge zu treiben, waren jedoch fruchtlos. Nun wagte es die Preussische Cavallerie die Anhöhen anzugreifen, allein alle Reuter-Tactik des Seidlitz vermochte hier nichts. Die Cavallerie, gewohnt unter seiner Anführung feindliche Cavallerie übern Haufen zu werfen, und Infanterie in die Flucht zu schlagen, erlag hier im ungleichen Kampf unter den Canonen der Russen. Er selbst, dieser tapfere Befehlshaber, wurde verwundet. Ein gleiches Schicksal hatte der Prinz Eugen von Würtemberg, der einen zweyten Angriff versuchte; ihm folgte der General Puttkammer, der mit den weißen Husaren auf den Feind zustürzte, allein todtgeschossen wurde; auch die übrigen vornehmsten Befehlshaber der Preussischen Armee, die Generals Fink und Hülsen wurden verwundet. Alle Truppen der Preußen zu Pferde und zu Fuß geriethen nun in große Unordnung. In diesem kritischen

Augenblick brach Laudon hinter dem rechten Flügel mit frischen Truppen hervor, und fiel die ganz abgematteten Preußen auf der Seite und im Rücken an. Dieser Feldherr, der so oft im Kriege den glücklichen Zeitpunkt zu treffen wußte, führte hier Cavallerie an, die gehörig formirt in die zerrütteten Haufen der Preußen drang. Die Schlacht war nun bald entschieden.

Nie war Friedrichs Standhaftigkeit so außerordentlich erschüttert worden, als an diesem unglücklichen Tage. In wenig Stunden hatte ihn das Kriegsglück von der Höhe eines unbezweifelten Sieges in die Tiefe einer vollkommenen Niederlage herabgestürzt. Er versuchte alles, um seine fliehende Infanterie zum Stehn zu bringen; allein Vorstellungen und dringendes Bitten, sonst von den Lippen eines Königs so wirksam, nichts wollte hier helfen. Man sagt, daß er in dieser verzweiflungsvollen Lage sich laut den Tod wünschte. Seine lebhafteste Einbildungskraft stellte ihm in den ersten Augenblicken die Folgen dieser verlohrenen Schlacht als schrecklich dar, so daß er von eben dem Schlachtfelde, wo er wenig Stunden zuvor Sieges-Couriere abgefertigt hatte, jetzt Befehle nach Berlin sandte, die Sicherheitsmaßregeln und schnelle Rettung zum Gegenstande hatten. Die königliche Familie mußte sich entfernen, die Archive wurden weggebracht, und die reichen Privatpersonen erinnert, ihre Gütergüter zu sichern. Er glaubte den Feind schon in seiner Residenz, und diese geplündert und verwüstet zu sehn; dabey hielt er sich für unvermögend ihn daran zu hindern. Seine Truppen waren so zerstreut, daß er am Tage nach der Schlacht kaum 5000 Mann beisammen hatte; alle eroberte Canonen waren wieder verlohren gegangen, und hiezu waren noch über hundert Preussische gekommen. Der General Wunsch, der ein kleines Corps Preußen auf der andern Seite der Oder

ommandirte, war gegen Ende des Treffens zu Frankfurt angelangt, und hatte die Russische Besatzung zu Gefangenen gemacht; da aber die verlorne Schlacht diese Vortheile vernichtete, und ihn jetzt großer Gefahr aussetzte, so mußte er die Stadt wieder verlassen. Die einbrechende Nacht war dem König günstig. Er zog seine Armee zurück, und gewann einige Anhöhen, die der Feind nicht anzugreifen wagte.

Diese Schlacht war ein wahres Nothfest. Noch war keine in diesem Kriege so blutig gewesen. Die Preußen hatten 8000 Todte, und mehr als 12,000 Verwundete, von welchen jedoch nur wenige gefangen wurden. Fast alle Preussische Generals und Officiers vom Range waren verwundet. Die Russen hatten auch 16,000 Mann Todte und Verwundete, nach Soltikows eignen Geständnis, der in einem Briefe an seine Monarchin von der Schlacht Nachricht gab, und in Ansehung des Verlusts sagt: „Ew. Majestät werden sich dar-
über nicht wundern. Sie wissen, daß der Kö-
nig von Preußen seine Niederlagen allemal sehr
theuer verkauft.“ Auch sagte dieser Feldherr:
„Wenn ich noch einen solchen Sieg ersechte, so
werde ich, mit einem Stabe in der Hand, allein
die Nachricht davon nach Petersburg bringen
müssen.“

Den Tag nach der Schlacht ging Friedrich über die Oder, zog die Flüchtlinge an sich, vereinigte sich mit Wunsch, rief den General Kleist mit 5000 Mann aus Pommern zurück, und ließ aufs schnellste Geschütz aus seinen Arsenalen kommen. Die Russen, die ihn ohnerachtet seiner Niederlage fürchteten, verschanzten sich. Der König stößte abermals durch eine Rede seinen Truppen Muth ein; und in wenig Wochen war Berlin gesichert, seine Armee mit allem versehen, und so verstärkt, daß sie nicht allein im Stande war, das Churfürstenthum Brandenburg zu

decken, sondern auch, daß Wunsch sich mit seinem Corps entfernen, und nach Sachsen marschiren konnte.

Unter den Preußen, die in dieser Schlacht bey Kunersdorf als Opfer des Kriegs; Dämons fielen, befand sich der Major Kleist; ein edler Deutscher, verehrungswürdig durch seinen Character, unsterblich durch seine Gesänge; von seinem König wegen seiner Deutscherheit verkannt, von seinen Zeitgenossen kalt bewundert, aber gewiß von der späten Nachwelt gepriesen. Er sagt in einem seiner Gedichte:

„Vielleicht sterb einst auch ich
„Den Tod für's Vaterland.“

Diese Ahnung traf zum Unglück für die deutsche gelehrte Republik an diesem mordvollen Tage ein. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind an, und eroberte damit drey Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die linke, und nun rückt er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden. Er wird aus dem Schlachtgerümmel getragen, in einen Graben gelegt, und so seinem Schicksal überlassen. Es war grausam gegen ihn. Die Cosaken, den Menschen an Gestalt ähnlich, in allem übrigen aber den Harbählern aus Libyens Wüsten gleich, bey denen Rauben, Morden und Brennen gleichsam Instinct, und Mitleid ein fremdes Gefühl war, fielen über den im Blut schwimmenden Kleist her. Sie rissen ihm alles vom Leibe herunter, selbst das von Blut triefende Hemde; und nun lag der Held, der Weise, der unsterbliche Dichter des Frühlings, nackt wie ein Wurm im Morast, und wünschte sich Lurpen. Sein Zustand jammerte einigen Russischen Husaren, die vorbeyritten; sie warfen ihm einen

alten Mantel, etwas Brodt, und einen halben Gulden zu. Allein andre Cosaken kamen, und nahmen auch diese Almosen weg. Er mußte also nackend, hüßlos und ohne Verband, die ganze Nacht durch bis am folgenden Tage in seinem Blute schwimmen. Kleist war schwer, aber nicht tödtlich verwundet. Dieser schreckliche Zustand aber, und das Wasser des Morastis, das in seine Wunden drang, machten solche tödtlich. Er starb in Frankfurt als ein Gefangener einige Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängnis. Viele ihrer Officiers vereinigten sich mit den academischen Lehrern und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Diesen Mangel zu ersetzen, nahm ein Russischer Officier den seinigen, legte ihn darauf, und nun ging der Weg zum Grabe, das die deutschen Mäusen betrauertten, die Barben besangen, und gefühlvolle Mädchen mit Rosen besireuten.

Die Russen hatten nun innerhalb drey Wochen zwen Schlachten gewonnen, und dennoch verhofften diese feindlichen Siege die Lage des Königs eben nicht außerordentlich; denn das Nachtbeilige derselben war nicht sowol durch seine Niederlagen, als durch seine Entfernung von Sachsen und Schlessen erzeugt worden, die die Feinde benutzt hatten. Er war jetzt von beiden Provinzen abgeschnitten. Eine Vereinigung der großen Russischen und der großen Oesterreichischen Armee, die in der Lausitz stand, war nun zu besorgen. Dann und Soltikow hielten deshalb in Guben eine Zusammenkunft. Es wurde aber nichts darin beschloffen. Die Russen blieben in ihrem Lager bey Fürstenwalde ganz ruhig stehen, und begnügten sich die Schlessen am Friedrich Wilhelms Canal zu zerstören. Diese Schlessen, die die Oder mit der Spree verbanden, ein Denkmal der Größe des in der Bran-

denburgischen Geschichte verewigten Churfürsten, wurden nun von den barbarischen Feinden völlig zu Grunde gerichtet.

Um diese Zeit starb der König von Spanien, Ferdinand der Sechste. Der König von Neapel, Carl, bestieg nun den Spanischen Thron, und sein achtfähriger Sohn, Ferdinand der Vierte, den Neapolitanischen. Das Oesterreichische Haus hatte auf die Königreiche Neapel und Sicilien große Ansprüche, und nie war die Gelegenheit bequemer sie geltend zu machen. Der Monarch ein Kind, die Regierung in unsichern Händen, die Staatsmänner ohne feste Grundsätze, die Finanzen in schlechtem Zustande, die Truppen in geringer Anzahl und ohne Disciplin. Es war kein Feldzug, sondern nur eine Besitznehmung erforderlich, und alle Umstände versprachen für Jehu eine ungestörte Ruhe in diesem Besitz. Spanien kannte seinen neuen Monarchen noch nicht, und war zu einem solchen Kriege unvorbereitet. Frankreich aber befand sich ganz entkräftet, und unfähig Armeen nach Italien zu senden. Auch kam die Sache im geheimen Rath der Kaiserin wirklich auf das Tapet. Da aber am Wiener Hofe die Staatsklugheit ganz den Privatleidenschaften untergeordnet war, so wurde die Hoffnung auf die höchst ungewisse Eroberung von Schlesien, der unfehlbaren Eroberung von zwey so wichtigen Königreichen vorgezogen, die nicht so wie ehemals der Oesterreichischen Monarchie wegen der Entfernung entbehrliche Staaten, sondern jetzt in Verbindung mit andern Italienschen Provinzen, der Kaiserin Maria Theresia und ihren Nachkommen die Herrschaft in Italien auf viele Zeitalter würden verschafft haben.

Die Oesterreicher und Reichstruppen waren mittlerweile in Sachsen eingedrungen, und hatten Leipzig, Torgau und Wittenberg weggenommen.

men. Man erwartete nun die gänzliche Befreyung dieses Landes, Berlin erobert, und Magdeburga belagert zu sehn. Nichts aber von allem diesem geschah, und der König, der sich auf sein Glück verließ, und auf die erprobte Unentschlossenheit der feindlichen Feldherrn ihre Siege zu benutzen, war schon am nächsten Morgen nach der Schlacht dieses Trostes voll. Er hatte einige Tage zuvor durch einen vom Herzog Ferdinand abgeschickten Officier den Sieg von Minden erfahren. Friedrich befahl ihm zu warten, weil er dem Herzog ein ähnliches Gegencompliment zurück zu senden hoffte. Der Officier zeigte sich den Tag nach der Schlacht. „Es ist mir leid,“ sagte der König, „daß die Antwort auf eine so gute Botschaft nicht besser hat gerathen wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rückweg noch glücklich durchkommen, und Dann nicht schon in Berlin, und Contades in Magdeburg antreffen, so können Sie dem Herzog Ferdinand von mir versichern, daß nicht viel verlohren ist.“

Ob nun gleich die Russen von ihrem Siege fast gar keine Vortheile zogen, so entspann sich doch daraus eine Kette von Unglücksfällen für den König, der in keiner Epoche seiner Kriege sie so sehr gehäuft erlebt hatte. Das nächste Unglück war der Verlust von Dresden. Die Oesterreicher hatten beständig ihr Augenmerk auf die Eroberung dieser Residenz gerichtet, und nun wagten sie vereinigt mit den Reichsruppen in der Abwesenheit des Königs einen neuen Versuch es zu belagern. Das Geschick dazu langte bald ans Weag an. Schmettau war zur Vertheidigung vorbereitet. Er verließ deshalb die Neustadt, die von der Altstadt durch die Elbe getrennt ist, und schränkte sich allein auf die Vertheidigung dieser letztern ein. Die Neustadt wurde nun von den Oesterreichern besetzt. Der Kaiserliche General Guasco drohete die Stadt von achtzehn Batterien

zu beschießen, Schmettau versprach ihm mit hundert Canonen die Antwort zu geben. Allein auf einmal verbreitete sich die Nachricht von der Schlacht bey Kunersdorf. Die Feinde nutzten die erste Bestürzung, den Commandanten auf seine gefährliche Lage bey der schwachen Besatzung aufmerksam zu machen, und ihm die Unmöglichkeit des Entsatzes vorzustellen; dabey trug man ihm eine ehrenvolle Capitulation an. Schmettau hatte sich immer als ein sehr entschlossener, thätiger und muthvoller Befehlshaber gezeigt; auch jetzt war er zu allem vorbereitet. Er verlachte alle Drohungen, die nun täglich auf eine abgeschmackte Weise gehäuft wurden. Der Herzog von Zweybrücken ließ ihm sagen, daß, wenn die Dresdner Vorstädte von den Preußen abgebrannt würden, so sollte die ganze Besatzung niedergehauen, Berlin und Halle geplündert, in Brand gesteckt, und alle Preussische Länder in Grund und Boden verwüestet werden. Schmettau beantwortete dieses Compliment dadurch, daß er sofort gleich die Vorstädte anzünden ließ. Nunmehr folgte eine Vorschlast nach der andern, wodey die Generals Maquire und Guaico selbst Unterredungen mit dem Preussischen Commandanten hielten. So nachtheilig auch des letztern Lage war, so durfte man doch die nachdrücklichste Gegenwehr erwarten; allein ein Schreiben Friedrichs veränderte alles.

Der König hatte ihm gleich nach der unglücklichen Schlacht gemeldet, daß es äußerst schwer seyn würde, Dresden zu entsetzen, er möchte daher im Nothfall nur auf die Casen bedacht seyn. Nun verlor Schmettau etwas zu schnell alle Hoffnung, und seine ganze Sorge war jetzt, die ungeheure Geldmasse zu retten, die sich in der Stadt befand. Hier als im Mittelpunct des Landes waren die Einkünfte desselben, die Contributionsgelder, die Kriegscasse für die Trappen und

andre Gelder in Verwahrung gebracht. Die Summen betruhen über fünf Millionen Reichsthaler. Die Nothwendigkeit also, ein Metall in Sicherheit zu bringen, dessen Mangel alle Kriege endigt, und selbst die tapfersten Heere auseinander sprengt, gab Schmerttau den Ausschlag. Er wußte nicht, daß ein Hülfscorps bereits im Anzuge war. Die Belagerer aber, die von dessen Ankunft und Progressen in Sachsen wohl unterrichtet waren, und Dresden schon so gut wie gerettet hielten, vergaßen alle Drohungen, und räumten fast jede Bedingung ein, die Schmerttau verlangte. Er capitulirte, da man eben anfangen wollte die Stadt förmlich zu beschießen, und erhielt mit seiner Besatzung, ihrer Bagage und allen Geldwagen einen freyen Abzug. Die Munition, Kriegsbedürfnisse und Magazine blieben aber zurück. Man fand allein an Korn, Gerste und Hafer 30,000 Scheffel, 12,700 Centner Mehl, und andre Proviantartikel.

Kaum war diese Capitulation geschlossen, vom Reichsfeldmarschall, Herzog von Zweybrücken unterzeichnet, und ein Thor von den Grobherren in Besitz genommen, so langte Wunsch mit seinem Corps nach sehr forcirten Märschen zwey Meilen von Dresden an. Seine Soldaten hatten alle Kräfte angestrengt, und konnten in der nemlichen Stunde ihren Marsch nicht weiter fortsetzen. Wunsch that indessen sogleich durch Canonenschüsse seine Ankunft kund. Er wußte von der Capitulation nichts, und war daher entschlossen die Neustadt zu stürmen. Seine Annäherung belebte den ganz gesunkenen Muth der Preußen in Dresden; und viele Officiers der Besatzung waren der Meinung, daß man die ganze Capitulation vernichten, und die wenigen Truppen, die das eine Thor besetzt hielten, unverzüglich herauswerfen mußte. Schmerttau, immer noch für seine Geldwagen besorgt, wollte von dieser ver-

wegenen Maaßregel nichts hören, so leicht auch die Ausführung schien. Der Platz-Major Hausmann aber glaubte pflichtmäßig es auch ohne Befehl thun zu müssen, setzte sich zu Pferde, und forderte die Hauptwache auf, ihm zu folgen. Der commandirende Officier, Hauptmann Sidorow, aber weigerte sich zu gehorchen, worauf er ihn wie einen Feigherzigen behandelte, und eine Pistole auf ihn abfeuerte, die jedoch nicht traf. Einige Soldaten von der Hauptwache, um ihren Officier zu rächen, feuerten nun auch, und streckten in einem Augenblicke den braven Hausmann zu Boden. Alle Hoffnung der gutgesinnten Preußen war nun vorüber. Wunsch marschirte zurück, und Dresden wurde von den Oesterreichern ganz besetzt. Die Capitulation aber ward fast in allen Puncten gebrochen, und die nicht gefangene, sondern als frey erkannte Besatzung auf das schändlichste behandelt. Die Kaiserlichen Officiere und Gemeinen, ja die Generals selbst, wetteiferten gleichsam, um durch ein unedles Betragen einander zu übertreffen. Man riß die Preussischen Soldaten mit Gewalt aus den Stiefern heraus, und zwang sie zum Oesterreichischen Dienst. Die Officiere wurden mit den niederträchtigsten Schimpfworten belegt, mit Bajonetten und Kolben herumgestoßen, geprügelt, verwundet, ja getödtet. Die Oesterreichischen Officiere selbst, uneingedenk ihres Standes, oder vielmehr unbekannt mit den Grundsätzen von Ehre und Großmuth, waren Handlanger, ja eigentlich die Hauptacteurs bey diesem ehrlosen Geschäft, und schrien ihren Soldaten beständig zu: „Schießt die Hunde todt! Feuer auf die Canaille!“ So gieng es durch alle Haufen. Die Oberbefehlshaber, die Generals Maquire und Guasco blieben mit ihren Mißhandlungen nicht zurück. Die den Preußen durch die Capitulation gesicherten Gewehre, Pontons und Kriegsgeräte,

wurden ihnen mit Gewalt entzogen, die heilig versprochenen Wagen und Schiffe zum Transport verweigert, und auf ihre Beschwerden mit Drohungen geantwortet. Nach einem langen Zögern glückte es endlich dem General Schmitten, seine Gelder und seine Besatzung als eine Beute davon zu bringen.

Der Prinz Heinrich war mittlerweile mit der großen Armee aus Schlessien nach Sachsen gekommen, hatte vermittelst eines außerordentlich forcirten Marsches den Oesterreichischen General Wehla bey Hoyerwerda überrumpelt, 600 seiner Soldaten erlegt, und ihn selbst mit 1800 Mann gefangen genommen. Die Russen standen jetzt in der Lausitz, so wie auch Daun. Es währte aber nicht lange, so fehlte es an Lebensmitteln. Die Oesterreicher hatten die größte Mühe für ihren eignen Unterhalt zu sorgen, und boten daher den Russen anstatt des Proviantes Geld an, um sich damit zu versehen. „Meine Soldaten essen kein Geld,“ antwortete Soltikow, und nahm seinen Marsch durch Schlessien nach Pohlen. Landon begleitete ihn, und wandte alle Bemühungen an, ihn zur Belagerung von Glogau zu bewegen. Dieser Entwurf aber wurde ganz vereitelt, da die verbundenen Armeen bey Beuten an der Oder zu ihrem Erstaunen ein Preussisches Lager erblickten. Hier stand der König und deckte Glogau. Sie wagten es nicht ihn anzugreifen, sondern gingen über die Oder, marschirten längs diesem Fluß, und schienen ihre Absicht nun auf Breslau zu richten. Ueberall aber fanden sie Preußen, und die Pässe wohl besetzt. Herrstadt war die Gränze ihres Schlessischen Zuges. Da sich dieser offene Ort nicht ergeben wollte, wurde er durch Feuerkugeln in einen Aschenhaufen verwandelt, und nach dieser That ging der Marsch nach Pohlen.

Am Ende des Octobers waren Schlesien und Brandenburg von Russen und Oesterreichern befreit. Zwölf brennende Dörfer bezeichneten den Abzug der ersten, die ohne Verheerungen nicht Krieg führen konnten. Dies Unglück traf auch die Güter des Grafen Kojel an der Oder. Er beklagte sich darüber beim König, und dieser antwortete: „Wir haben mit Barbaren zu thun, die am Vergräbnis der Menschlichkeit arbeiten. Sie sehn, mein lieber Graf, daß ich mehr darauf bedacht bin, dem Uebel abzuhelfen, als darüber zu klagen, und daß rathe ich allen meinen Freunden.“ In der That war die Erbitterung der mächtigen Verbündeten gegen den König von Preussen so außerordentlich, daß sie unser Zeit alter schändete. Alle begangene Gräuelt thaten dadurch gekrönt, daß sowol die Oesterreichischen als Russischen Truppen bey ihren Einfällen in Brandenburg und Schlesien wiederholt bekannt machten, daß auf hohen Befehl den Preussischen Unterthanen nichts als Lust und Erde übrig bleiben sollte. *)

In Sachsen hatte Wunsch Wittenberg und Torgau wieder eingenommen, und bey letzterer Stadt ein großes Corps Oesterreicher geschlagen. Nun war noch das mit Reichstruppen besetzte Leipzig übrig; allein fünf Tage nach dem Gefecht bey Torgau, nahm Wunsch auch Leipzig weg, und machte die Besatzung zu Kriegsgefangenen. Der Prinz Heinrich vereinigte sich darauf mit Wunsch, und zog auch das Sächsische Corps an sich.

*) Auf diese sonderbare buchstäbliche Aeußerung bezieht sich das Manifest, das der Preussische Oberst Kleist zu Grab in Böhmen den 17ten November 1759 bekannt machte.

Dann machte allerhand Entwürfe, den Prinzen aus Sachsen zu vertreiben; da aber durch Heinrichs Wachsamkeit und überlegene Kriegstalente alle Versuche vereitelt wurden, und er nicht allein Stand hielt, sondern auch Mittel fand, Leipzig und Wittenberg zu decken, so machte der Oesterreichische Feldherr einen neuen großen Entwurf. Er wollte den Preussischen Heerführer von diesen beiden Städten abschneiden, und ihn selbst in seinem Lager einschließen. Dann theilte deshalb seine Armee in verschiedene Corps, die sich zu diesem Endzweck in Bewegung setzten. Das stärkste derselben commandirte der Herzog von Aremberg. Heinrich errieth etwas von dem Vorhaben des Feindes, und unter den Papieren eines Adjutanten des Herzogs von Aremberg, der gefangen wurde, fand man die weitern Nachrichten. Er schickte nun sofort die Generals, Fink, Wedel und Wunsch, mit ihren Corps auf abgezonderen Wegen. Alle stießen auf den Feind, der sich beständig zurückzog. Endlich traf das Wunsch'sche Corps ohnweit Düben auf das große Aremberg'sche, das sich in Schlachtordnung stellte. Der General Platen an der Spitze von Dragonern und Husaren stürzte in Carriere auf die im Anschlag liegende Infanterie los, warf sie über den Haufen, machte über 1400 Gefangene, und zerstreute die übrigen.

Der König ging Unpässlichkeit halber nach Glogau, und schickte den General Hülsen mit dem größten Theil seiner Armee auch nach Sachsen, wo die Preußen jetzt so sehr das Uebergezwicht bekamen, daß Daun für rathsam fand, das feste Lager bey Plauen zu beziehen, um Dresden zu decken. Diese Stadt war nun noch von allen kürzlich gemachten Eroberungen der Oesterreicher in Sachsen allein in ihren Händen. Ihnen auch diesen so wichtigen Ort zu entziehen, war Friedrichs Hauptabsicht, sobald er in Person mit den

(S)

Truppen aus Schlessen in Sachsen ankam, und sich mit dem Prinz Heinrich vereinigt hatte. Als es kam darauf an, die Daunische Armee zum Rückzug nach Böhmen zu nöthigen. Dieser Rückzug wäre vielleicht von selbst erfolgt, allein der König wünschte ihn zu beschleunigen. Fink wurde deshalb mit 11,000 Mann nach Maren im Gebirge geschickt, und der Oberst Kleist mußte mit einem Corps in Böhmen einkasseln. Diese Expedition war auch nicht unglücklich; er machte Gefangene, brandschakte und plünderte, um wegen der in Schlessen und der Mark verübten Grausamkeiten Repressalien zu gebrauchen.

Finks Stellung drohete dem Feind die Zufuhr von Böhmen zu sperren; sie war aber selbst äusserst gewagt, und Fink, in der Entfernung vom Könige, mit seinem Corps von dem ganzen Kaiserlichen Heer umgeben. Diesen General ahnete seine critische Lage; er erdreistete sich daher, vor seinem Abmarsch dem Monarchen einige Vorstellungen zu thun; sie wurden aber ungnädig aufgenommen. Friedrich antwortete: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann, „Mache er, daß er fortkommt.“

Fink marschirte nun nach Maren, und ließ den Pass von Dippoldiswalde durch den General Lindstädt mit 3000 Mann besetzen, wodurch die Gemeinschaft mit Freyberg offen blieb. Der König aber war mit dieser Disposition nicht zufrieden, und schrieb ausdrücklich: „daß es besser „seyn würde, wenn er das ganze Corps zusammenzöge, weil er dadurch im Stande sey, dem „Feind mit mehrerem Nachdruck zu empfangen. „Uebrigens könnten die wenigen Bataillons bey „Dippoldiswalde bald über den Haufen geworfen werden, weil der Feind gewiß mit einer „starken Macht ankommen würde, wenn er es „was unternehmen wollte.“ Friedrichs Befehl wurde nun vollzogen, wobey Fink jedoch sogleich

die Stellung der Feinde meldete, und daß ihnen nun der Weg ihn anzugreifen völlig offen sey. Die folgenden Briefe des General Fink an den König wurden alle von den Oesterreichern aufgefangen. Und aus dieser Quelle entstand für Friedrich das große Unglück, ein so starkes Corps ganz zu verlieren.

Der 21ste November war der unglückliche Tag, der den Preussischen Kriegern unvergesslich seyn wird. Fink wurde von allen Seiten angegriffen. Er stand im Grunde; die Feinde auf Anhöhen. Hiez zu kam ihre große Uebermacht. Auf der einen Seite Daun mit 30,000 Mann, auf der andern der Herzog von Zwenbrücken mit den Reichstruppen. Die Preußen fochten jedoch mit großer Bravheit. Das feindliche Feuer aber war ganz auf Einen Punct gerichtet. Maxen gerieth in Brand. Die Haubis: Granaten der Oesterreicher richteten unter der Preussischen Wagenburg große Verwirrung an, und diese theilte sich bald der ganzen Infanterie mit. Der Rückzug war den Preußen abgeschnitten. Es fehlte ihnen endlich an Munition, nachdem man den ganzen Tag gefeuert und alle Patronen verschossen hatte. Die Hoffnung vom König entsetzt zu werden, war sehr gering, weil er ihre Noth nicht kannte. Fink hatte sich bey so viel Gelegenheiten als einen Kriegserfahrenen, muthigen Feldherrn gezeigt, auch jetzt entfiel ihm der Muth nicht. Er wollte sich durchschlagen, und versammelte deshalb die Generals, denen er sein Vorhaben eröffnete. Allein die gänzliche Unmöglichkeit, mit Gewalt durch die stark besetzten Defileen durchzudringen, ließen keine Wahl übrig, als gänzliche Aufopferung aller Truppen, oder Gefangenschaft. Fink glaubte dem König durch daß erstere keinen Dienst zu leisten, da so viel Oesterreichische Kriegsgefangene in Preussischen Händen waren, die folglich ausgewechselt werden konn-

ten. Wunsch schlug vor, mit der Cavallerie einen Versuch zu machen, in der Nacht zu entkommen, und brach auch wirklich auf. Die Infanterie aber konnte nicht folgen, und Fink wurde nun gezwungen zu capituliren. Dann wollte von keinen andern Bedingungen hören, als Gefangenenschaft, und bestand sogar darauf, daß Wunsch mit der Cavallerie zurückberufen werden und sich auch ergeben sollte. Vergeblich schützte Fink vor, daß dieser General ein abgesondertes Corps commandirte; der Oesterreichische Heersführer bestand darauf, und der bedrängte Fink mußte alles eingehn. Wunsch kehrte auf Befehl um, allein er unterschrieb die Capitulation nicht. Er wurde aber doch gefangen. Die Bagage der Preußen blieb ungesündert. Dies war der Hauptartikel der Uebergabe. Das ganze Corps streckte nun das Gewehr, neun Generals und 11,000 Mann Fußvolf und Reuter; nur einige Husaren entkamen, und brachten dem König diese für den Preussischen Kriegsruhm so schreckliche Nachricht. Nach geendigtem Kriege wurden die Generals, Fink, Rebentisch und Gersdorf vor's Kriegsgericht gefordert, und da ihre Vertheidigung nicht hinreichend befunden ward, zur Festungsstrafe verdammt. Rebentisch blieb noch einige Zeit im Dienst, allein die andern beiden verlohren sogleich ihre militärischen Würden.

Diesem Unglück folgte gleich darauf ein anderes. General Dierke stand mit 3000 Mann am Elb-Ufer ohnweit Meissen. Der König rief diesen General zurück. Er mußte über den Fluß, der voller Eis war. Nur wenig Fahrzeuge waren vorhanden, und diese wurden von dem angreifenden Feinde bald zertrümmert. Nun mußte sich Dierke mit allen den seinigen, die noch nicht über den Fluß gesetzt hatten, ergeben. Auf diese Weise fielen abermals 1400 Mann den Oesterreichern in die Hände.

Auch jetzt wurden die Erwartungen vor Freunden und Feinden betrogen. Dann, anstatt seine großen Vortheile zu nutzen und vorwärts zu dringen, bezog, wie ein Besiegter, abermals das feste Lager bey Pirna. Friedrich hingegen, der fast die Hälfte seiner Armee, und zwar am Ende des Feldzugs, verloren hatte, wo alle Regimente sehr geschwächt waren, und der jetzt wenig mehr als 20,000 Mann beyammen hatte, änderte seine Stellung dennoch nicht, sondern behauptete, außer dem kleinen Bezirk um Dresden, ganz Sachsen. Indessen ließ er, um der großen Ungleichheit der beiderseitigen Armeen einigermaßen abzuhelfen, 12,000 Mann von den allirten Truppen kommen. Diese, unter Anführung des Erbprinzen von Braunschweig, stießen bey Chemnitz zum Könige.

Nun folgte eine sonderbare Wintercampagne, die sehr viel Menschen weggraffte. Die Armee des Königs wurde in der Nachbarschaft von Dresden in die kleinen Städte und Dörfer verlegt, und zwar so gedrängt, daß nur ein geringer Theil der Soldaten unter Dach kommen konnte. Ganze Regimenter lagen die Hälfte des Winters in kleinen Dörfern, die sie nachher mit größern vertauschten. Die Officiere bewohnten die Stuben oder Kammern, und die Soldaten bauten sich Brandhütten, worin sie Tag und Nacht wie die Tataren sich um das Feuer lagerten. Der Winter war dieses Jahr ungewöhnlich strenge, und der Schnee lag viele Wochen lang Knie-tief. Das Holz wurde, von den Soldaten selbst herbangeschleppt, oft aus einem entlegenen Walde. Diese Holztransporte dauerten wegen der grimmi- gen Kälte den ganzen Tag fort, so daß man immer große Haufen von Lastträgern bey allen Dörfern herumziehen sahe. Die Lebensmittel waren dabey nicht im Ueberflus, und der Soldat auf sein Commisbrod eingeschränkt, womit er unaufhör-

lich Wasserstuppen machte. Die Wachen und Commandos kamen wegen der vielen Kranken sehr oft herum, und hatte der Soldat diese überstanden, so konnte er doch in dem kurzen Zwischenraum der Ruhe nicht pflegen. Wenn er kein Holz auf dem Rücken hatte, so lag er der Länge nach in der Asche, um seinen Körper zu braten. Dies war aber noch nicht alles. Es stand ein kleines Lager bey Wilsdruf, eine Meile von Dresden. Der König wollte dies Lager nicht abbrechen lassen. Vier Bataillons mußten es besetzen. Diese wurden alle vier und zwanzig Stunden abgelöst, so daß die ganze Infanterie bey der Königlichen Armee diese Rolle nach der Reihe beständig fortspielen mußte. Die Zelter blieben stehen; auch waren sie eingefroren, und die Leinwand den Brettern ähnlich.

Da keine Vollkommenheit den Sterblichen eigen, und es der Geschichte unwürdig ist, bey jedem Fehler, bey jedem Eigensinn, bey jeder Laune eines großen Mannes, tiefdurchdachte Weisheitsgründe vorauszusetzen, so mag es erlaubt seyn, durch die Natur der Dinge gerechtfertigt, an der Nutzbarkeit dieses Eislagers zu zweifeln; dessen Fortdauer wahrscheinlich mehr durch Laune als durch Absichten bestimmt wurde, weil die menschlichen Kräfte darin wie todt waren.

Die große Kälte war diesen Winter sehr anhaltend, und täglich erfroren den leicht bekleideten Soldaten die Glieder *). Im Lager waren keine Brandhütten; die Feldwachen hatten brennende Holzhaufen, und für die Officiers waren

*) Der Verfasser befand sich damals bey der Armee des Königs. Er war ein Augenzeuge des hier erzählten; denn auch das Regiment von Forcade, bey welchem er stand, das in

bröckerne Häuschen gebaut. Die gemeinen Soldaten, um ihr von Kälte erstarrtes Blut flüssig zu machen, liefen entweder wie die Unsinnigen im Lager herum, oder sie, uneingedenk des Kozchens, verkrochen sich in ihren Zelten, wo sie aufeinander lagen, um wenigstens einige Theile ihres Körpers an den Leibern ihrer Cameraden zu erwärmen. In dieser Lage war Angriff und Vertheidigung gleich unmöglich; und nie kehrte ein Regiment aus diesem Lager in die elenden Winterquartiere zurück, ohne die Zahl ihrer Kranken zu vermehren. Sie starben in ihren Löchern wie die Fliegen, und dieser einzige Winterfeldzug kostete dem Könige mehr Menschen, als zwey große Schlachten gethan haben würden. Der Verlust war indessen minder merkbar, weil der Abgang beständig durch Recruten ersetzt wurde. Die Oesterreicher hatten kein besser Schicksal gehabt; es rissen Seuchen unter ihnen ein, so daß in sechzehn Tagen 4000 Mann starben.

Der Krieg gegen die Schweden hatte in diesem Feldzug, so wie immer, wenig auszeichnetes. Da der Preussische General Kleist nach der Schlacht bey Kunersdorf zum König stoßen mußte, bekamen die Schweden freye Hand. Sie benutzten diese Gelegenheit, um einige von den Preußen schwach besetzte Dörter wegzunehmen, neun Preussische bewaffnete Fahrzeuge im Stettiner Hafen zu erobern, und bis Prenzlau vorzudringen. Der Preussische General Mantouffel aber zog bald ein Corps zusammen, und trieb sie aus Prenzlau und über den Pena; Fluß zurück. Er ließ ihnen keine Ruhe, sondern drang unter

dem Dorf Costebaude, eine Meile von Dresden, das Winterquartier hatte, machte alle Woche einen Marsch ins Lager bey Wiltsdruf zur Ablösung.

Beständigen Gefechten bis Greißwalde, wobei er viele Gefangene machte, endlich aber wegen der großen Kälte den Winterfeldzug endigen mußte. Die Schweden rächten sich an diesem thätigen General; sie überfielen ihn in der Nacht in Anclam, und nahmen ihn gefangen.

Der Feldzug der Allirten war mit abwechselndem Glücke geführt worden. Die Britten hatten jetzt an dem Landkrieg den thätigsten Antheil genommen, und das Parlament hatte dazu 1900,000 Pfund Sterling bewilliget, ohne die ungeheuren Transportkosten zu rechnen. Die Franzosen fingen ihre Operationen durch einen kühnen Streich an. Sie überrumpelten mitten im Winter Frankfurt am Main. Diese freye Reichsstadt, die ihr Contingent an Truppen und Geld getreulich dem Reiche entrichtete, glaubte daher von den Bundesgenossen des Reichs nichts zu besorgen zu haben. Sie hatte den Franzosen schon Durchmärsche, allein nur in einzelnen Schaaren bewilligt. Der Vorwand dazu war immer der Uebergang über den Main. Es wurde jetzt abermals ein solches Ansuchen gerhan, und auch unter den bekannten Bedingungen gestattet. Ein ansehnliches Corps Franzosen versammelte sich vor der Stadt; man ließ ein Regiment hinein, wobei das Thor so lange gesperrt seyn sollte, bis das Regiment die Flußbrücke passirt haben würde. Die ganze Besatzung war in Waffen; theils um die Franzosen zu escortiren, theils waren sie auch an das gefährliche Thor postirt, den Befehlen des Magistrats den gehörigen Nachdruck zu geben. Dies hinderte aber nicht, daß diese wichtige Stadt ohne alles Blutvergießen eingenommen wurde. Die französischen Truppen schlossen sich an das einmarschirende Regiment an, warfen die Thormache, die sich widersehter wollte, über den Haufen, stößten den übrigen Stadtsoldaten Schrecken ein, und in wenig Augenblicken war das Reichsver-

bundene Frankfurt in den Händen der Franzosen, die darin wie in einer eroberten Stadt hauseten. Ihr Feldherr, Soubise, verfügte sich aufs Rathhaus, und machte seine Befehle bekannt. Alle Straßen waren mit Soldaten und brennenden Holzhaufen bedeckt. Die Einwohner durften ihre Häuser nicht verlassen, ja sich nicht einmal an den Fenstern zeigen, und die Stadtsoldaten wurden entwaffnet.

Frankfurt wurde nun das Hauptquartier der Franzosen, die dadurch völlige Communication mit den Kaiserlichen und Reichstruppen erhielten; dabey konnten sie auf dem Rhein und dem Main mit allen Bedürfnissen versehen werden. Diese erlangten Vortheile den Franzosen zu entreißen, war Ferdinands Hauptentwurf bey Eröffnung des Feldzugs. Es verzögerte sich damit bis zum April, weil die Reichstruppen, wie auch ein Corps Oesterreicher und Franzosen, in Hessen und andern benachbarten Ländern eingefallen waren, und erst wieder vertrieben werden mußten. Dieses geschah auch von dem Erbprinzen von Braunschweig mit so gutem Erfolg, daß die Reichstruppen in verschiedenen kleinen Gefechten geschlagen, in Meinungen ein ganzes Regiment Kürassier, ein Bataillon Würtemberger und zwey Chur-Cölnische Grenadier-Bataillons zu Gefangen gemacht, und die verbundenen Provinzen geschwind wieder von den Feinden befreuet wurden. Ferdinand ließ nun 12,000 Mann zurück, um Hannover und Hessen zu decken, und marschirte mit 30,000 Mann auf Frankfurt los. Der Herzog von Broglio, der die dortige Französische Armee commandirte, bemächtigte sich eines starken Postens bey dem Dorfe Bergen in der Nähe von Frankfurt, der nothwendig erst von Ferdinand weggenommen werden mußte, ehe er seinen Zweck ausführen konnte.

Es war der 13te April, als beide Armeen an diesem Ort aufeinander trafen. Das Dorf Bergen wurde zuerst mit großem Muth angegriffen. Hier standen acht Bataillons von den deutschen Truppen im Dienst Frankreichs, und hinter dem Dorfe mehrere Brigaden französischer Infanterie, die ein sehr lebhaftes Feuer machten. Der Prinz von Hsenburg, an der Spitze der Hessischen Grenadiers, that den Angriff. Die Franzosen, die alle Vortheile des Terrains auf ihrer Seite hatten, behaupteten ihren Posten gegen einen Feind, der mit vielen natürlichen Hindernissen zu kämpfen hatte. Vor dem Dorf waren Hohlwege, die die Hessen nur in kleinen Haufen passieren konnten, und Säune und Hecken, wo sie herüberklettern mußten. Der Erbprinz von Braunschweig rückte nun mit seiner Division zu ihrer Unterstützung an, und fiel den Franzosen in die linke Flanke. Die Hessen, dadurch aufgemuntert, erneuerten den Angriff mit verdoppelter Wuth, und schon wichen die Franzosen, als ihr Heerführer Broglis durch eine sehr geschickte Bewegung in die Flanken der Allirten fiel. Die Hessen wurden nun zurückgeschlagen, und ihr Anführer, der Prinz von Hsenburg, getödtet. Einige Französische Regimenter, durch ihre Hitze verleitet, verließen nun in großer Unordnung ihre Posten, um den weichenden Feind zu verfolgen. Hiedurch bekam die Cavallerie der Allirten Gelegenheit, mit vielem Nachdruck einzuhauen. Eine Menge Franzosen fielen unter ihren Streichen. Alles hing jedoch von dem Besitz des Postens bey Bergen ab. Der Angriff wurde daher innerhalb drey Stunden dreymal erneuert, allein ohne Erfolg. Nun blieb Ferdinand nichts übrig, als ein wohlgeordneter Rückzug im Angesicht eines überlegenen Feindes. Die List mußte den Mangel an Macht ersetzen. Es war noch kaum Mittag, und nur die Nacht konnte den Rückzug

decken. In dieser Verlegenheit stellte sich Ferdinand, als ob er das Treffen erneuern wollte. Er theilte seine Infanterie in zwey Haufen, stellte die Cavallerie in der Mitte, und eine kleine Colonne Fußvolk vor derselben, und so machte er Miene das Dorf Bergen und einen Wald auf dem linken Flügel zugleich anzugreifen, und beide wurden auch lebhaft beschossen. Dieses dauerte, bis die Nacht einbrach, da sich denn die allirte Armee bey Windecken zurückzog. Sie hatte 2000 Mann und fünf Canonen verlohren.

So gering auch dieser Verlust war, so nachtheilig war doch der mislungene Sieg für die Allirten. Die Franzosen blieben im Besiz von Frankfurt, das in Ferdinands Händen eine Quelle der größten Vortheile geworden wäre; sie konnten ihre Operationen mit größern Hoffnungen erneuen, da hingegen Ferdinand vertheidigungsweise gehen mußte. Indessen blieb er doch Meister von der Weser, aller Versuche der Franzosen ohnerachtet, ihn von diesem Fluß zu entfernen. Sie rückten nur vorwärts, nahmen Cassel weg, eroberten Minden mit Sturm, bemächtigten sich großer Magazine, und nahmen über 1400 Mann gefangen; auch Münster eroberten sie nach einer förmlichen Belagerung, und nöthigten die 4000 Mann starke Besatzung sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Dieser Sieg bey Bergen verschaffte Broglio die Würde eines Reichsfürsten, womit ihn der Kaiserliche Hof belohnte.

Der Entwurf der Franzosen war nun, ins Hannoversche einzudringen. Ferdinand aber vereitelte alle ihre Maasregeln. Er hatte sich durch List der Reichsstadt Bremen bemächtigt, wodurch er Meister von der Weser bis nach Stade war. Nicht allein der Besiz von Hannover, sondern das Glück des ganzen Feldzugs hing jetzt von einer Schlacht ab. Der Verlust von Minden vermochte Ferdinand, diese Schlacht zu beschleunigen.

Um den Feind dazu zu vermögen, ließ er dessen im Rücken habende Magazine durch zwey ausgesandte Corps bedrohen. Der Erbprinz von Braunschweig commandirte eins derselben, womit er nach Hervorden zu marschirte, um den General Drewes zu unterstützen, der auf Osnabrück losging, die Thore aufsprengte, die Besatzung zur Flucht nöthigte und das dasige Magazin wegnahm. Die Allirten waren vortheilhaft postirt, und die Franzosen in Gefahr von ihrer Zufuhr abgeschnitten zu werden. Contades wurde bange. Er hielt am zisten July des Abends Kriegsrath, und der Schluß fiel dahin aus, noch die Nacht zu marschiren, und den Feind mit Anbruch des Tages anzugreifen. Die von einander abgesonderten Corps der allirten Armee schienen dazu die vortheilhafteste Gelegenheit darzubieten. In dessen, um gegen widrige Zufälle nicht unvorberitet zu seyn, hatte der Französische Feldherr über einen Bach, der nach der Weser zugeht, neunzehn Brücken schlagen lassen. Die Franzosen marschirten in neun Colonnen. Eine derselben, unter Broglio's Anführung, sollte den Angriff auf das Corps des Generals Wangenheim thun, der in einiger Entfernung von der Hauptarmee in einem festen Lager stand. Ferdinand erhielt von diesem Entwurf erst um drey Uhr des Morgens durch Ueberläufer Nachricht. Sie war ihm höchst angenehm, da er eine Schlacht eifrig wünschte, und schon selbst zum Angriff sich entschlossen hatte. Er brach also ohne Verzug auf.

Broglio langte inzwischen bey Wangenheims Lager an. Der Erfolg der Unternehmung hing von der raschen Ausföhrung ab. Man verlor aber kostbare Augenblicke durch ein anzeitiges Haltmachen. Die Franzosen, ungewohnt sich in der Geschwindigkeit zu formiren, anstatt mit Tagesanbruch der Ordre gemäß anzugreifen, mußten erst ihre zerstreuten Haufen sammeln, und

ihre Colonnen ordnen; daher Broglie nicht früher als um fünf Uhr in Schlachtordnung gestellt war. Wangenheim bekam dadurch Zeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und Ferdinand, ihm zu Hülfe zu kommen. Durch die meisterhafte Bewegung und Schlachtordnung dieses Feldherrn wurde der ganze Plan des Contades zerstört. Wangenheim verließ sein Lager und schloß sich an die Hauptarmee an. Die Franzosen befanden sich nun in einer gefährlichen Stellung, umgeben von der Weser, von einem Morast, und von dem feindlichen Heer. Es mußte indessen geschlagen seyn. Broglie setzte den Angriff mit großer Lebhaftigkeit fort; seine Truppen aber litten außerordentlich durch die Artillerie der Allirten, die in kurzer Zeit die Französische ganz zum Schweigen brachte.

Die Schlachtordnung der Franzosen war so, daß der Kern ihrer Cavallerie im Mittelpunct des Treffens stand. Diese so widersinnige Anordnung, die die große Niederlage der Franzosen bey Hochstädt bewirkt hatte, war für die Allirten gleichsam die Lösung des Siegs. Ferdinand ließ auf dies Centrum die Englische und Hannöversche Infanterie losgehn, während der Prinz von Anhalt den linken Flügel der Franzosen angreifen sollte. Diese Colonnen rückten muthig auf die feindliche Reiterey an, ohne das große Canonenfeuer zu achten, das in einer schiefen Richtung auf ihre Flanken gemacht wurde. Die französische Cavallerie wollte den Angriff nicht erwarten, sondern brach los, und fiel die anrückende Infanterie von allen Seiten mit dem größten Ungeßüm an. Diese aber setzten der Wuth der Franzosen eine unbezwingbare Standhaftigkeit entgegen; sie blieben in Ordnung, und sandten einen so anhaltenden Kugelregen auf die Cavallerie, daß diese endlich in der größten Verwirrung die Flucht nahm. Andre Cavallerie; Regimente erneuerten

den Angriff, sie hatten aber eben das Schicksal, zurückgeschlagen zu werden; neue Corps traten an ihre Stelle, endlich rückten die Gens d'armes und Carabiniers an, die auch wirklich in die Englische Infanterie einbrachen, allein doch zurückgeworfen wurden, und so ging es viermal. Die alliirte Infanterie behauptete nicht allein ihren Posten, sondern rückte vorwärts, und ließ alle Reiteranfalle abpressen. Die Sächsischen Truppen bey der Französischen Armee zeichneten sich an diesem Tage aus. Durch ihren muthigen Anfall kamen die Engländer in Unordnung; sie setzten sich aber bald wieder, und schlugen die Sachsen zurück. Die Flucht der ganzen französischen Cavallerie hatte die Linie zerissen; die nächst der Reuteren stehenden Brigaden französische Infanterie waren ohne Unterstützung, und ihre Flanken entblößt. Broglie bemühte sich mit seinem geschlagenen Corps in diesen Mittelpunct zu rücken, wo nichts als Verwirrung herrschte. Dies war der critische Augenblick, die französische Armee ganz zu vernichten. Kriegskunst und Tapferkeit hatten ihn erzeugt, und die größte Niederlage der Franzosen in diesem Jahrhundert, größer als die Tage von Hochstädt, Turin und Ramillies, schien völlig entschieden zu seyn, als die Treulosigkeit eines Englischen Generals die Franzosen von ihrem gänzlichen Untergange rettete.

Die Infanterie der Allirten hatte alles gethan, und nun war die Reihe an der Cavallerie, das Werk zu vollenden. Ferdinand sandte deshalb schleunig die nöthigen Befehle an Lord Sackville, der die Englische und deutsche Cavallerie commandirte. Dieser Britte, unwürdig seines Volks, dem es nicht an Klugheit, noch an persönlichem Muth fehlte, hegte eine niedrige Eifersucht gegen den Herzog Ferdinand. Er war der einzige im Heer, der die erkämpften Vortheile dieses Tages ungerne sah. Sein Patriotismus

wich dem Meide. Er gab vor, die deutlichsten Ordres des Feldherrn nicht zu verstehen. Drey Adjutanten hintereinander, davon zwey Engländer waren, brachten ihm vergebens die gemessensten Befehle, anzurücken. Er that es nicht, ließ die kostbaren Augenblicke verstreichen, und ritt endlich selbst, den Herzog anzusuchen, um eine Erklärung zu holen, die ihm der niedrigste seiner Reuter gegeben haben würde. Ferdinand, voller Ungeduld und Erstaunen, sandte noch vor seiner Ankunft einen ähnlichen Befehl an den Marquis von Granby, den nächstfolgenden Britischen Befehlshaber, der das zweyte Treffen der Cavallerie commandirte. Dieser gehorchte auch sogleich. Sackville setzte sich nachher selbst an der Spitze, allein der glückliche Zeitpunkt war vorüber, den alle Reichthümer Britanniens nicht wieder zurückerufen konnten. Broglio nutzte diesen Vorzug aufs beste. Er zog sich in ziemlicher Ordnung zurück, und die übrigen Französischen Truppen des linken Flügels folgten ihm.

Während dieser Zeit war es auf dem rechten Flügel der Allirten auch sehr hitzig hergegangen. Die Preussische, Hannöversche und Hessische Cavallerie hatte die Französische Infanterie über den Haufen geworfen, eine große Menge niedergewunden, und einige tausend Gefangene gemacht. Alles suchte nun seine Rettung in der Flucht. Broglio deckte bey diesem Unglück den Rückzug des Französischen rechten Flügels, und die Sachsen, die ohngeachtet ihres großen Verlustes noch ziemlich Ordnung hielten, beschützten die Fluchtlinge des linken Flügels.

Die Franzosen verlohren in dieser Schlacht 3000 Todte, Verwundete und Gefangene, dreißig Canonen und siebenzehn Fahnen; einige Tage nachher aber einen großen Troß ihrer schweren Bagage, einen Theil der Kriegskasse, die Bagage der vornehmsten Befehlshaber, und das Kriegsarchiv.

Hiezu kamen noch die Magazine von Senabrück, Minden, Bielefeld, Paderborn, und andre. Die Allirten zählten nur 1300 Todte und Verwundete. Der Marschall Contades schrieb gleich nach der Schlacht an den Herzog Ferdinand, nannte ihn Sieger, und bat um Sorgfalt für die blessirten Franzosen; eine Bitte, die das große Herz des deutschen Feldherrn ganz überflüssig machte.

Sackville wurde nun nach England zurückberufen, wo er zitternd erschien. Er fürchtete das Schicksal des Admiral Bing, zu dessen tragischem Ende er als Mitglied des geheimen Conseils kräftig mitgewirkt hatte. Die ganze Nation war gegen ihn aufs äußerste erbittert. Der Pöbel drohete ihn in Stücke zu reißen; die bessern Volksklassen betrachteten ihn als einen Nichtswürdigen, und der König Georg der Zweyte wollte seinen Namen nicht nennen hören. Er entsetzte ihn seiner Militärstelle, und ließ sich das Buch geben, worin seine geheimen Rätze aufgezeichnet waren; hier strich er mit eigener Hand den Namen des Sackville aus. Es wurde sodann sein Betragen vor einem Kriegsgerichte untersucht, und nun frönte er seine Niederrächtigkeit durch seine Vertheidigung. Er gab vor, der große Feldherr hätte seine Kriegstalente beneidet, und ihm widersprechende Befehle zugeschickt, um ihn zu verderben. Eine Menge Zeugen aber, zum Theil von vornehmer Geburt und von hohem Range, kamen von der Armee nach London, die alle Sackville's schändliches Betragen in der Schlacht, vor Gericht außer Zweifel setzten. Er wurde schuldig befunden, und für unfähig erklärt, je in England wieder Kriegsdienste zu thun. Das Kriegsgericht konnte diese Unfähigkeit nicht über die Civildienste ausdehnen, und der König, der ihn für völlig außer Stand gesetzt hielt, je dem Staat zu schaden, unterließ es aus besonderer Achtung gegen den Vater des Generals, den alten Herzog von

Dorset. Als dieser Greis bald nach dem Vorfall zum erstenmal bey Hofe erschien, und mit kühnervollen Blicken sich dem König näherte, betrachtete ihn der Monarch eine Zeitlang stillschweigend mit gerührtem Herzen. Endlich umarmte er ihn und sagte: „Ich bedaure Sie, Mylord, daß Sackville Ihr Sohn ist.“

Es ist indessen nicht ungeschicklich hier zu bemerken, daß dieser in der deutschen Kriegsgeschichte mit Schande gebrandmarkt, und in England unter Georg dem Zweyten förmlich enteehrte Lord Sackville eben derjenige ist, der unter der Regierung George des Dritten sich durch Intrigen als Staatsbruder drängte, ein Haupturheber des Americanischen Bürgerkriegs war, und unter dem Namen Lord Germaine Kriegsminister wurde. In dieser Würde entwarf er die Kriegsoperationen in America, wodurch der General Bourgonne, durch bestimmte Befehle gezwungen, in den Wäldern von Saratoga mit seinem Corps das Opfer eines unwürdigen Ministers wurde. Dieses Unglück entschied über America; denn kaum war davon die Nachricht nach Europa gekommen, so erklärte Frankreich die Britischen Unterthanen in America für unabhängig.

An dem nemlichen Tage des Sieges bey Minden wurde ein anderer von dem Erbprinzen von Braunschweig bey Goosfeld erfochten. Ferdinand beging eine Handlung, die Freunde und Feinde in Erstaunen setzte. Im Begriff sich mit einer weit stärkern Armee zu schlagen, hatte er dennoch die seinige um 10,000 Mann geschwächt, mit denen der Erbprinz jetzt auf den Herzog von Brisac losging. Die Disposition des Angriffs war so wohl gemacht, daß der zum Treffen nicht unvorbereitete Feind sich auf einmal umringt sah, und nach einem sehr blutigen Gefecht seine Rettung mit Hinterlassung aller Bagage in einer schleunigen Flucht suchen mußte. Eine Menge Todten blies

ben auf dem Wahlplat liegen, mit deren Beerdigung 2000 Bauern drey Tage lang zu thun hatten. Der Verlust der Allirten in diesem Treffen war 300 Mann.

Die Folgen dieses Tages waren für die Franzosen sehr nachtheilig. Conrades mußte sofort seinen vortheilhaften Posten bey Minden verlassen, Cassel räumen, über die Weser gehn, beständig verfolgt und harassirt von dem Feinde ein mit Proviant schlechtversehnes Land durchziehen, und kurz, alle in diesem Feldzug erlangte Vorthteile fahren lassen. Ansehnliche Magazine wurden weggenommen, und allenthalben eine Menge Gefangene gemacht. Der Prinz von Holstein nahm mit seiner Preussischen Cavallerie auf einmal ein ganzes Baraillon der sogenannten königlichen Grenadiers gefangen. Nun folgten mehrere große Gefechte, die alle zum Vortheil der Allirten ausfielen. Das Fischersche Corpß wurde von dem Erbprinzen bey dem Städtchen Wetter überfallen, und theils niedergebauen, theils gefangen genommen; nur wenige retteten sich mit ihrem Anführer. Ein ander Corpß bey Einhausen wurde von Luckner angegriffen, und mit ansehnlichem Verlust geschlagen. Marburg, mit 900 Franzosen besetzt, wollte sich nicht ergeben. Es wurde daher förmlich belagert, allein am fünften Tage nach eröffneten Laufgräben erfolgte die Uebergabe. Der General Imhof wurde nach Münster abgeschickt. Er besetzte die Stadt eine Zeitlang, und schritt sodann zu einer förmlichen Belagerung, da denn die Besatzung sechs Tage nach eröffneten Laufgräben capitulirte. Sie erhielt einen freyen Abzug, allein alles Geschütz, Munition, Proviant und Kriegsgeräthe wurde eine Beute der Eroberer. Dies geschah am 20sten November, an eben dem Tage, da die Preußen das Unglück bey Maren erlebten, und der Englische Admiral Hawke die Französische

Flotte während eines schrecklichen Sturms an den Küsten Frankreichs zertrümmerte; eine Seeschlacht, die von allen je auf dem Element des Wassers erfochtenen die außerordentlichste war.

Imhof fand die Festungswerke von Münster in so schlechtem Zustande, daß der Ort ihm kaum haltbar schien. Er besetzte ihn jedoch mit 5000 Mann, und kehrte zur Hauptarmee zurück. Der Feldzug war noch nicht zu Ende, so sehr auch die späte Jahreszeit daran erinnerte. Es erfolgte nun die Ueberumpelung von Fulda, wo sich der Herzog von Würtemberg mit seinen Truppen befand. Dieser hatte 10,000 Mann in französischen Sold gegeben, und commandirte sie selbst. Das Lager war nahe bey der Stadt. Der Herzog ahnete keinen Feind, und hatte die Fuldaer Damen zu einem Ball eingeladen, der eben anfangen sollte, als der gegen ihn ausgesandte Erbprinz von Braunschweig mit den Husaren und Dragonern seines Corps vor den Thoren erschien. Er drang in die Stadt; eine Menge Feinde wurden niedergehauen, die draußen befindlichen zerstreut, und über 1200 Gefangene gemacht. Der Herzog selbst war so glücklich, zu entkommen. Seine Truppen zogen sich in großer Verwirrung aus Fulda heraus, und die Damen dieses geistlichen Hofes mußten die Hoffnung zum Ball aufgeben.

Der Erbprinz ging bald nach dieser Expedition nach Sachsen, um den König von Preußen zu verstärken. Dieses erzeugte bey den Franzosen die Idee, die geschwächte Armee der Allirten in ihren Cantonirungsquartieren zu überfallen. Broglie, der jetzt die französische Hauptarmee commandirte, und eben den Marschallstab erhalten hatte, wollte sich dieses königlichen Geschenke durch eine unerwartete That würdig zeigen. Die strenge Jahreszeit hielt ihn nicht ab, den 25ten December einen Versuch zu wagen. Ferdinand aber, der Gießen blockirt hielt, und seine Trup-

pen in die Cantonirungsquartiere verlegt hatte, war auf seiner Hut. Er empfing die Franzosen so nachdrücklich, daß sie sich nach einer starken Canonade wieder zurückziehen mußten. Das Unglück Friedrichs bey Maren, das Hülfstruppen in Sachsen erforderte, und durch deren Abwesenheit die alliirte Armee so sehr schwächte, hinderte Ferdinand, von seinem glücklichen Feldzuge alle gehoffte Vortheile zu ziehen.

Die Allirten, die durch den französischen Ueberfallungsversuch nun einmal in Bewegung waren, thaten dem Feind allen nur möglichen Abbruch, wobey sich der Oberst Luckner sehr auszeichnete. Beständig wurden Detachements Franzosen angegriffen, oder eine Menge Gefangene gemacht, bis endlich die große Kälte Winterquartiere und Ruhe durchaus nothwendig machte. Ferdinand nahm die seinigen in Cassel und Westphalen, die Franzosen aber in den Gegenden von Frankfurt am Main. Es schien, als ob die Nationen ihre Natur vertauscht hätten; denn während daß sowol hier wie in Sachsen Deutsche und Franzosen mitten im Winter gegen einander im Felde lagen, befanden sich die Russen und Schweden schon seit zwey Monat in ihren Winterquartieren.

Es wurden nun einige Versuche zum Frieden gemacht. England hatte bis jetzt viel gewonnen, und Preußen wenig verlohren. Sachsen ersetzte Friedrich hinreichend den Verlust der vom Feinde besetzten Provinzen, und im Felde war er trotz aller erlittenen Unglücksfälle so furchtbar als jemals. Beide verbündete Monarchen also trugen an, Friede zu machen. Diese Aeußerung geschah im Haag, und der König Stanislaus, der jetzt in einer philosophischen Ruhe die zweymal erhaltene und zweymal verlohrene Pohlische Krone so leicht entbehrte, bot seine Residenz Nancy zum Friedens-Congress an. Friedrich und Georg

wären damit wohl zufrieden. Ersterer schrieb aus seinem Hauptquartier in Frenberg: „Ich verehere dieses Anerbieten mit der größten Dankbarkeit, und würde selbiges gerne annehmen. Alle Handlungen, welche unter Ew. Majestät Obhut vollzogen werden, müssen glücklich ablaufen. Allein nicht jedermann empfindet so friedliche Gesinnungen. Die Höfe von Wien und Peterssburg haben auf eine besondere Art die Vorschläge verworfen, die der König von England und ich gethan haben. Vermuthlich werden selbige auch den König von Frankreich zur Fortsetzung des Krieges bewegen, von dem sie sich den glücklichsten Erfolg versprechen. Sie werden also auch allein schuld an dem Blute seyn, welches noch fließen wird. Höreten doch alle Fürsten, wie Ew. Majestät, die Stimme der Menschentiebe, der Güte und der Gerechtigkeit! die Welt würde nicht länger ein Schauplatz der Verheerungen, des Mordens und des Feuers seyn.“

Die Gegner gaben auf diesen Antrag nur sehr unbestimmte Antworten. Man schlug sodann Breda und endlich Leipzig zum Friedenscongress vor, allein ohne Erfolg. Die Feinde Friedrichs hofften alles von ihrem großen Bündniß, daher sie jetzt auch nicht einmal Niene machten, an dem Frieden arbeiten zu wollen. Sie nutzten vielmehr den Winter, ihre Heere zu verstärken, und den Abgang des verstorbenen Feldzugs zu ersetzen. Friedrich that ein Gleiches, hatte aber mit ungleich größern Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine Gegner beherrschten achtzig Millionen Menschen, und die Anzahl aller seiner Unterthanen war nicht sieben Millionen. Das Königreich Preußen und andre Provinzen seiner Staaten waren in feindlichen Händen. Von hieraus konnte er also seine Heere nicht ergänzen. Sachsen erlachte jedoch größtentheils diesen Verlust. Es

war für den König die wohlthätigste Quelle, die ihm immerfort Geld, Proviant und Soldaten verschaffte. Die Lieferungen an Landesproducten und Menschen, die mit der außerordentlichsten Schärfe in dieser unglücklichen Provinz erpresst wurden, waren ungeheuer. Sie betragen für das Jahr 1760 zwey Millionen Thaler an Gelde, 10,000 Recruten, einige 100,000 Scheffel Getreide, und viele tausend Pferde, nebst einer großen Menge Schlachtvieh. Dabey wurden die besten Wälder umgehauen, und das Holz an Unternehmern verkauft.

Der Torgauer Wald, der schönste in Deutschland, hatte auch dieses Schicksal. Die Lage desselben an den Ufern der Elbe erleichterte die Unternehmung. Alles wurde den Fluß herunter nach Hamburg geschafft. Auch die churfürstlichen Pächter mußten die Pachtgelder auf ein Jahr vorausbezahlen. An Gelde fehlte es daher dem Könige von Preußen bey diesen Anstalten ganz und gar nicht, wol aber an Menschen. Der Abgang bey Friedrichs Heeren war wegen der Menge der Ueberläufer zu groß, um ihn durch Sächsische Recruten und eigne Unterthanen völlig zu ersetzen. Dieses erzeugte ein Werbungssystem, das seiner Natur und Ausdehnung nach nie auf Erden seines Gleichen gehabt hat. Gefangene Soldaten feindlicher Heere wurden zu Preussischen Soldaten mit Gewalt gestempelt. Man frug nicht, ob sie dienen wollten, sondern sie wurden zu den Preussischen Fahnen geschleppt, mußten Treue schwören, und so gegen ihre Landsteute fechten. Das ganze Reich wurde mit heimlichen Preussischen Werbemännern überschwemmt. Der größte Theil derselben waren keine wirkliche Officiers, sondern gedungene Abenteuerer, die sich alle nur ersinnliche Künste erlaubten, Menschen zu haschen. Der Preussische Oberst Colignon, ein zu diesem Geschäft von der Natur geformter

Mann, war ihr Befehlshaber, und belehrte sie durch sein Beispiel. Er reisete in allerhand Kleidungen und Gestalten herum, und beredete die Menschen zu Hunderten in Preussische Dienste zu treten. Er versprach nicht allein, sondern er gab sogar Patente, worin junge Laffen, Studenten, Kaufmannsdiener und andre zu Lieutenants und Capitains der Preussischen Armee ernannt wurden; bey der Infanterie, bey den Carassiers, bey den Husaren, gleich viel; sie durften nur wählen. Der Ruhm der Preussischen Waffen war so groß und allgemein gegründet, daß Colignons Patentfabrik unaufhörlich beschäftigt war. Er durfte für keinen Transport sorgen, und konnte das Handgeld sparen; denn seine Recruten reiseten größtentheils auf eigne Kosten. Viele unerzogene Söhne in Franken, in Schwaben und am Rhein, bestahlen ihre Väter; Kaufmannsdiener ihre Herren; Verwalter ihre Cassen, um die großmächtigen Preussischen Officiers aufzusuchen, die Compagnien wie Kreuzer wegshenkten. Sie eilten mit ihren Patenten nach Magdeburg, wo man sie als gemeine Recruten in Empfang nahm, und mit Gewalt unter die Regimenter steckte. Auf diese und andre Weise verschaffte Colignon nebst seinen Helfern dem Könige in dem Laufe des Kriegs 60,000 Recruten.

Die Thätigkeit Friedrichs, der Dienstleister seiner Officiers, und die allezeit fertigen Gelder, bestegten also die Schwierigkeiten, die man in Wien und Petersburg für unüberwindlich hielt. In der Ueberzeugung, daß der Mangel an Menschen Friedrichs Thaten ein Ziel setzen würde, erschwerte man ihm auch die Auswechselung der Gefangenen an beiden Kaiserlichen Höfen, und endlich wurden sie ganz verweigert. Dennoch ging alles seinen Gang fort, und bey Eröffnung eines jeden Feldzugs befanden sich die Preussischen Armeen immer vollzählig. Da bey Mayen ganze

Regimenter verlohren gegangen waren, so wurden eben diese Regimenter aus den Reconvalescirten, den Selbstfranzionirten und den Angeworbenen wieder neu errichtet.

[1760] Der Operationsplan der mächtigen Verbündeten hatte zum Zweck, den König zu zwingen, entweder Sachsen oder Schlesien preiszugeben. Dieser Entwurf wurde erst nach vielen Berathschlagungen von den Höfen zu Wien und Petersburg genehmigt; denn jeder Theil dachte vorzüglich an seine Privatvortheile. Die Franzosen wünschten, daß die Russen Stettin belagern möchten, Soltikow wollte den Krieg in Pommern längs dem Seeufer führen, und bestand darauf erst Danzig wegzunehmen; die Oesterreicher hingegen dachten nur bloß auf die Eroberung Schlesiens. Endlich gewannen ihre Vorschläge die Oberhand, und Soltikow erhielt Befehl, mit der Russischen Hauptarmee in diese Provinz einzudringen und Breslau zu belagern. Diesen Plan hielt man in Petersburg für vortrefflich und unverbesserlich, so sehr auch die fehlenden Kriegsbedürfnisse bey den Russen eine solche Unternehmung unmöglich zu machen schienen. Den Kriegsverständigen mußte es natürlich ein Räthsel seyn, daß man eine große Stadt belagern wollte, wozu das Geschütz aus Böhmen, die Armee aber von der Weichsel herkommen sollte.

Schlesien war im Anfang dieses Jahres nur schwach besetzt. Der Preussische General Fouquet deckte diese Provinz mit 13,000 Mann. Er stand bey Landshut in einem verschanzten Lager, und hatte ausdrücklichen Befehl diesen Posten nicht zu verlassen. Landon griff ihn hier, da er sich eben durch Detachements geschwächt hatte, mit 50,000 Mann in fünf besondern Corps und an fünf Orten zugleich an. Nachdem er einige

Schanzen erstiegen hatte, ließ er den Preussischen Befehlshaber, wie bey einer Festung, förmlich auffordern, sich zu ergeben. Fouquet antwortete durch Kugeln, und zog sich unter beständigem Gefecht von Anhöhe zu Anhöhe, bis er endlich der Uebermacht unterliegen mußte. Er selbst wurde gefährlich am Kopfe verwundet, und stürzte zu Boden. Ein Oesterreichischer Reuter war eben im Begriff ihm vollends den Rest zu geben, allein die seltne Treue eines gemeinen Reitknechts rettete diesen Feldherrn. Er warf sich auf seinen Herrn, und sing mit seinem Leibe die demselben zugeachten Wunden auf. Sie waren nicht tödtlich; der Mann wurde wieder hergestellt, und seine Treue durch ein mangelfreyes bequemes Leben belohnt.

Fouquet wurde nun mit 6000 Mann fast sauter Infanterie zu Kriegsgefangenen gemacht. Sechshundert Preußen waren auf dem Wahlplatze geblieben und 1800 verwundet worden. Die Reuterey hatte sich durchgeschlagen, und auch ein kleiner Theil des Fußvolks war entkommen. Die Oesterreicher zählten an 3000 Todte und Verwundete. Laudon besetzte seinen Sieg durch die Plünderung von Landsbut. Diese Stadt, ein offener und durch den Leinwandshandel blühender Ort, wurde von den Oesterrichern wie eine mit Sturm eroberte Festung behandelt. Durch dieses barbarische Mittel wollte man die Tapferkeit der Soldaten belohnen, und sie zu künftigen Thaten aufmuntern.

Die wichtigste Folge des Treffens bey Landsbut war die Eroberung von Glas. Diese Festung, nächst Magdeburg die größte in den Preussischen Staaten, hatte nur eine Besatzung von 2400 Mann, größtentheils Ueberläufer und Ausländer; hiezu kam ein unwürdiger Commandant, ein Italiener, Namens D., der durch Zufall zu diesem Posten gekommen war, und, was das

Nebel erhöheten, die Entfernung des Königs. In dieser mislichen Lage war die Hauptfestung Schlesiens, als sie im July vom General Draskowig berennt, und von sechzehn Batterien beschossen wurde. Die Preußen verließen gleich einige Außenwerke. Die Croaten nahmen solche in Besitz, und durch diese schleunigen Vortheile aufgemuntert, stürmten sie auch die Hauptwerke. Die bunt zusammengesetzte Besatzung machte einen Aufbruch, ganze Compagnien warfen das Gewehr weg, und in vier Stunden war die Festung und alles dazu gehörige, ohne die geringste Capitulation, in den Händen der Oesterreicher. Das alte Fort wurde mit dem Schwerdt in der Faust eingenommen, und das neue ergab sich auf Discretion. Die Sieger fanden hier ungeheure Magazine, und erlangten durch diese Eroberung einen festen Fuß in Schlesien.

Während das dieses in Schlesien vorging, hatte Friedrich den Prinzen Heinrich mit einer Armee nach der Oder an den Pohlischen Gränzen geschickt, um die Russen zu beobachten; er selbst aber hatte den Feldzug in Sachsen mit der Belagerung von Dresden eröffnet. Dann, durch die kriegslüthigen Bewegungen und Märsche des Königs hintergangen, hatte sich von dieser Residenzstadt entfernt. Er glaubte, Friedrich, der durch die Lausitz zog, sey Willens nach Schlesien zu gehn; und nun wünschte er nichts so eifrig, als ihm darin zuvorzukommen. Er hatte jetzt wirklich zwei Märsche voraus; nach seiner Einbildung waren solche gewonnen, sie waren aber vielmehr verlohren; denn der König wandte sich auf einmal, ging wieder zurück, und nun ließ er sich vor Dresden nieder. Hier war die Bestürzung sowol der Einwohner als der Besatzung unaussprechlich. In wenig Stunden waren die Oesterreicher aus dem großen königlichen Garten und den Vorstädten von den Preußen vertrieben,

und vielleicht hätte ein kühngewagter Sturm in diesen kritischen Augenblicken das Schicksal von Dresden ganz kurz entschieden. Es ist wahrscheinlich, daß die mit einer stürmenden Eroberung verknüpften Gräuel, und zwar in einer Königstadt, den verneinenden Entschluß Friedrichs bestimmten. Er hoffte diesen so wichtigen Ort in der Geschwindigkeit durch Capitulation zu bekommen; allein die Annäherung der Oesterreicher, die sich auf der andern Seite der Elbe eine Gemeinschaft mit der Stadt eröffneten, und eine Menge Truppen hereinwarfen, veränderte die Scene. Es kam nun zu einer förmlichen Belagerung, die unter die merkwürdigsten Begebenheiten dieses außerordentlichen Krieges gehört.

Die Preußen singen den 14ten July an, die Stadt an beiden Seiten der Elbe zu beschießen. Noch am neunlichen Tage deckte die Besatzung das an dem Ufer des Flusses aufgethürmte Brennholz in Brand, damit die Preußen es nicht zur Ausfüllung des Stadtgrabens gebrauchen möchten. Das Feuer griff um sich, und legte viele benachbarte Häuser in die Asche. Das schwere Preussische Geschütz war noch nicht angekommen, daher bediente man sich zuerst nur der zwölfpfündigen Canonen, der Haubis-Granaden und der Feuerkugeln. Der häufig entstehende Brand wurde jedoch noch zur Zeit durch gute Anstalten gelöscht, wozu man vorzüglich die in der Stadt wohnenden Juden brauchte. In der Hoffnung, daß die Gefahr der Einäscherung einer königlichen Residenz, und zwar von einem Bundesgenossen, dessen Länder man beschützen wollte, auf die Oesterreicher wirken würde, wurden gleich anfangs die Schüsse mehr auf die Stadt, als auf die Wälle gerichtet. Der Commandant, General Maquire, durch höhere Befehle geleitet, ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen; er vertheidigte sich, unterstützt von der ganzen Oesterreichischen

Armee, die wenig Tage nachher ankam, und deren Cruppen, wie in einem unbelagerten Ort, in der Neustadt beständig aus- und einzogen, nachdem sie das schwache Corps der Preußen, das an dieser Seite der Elbe in einer sehr beträchtlichen Entfernung von der Königlichen Armee stand, mit Verlust vertrieben hatten. Dieser Vortheil der geöffneten Communication war so außerordentlich, daß alle Operationen der Besiegerer dadurch vereitelt werden mußten. Es rückten nun ganze Corps Oesterreicher in die Stadt, die Ausfälle thaten, während das die Besatzung ruhete. Friedrich, der das Innere der Städte Prag und Olmütz bey seinen Belagerungen verschont hatte, nahm nun ein andres System an. Er wollte versuchen, ob nicht die Gewißheit, Dresden in wenig Tagen in einen Schutthaufen verwandelt zu sehn, den Abzug der Oesterreicher veranlassen würde.

Die schwere Artillerie kam mittlerweile aus Magdeburg an, und nun wurden unaufhörlich Bomben in die Altstadt geworfen. Die Einwohner wehlagten erbarmlich, und wußten nicht, wo sie sich in der Angst hinwenden sollten. In den Häusern waren sie in Gefahr zerschmettert zu werden, zu verbrennen, oder zu ersticken, und auf den Straßen droheten die Kugeln ihnen auch den Tod. Vergleichene Unglücksfälle geschahen fast stündlich, so daß man sich nur nothgedrungen aus den Häusern wagte. Die Vorstadt vor dem Bitsdruffer Thore, die bey der vorigen Belagerung verschont geblieben war, wurde jetzt von den Preußen in Flammen gesetzt, um den Wällen desto näher zu seyn. Das Feuer wüthete nun entseßlich in und außer der Stadt; viele der vornehmsten Straßen brannten von einem Ende zum andern. Prachtige Palläste, die jedt Stadt Italiens würden geziert haben, wurden ein Haub

der Flammen. Alle Augenblicke stürzten Häuser von vielen Stockwerken ein, die Sitze der Industrie und des Wohlstandes; oft wurden die armen Einwohner unter dem Schutt begraben, oder sie flohen und ließen alles im Stich. Was dies Elend noch vermehrte, war das Verragen der Oesterreichischen Besatzung, deren Raubgier den unglücklichen Dresdnern mehr Schaden, als Bomben und Flammen that. Eine Menge Keller und unterirdische Gewölbe in dieser Residenz waren bombenfest. Hieher brachten viele hundert Familien alles, was sie nur kostbares hatten. Die Zugänge und Oeffnungen wurden sorgfältig versammelt, mit großen Schlössern versehen, oder vermauert; und nun gaben diese bedrängten Einwohner das übrige preis. Sie retteten sich auf die nahe liegenden Weinberge, oder in die benachbarten Städte. Umsonst war ihre Vorsicht, und vergebens ihre Erwartung, den Besizer ihres Eigenthums wiederzusehn. Ihre Bundesgenossen, die Oesterreicher, erbrachen diese bombenfesten vermauerten Keller, und raubten alles. Jede noch so künstlich verwahrte Oeffnung wußten sie auszuspähen. Viele dieser Bösewichter wurden hingerichtet; allein es half nichts. So schlecht war die Mannszucht, und so wild das Verragen in einer Stadt, die man beschützen wollte. Die Nachwelt selbst verlor bey dieser Zügellosigkeit. Einige wichtige vollendete Manuscripte des vortreflichen Satyrenschreibers Nabner, die auch in einem solchen Keller aufbewahrt wurden, fielen in die Hände der Croaten, die den Druck unbesorgt ließen. Nabner klagte bitter über diesen Verlust, und nie wollte er auf das Zureden seiner Freunde sich entschließen, die nemlichen Materien wieder zu bearbeiten. Er sagte: „er wolle den Narren die Freude nicht verderben, die ihnen die Belagerung von Dresden gemacht habe.“

Das Bombardement wurde indessen immer fortgesetzt. Eine Menge Bomben fielen auf die Kreuzkirche, eine der ältesten und schönsten Kirchen in Sachsen. Der festgebaute Thurm that langen Widerstand, endlich aber stürzte er ein, zerschmetterte das Dach der Kirche und die umliegenden Häuser. Die wüthenden Flammen vollendeten das Werk. Auf diesem Thurm standen einige Canonen, die man zufolge eines alten Gebräuchs an Feiertagen abfeuerte. Man war so unvorsichtig gewesen, sich derselben auch jetzt bei der Belagerung gegen die Feinde zu bedienen; daher die Preußen die Kirche wie eine Batterie betrachteten, die man zerstören müsse. Da keine Befehle zur Schonung der andern Kirchen gegeben wurden, so fuhr man mit diesem Geschäfte fort, da denn der gewölbte prächtige Thurm der Frauenkirche den Bombardirern oft zum Ziel diente; allein die Bomben prallten immer von der Kuppel ab, und verursachten bloß Risse.

Die persönliche Rettung war jedoch das Hauptaugenmerk. Die häufigen Nachrichten von ganzen Familien, die unter den Trümmern ihrer Wohnungen elendiglich umkamen, und die Hungersnoth, die sich einstellte, setzte alles in Bewegung. Da man nach eröffneter Communication in der Neustadt vor den Bomben gesichert war, so lagen die Menschen in den dortigen Häusern bis unter den Dächern aufeinander gehäuft; noch mehrere aber verließen die Stadt gänzlich. Die Landstraßen wimmelten von Menschen. Greise und Matronen, durch Alter und Schwachheit zu Boden gedrückt, krochen an ihren Stäben fort, oder lehnten sich auf den Arm ihrer Söhne und Töchter, die große Bündel trugen und selbst kaum fort konnten. Mütter, von ihrer Kindheit an mit allen Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, wanderten zu Fuße mit ihren Säuglingen an der

Brust, und seufzten zum Himmel. Erwachsene Kinder weinten, und kleine schrien. Viele dieser Flüchtlinge fanden eine Linderung ihres Unglücks im Gebet, und beteten laut. Einer tröstete den andern. Der Anblick der rauchenden Stadt aber, der nagende Hunger und der Prospect eines künftigen Elends machte jedoch diesen Trost sehr unwirksam. Da es an Pferden mangelte, schleppeten viele an Wohlstand und Ueberflus gewöhnliche Personen ihre geretteten Habseligkeiten selbst auf dem Rücken fort. Man sah wohlgebildete Frauenzimmer, die in dieser Residenz so häufig sind, von feinen Sitten und zarter Leibesbeschaffenheit, wie die Lastthiere bepächt. Die Schwächlichen und Kranken dieses Geschlechts wurden von ihren männlichen Freunden auf Schubkarren gefahren. Alle Begriffe des Schicklichen und Anständigen hörten in diesen schrecklichen Stunden auf, alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wurden geschwächt, oder aufgelöst.

Die Belagerten waren im Ueberflus mit Artillerie versehen, die auch wohl bedient wurde; allein sie konnten das Feuer der Preußen nicht zum Schweigen bringen, da diese ihre Bombenbatterien hinter Schutthaufen abgebrannter Häuser aufgeführt hatten. Den 17ten July, an einem einzigen Tage, wurden über 1400 Bomben und Kugeln in die Stadt geschleudert. Es brannte in allen Winkeln. An kein Löschen wurde mehr gedacht; auch war es nicht möglich, da die Belagerer das den Einwohnern so nöthige Röhrwasser abgeschnitten hatten. Ein Ausfall folgte dem andern. Manche fielen für die Belagerten gut aus, die immer von frischen Truppen unterstützt, mit ausgedehnter Gewalt angreifen konnten. Sie trieben die Preußen bisweilen aus den Laufgräben, verkagelten Canonen, und brachten Gefangene nach Dresden zurück.

Friedrich, durch diese Unfälle aufgebracht, änderte sie an dem Regiment von Bernburg, das sich in den Laufgräben nicht lange genug gewehrt, und der Uebermacht gewichen hatte. Die Strafe war in den Preussischen Kriegsannalen beyspiellos. Die gemeinen Soldaten mußten ihre Seitengewehre, und Unterofficiers sowol als die Officiers ihre schmalen Huthreffen ablegen. Weid's war sehr entbehrlich; der Soldat marschirte leichter, und der Officier vermiste kaum diese fehlende Zierde an seiner Uniform. Indessen war es als Abzeichen hinreichend, bey ehrgeizigen Kriegern die größte Wirkung zu erzeugen. Das Regiment, das von dem alten berühmten Fürsten Leopold von Dessau selbst gebildet, nicht selten Proben von Tapferkeit und guter Kriegsdisciplin gegeben hatte, wurde aufs tiefste gebeugt. Fast alle Officiers desselben, reiche und arme, überzeugte nach den Umständen ihre Pflicht gethan zu haben, verlangten ihren Abschied, der ihnen jedoch sämmtlich verweigert wurde. In Frankreich und andern Ländern verläßt der Officier den Dienst, wenn er will; bey den Preussischen Heeren hingegen, wo die obern und untern Befehls-haber keinen Kriegern der Welt an Ehrsucht nachstehn, und wo alles zu der Kriegsmaschine gehörige auf sie ankommt, war unter Friedrich's des Großen Regierung der Zwang Sitte, der sich so wenig mit dem Fantom von Ehre verträgt; ein Schattenbild, das jedoch bey unserer hohen Cultur mehr als Substanz gilt. Man ist zu sehr geneigt, sich jede Verfahrungsart eines großen Mannes als das Resultat tiefdurchdachter Staatsmaximen vorzustellen; indessen dürfte es wol erlaubt seyn, dieses mit Vernunft und Erfahrung freitrende Zwangssystem unter Friedrich's Launen zu setzen, die der Zufall erzeugte, und die hernach zu Grundsätzen wurden. Die Geschichte dieses Monarchen wimmelt von solchen Beyspi-

ten, die der Lobredner überseht, der Philosoph ungerne sammlet, und der Geschichtschreiber nicht zu brauchen weiß.

Ich kehre zur Belagerung von Dresden zurück, die jetzt bloß Ehre halber noch fortgesetzt wurde. Die Oesterreicher wünschten sehnlich solche bald geendigt zu sehn, und machten daher in Verbindung mit den Reichstruppen einen Versuch, die königliche Armee zu überfallen, die das Belagerungscorps deckte. Das Hauptquartier Friedrichs war in einem Dorfe in einiger Entfernung vom Lager; dies schien eine feindliche Unternehmung zu begünstigen. Man schmeichelte sich ihn gefangen zu nehmen, und überhaupt die Scenen von Hochkirch zu erneuern. Mit dem anbrechenden Tage sollte es geschehn. Dieser Entwurf aber mißlang, so rasch man auch dabey verfuhr. Die leichten Truppen der Oesterreicher drangen vor, die Preussischen Feldwachen zogen sich zurück, und der König hatte kaum Zeit sein Pferd zu besteigen, um das Dorf zu verlassen. Dies Dorf war die Gränze der anrückenden Krieger; denn mit einer Geschwindigkeit, die allen Glauben übersteigt, sahe man das Preussische Heer in Waffen. In Zeit von drey Minuten lag alles, Infanterie, Cavallerie und Artillerie in ihren Zeltern im tiefen Schlaf, über die ganze Linie war eine todte Stille verbreitet, und auf einmal stand alles in Schlachtordnung. Die Sonne war eben aufgegangen, und verkündigte einen schönen Sommertag, als das gräßliche Geschrey, „zur Gewehr!“, von vielen tausend Stimmen wiederholt, durchs ganze Lager tönte. *) Die Soldaten stürzten halb angezogen aus ihren

*) Auch hier redet der Verfasser als Augenzeuge.

Seltern, stellten sich in Reihen und Gliedern, und so rückte das ganze Treffen in geschlossener Linie dem Feind entgegen, der sich nun eifertig zurückzog, weil Daun eine förmliche Schlacht gar nicht wünschte.

Dieser Vorfall erzeugte eine Veränderung in der Stellung der königlichen Armee. Das Preussische Lager wurde von dem sogenannten großen Garten entfernt, und um nun die linke Flanke der neuen Stellung zu sichern, machte man aus dem Garten einen Berhack. Die hohen majestätischen Bäume, ehrwürdig durch ihr Alter, und unschätzbar wegen ihrer Seltenheit, die, in schönster Ordnung gestellt, die herrlichsten Alleen bildeten, wurden jetzt umgehauen, und überhaupt der ganze Garten, der durch Größe, Kunst und Pracht sich so sehr auszeichnete, eine Zierde Deutschlands, und eines mächtigen Monarchen würdig war, in wenig Stunden in die schenksüchteste Einöde verwandelt. Die marmornen Bildsäulen, die den Garten schmückten, hatten die Sachsen vor der Belagerung weggeräumt, und die Sammlung der königlichen Antiken, die seit der Alpen eine der vortrefflichsten, in eben diesem Garten vergraben, den man zerstörte. Die Preussen hatten hievon keine Spur, und diese Denkmäler der Kunst wurden für die Sachsen erhalten.

Die Belagerung wurde seit dieser veränderten Stellung nur schwach fortgesetzt. Alle Hoffnung zur Eroberung von Dresden war nun verschwunden. Zu den vielen andern Hindernissen kam noch der Verlust eines beträchtlichen Preussischen Transports von Munition und Getreide, womit acht aus Magdeburg kommende Schiffe beladen waren, die sämmtlich den Oesterreichern in die Hände fielen; auch gingen die Lebensmittel an, den Preussen zu fehlen, die Feinde waren Meister von der Elbe, und machten alle Zufuhr höchst unsicher.

Eben da Friedrich im Begriff war, die Belagerung aufzuheben, kam die Nachricht von der Einnahme von Glas an. Die Belagerten versündigten solche durch Freudenfeuer, und schossen rings um die Stadt mit Kugeln Victoria. Der thätige Laudon wollte nun die erlangten Vortheile aufs beste nutzen, und belagerte Breslau. Diese Neuigkeit beschleunigte den Aufbruch des Königs. Es war in einer sehr regnigten stürmischen Nacht, da die Preußen von Dresden abzogen. Durch einige Canonen mußte das Feuer in den Laufgräben unterhalten werden; es wurde immer schwächer, und endlich hörte es gar auf. Der König verließ nun sein Lager, und marschirte mit seiner Armee nach Meissen zu.

So endigte sich die Belagerung von Dresden, die den Preußen 1478 Tode und Verwundete gekostet hatte. Sechs Kirchen in dieser Residenz und 416 größtentheils hohe schöne Häuser, Palläste und öffentliche Gebäude, lagen in der Asche, und 115 waren beschädigt. Eine Menge Einwohner hatten ihr Leben verlohren, oder waren verstümmelt worden, und noch mehrere, deren Loos zuvor Wohlstand gewesen, waren nun bettelarm. Viele hundert Familien, die durch die Industrie zahlreicher Generationen emporgekommen waren, und die Früchte derselben als ihr Erbtheil in stiller Ruhe genossen hatten, verlohren nun unwiederbringlich ihr Alles. Blutsverwandte, durch die Bande der Zärtlichkeit und Liebe aneinander gefesselt, trennten sich jetzt. Die vom männlichen Geschlecht nahmen den Wanderstab in die Hand, verließen ihr unglückliches Vaterland, und suchten Brodt unter einem fremden Himmel. Mädchen, im Ueberfluß erzogen, und von vielen Händen bedient, entsagten nun allen ihren angenehmen Aussichten, und wurden selbst dienende Personen, um ihr Leben zu fristen. Die schreckliche Wirkung dieser unglücklichen Belagerung

zung ist jetzt, nach acht und zwanzig Jahren, noch sehr fühlbar. Das Land hat sich erholt, aber die nicht von dem Handel, sondern blos durch die Arbeitsamkeit der Einwohner sich habende Hauptstadt, ist zurückgeblieben. Man hat den Schutt aufgeräumt; man siehet Häuser und Palläste auf den Brandstätten; allein der hohe Wohlstand einer vormaligen Königsstadt, wo Künste und Pracht mit einander wetteiferten, wo ausgezeichnete Kunsttalente die höchste Aufmunterung fanden, wo feine Sitten in Verbindung mit Reichthum und großer Industrie herrschten, und wo man durch die ausgesuchtesten Ergötlichkeiten den größten Weltstädten das Muster gab; von diesem Dresden sind wenig Spuren mehr vorhanden.

Mit dieser unglücklichen Unternehmung auf Dresden schloß sich die Kette von Unglücksfällen, die seit zwölf Monaten ununterbrochen auf Friedrich losgestürmt hatten. So wie der Feldzug vom Jahre 1757 in der Kriegsgeschichte ohne Beispiel ist, eben so beispiellos ist es, von einem Monarchen in einem so kurzen Zeitraum so viel auf einander gehürntes Kriegsunglück zu erfahren, ohne ganz unterzuliegen. Die gegen die Russen verlorne Schlacht bey Züllichau im July 1759 führte den Reihn, und war gleichsam die Lösung des widrigen Schicksals; ihr folgten die schreckliche Niederlage bey Kunersdorf und der Verlust von Dresden. Fink wird mit seinem großen Corps bey Waren, Dierke mit seinem kleinen bey Meissen gefangen; sodann der tödtende Winterfeldzug mit seinen Seuchen; das unglückliche Treffen bey Landsbut, die Eroberung von Glas, und jetzt die mißlungene Belagerung von Dresden.

Nun ging der Marsch nach Schlesien, Breslau zu entsetzen, das von Laudon förmlich belagert wurde. Diese Begebenheit stellt ein erschauernswürdiges Schauspiel dar. Friedrich, der

mit dem Adlerblick des Genies seine Heerführer zu wählen wußte, wandte diese Sorgfalt sehr selten bey der Wahl von Commandanten in seinen Festungen an. Er überließ es gewöhnlich der Rangordnung, oder dem Zufall, ob ein O, oder ein Heiden *) darin das Commando führte. Diesmal war er von seinem guten Genius wohl bedient worden. Die Königliche Leibgarde hatte seit der Schlacht bey Kollin, wo sie größtentheils aufgerieben wurde, in Breslau ihr Kriegsquartier, und ihr Befehlshaber, der General Tauenzien, wurde durch diesen Umstand Commandant der Hauptstadt Schlesiens. Dieser General, in der Potsdamer Kriegsschule erzogen und grau geworden, verband mit den höchsten Begriffen von Ehre, großen Muth, Einsicht und militärische Talente. Alles dieses in einem hohen Grade vereinigt, war auch durchaus in einer Lage erforderlich, die vielleicht nie ihres Gleichen gehabt hat. Laudon stand mit 50,000 Oesterreichern vor der Stadt, und innerhalb der Mauern waren 19,000 Oesterreichische Kriegsgefangene, im Begriff zu revoltiren. Allen diesen Feinden von innen und außen hatte Tauenzien in einer großen

*) Friedrich kannte beide nicht, und war gleich erstaunt über das schändliche Betragen des erstern, als über das bewundernswürdige Verhalten des letztern, der bey seinem Garzison-Regiment nicht zum Dienst im Felde bestimmt, noch weniger durch seinen Rang zum Befehlshaber erhoben, mit ganz beschränkten Aussichten in Rücksicht auf militärischen Ruhm, in einer kleinen Stadt seine Tage verleben sollte, dessen seltener Muth aber zu wiederholten malen die großen Entwürfe des Russen zerstörte.

Stadt nur 3000 Mann entgegen zu stellen, und von dieser so schwachen Besatzung waren 2000 entweder Ueberläufer, oder gezwungene Soldaten, oder Invaliden. Nur auf die ungefähre 1000 Mann starke Garde des Königs konnte er sich verlassen, und auch diese bestand größtentheils aus Ausländern, wovon die mehresten den gemeinen Soldaten bey ihrem geringen Sold ungerne dienten, und bloß durch Grundsätze von Ehre und Disciplin bey ihren Fahnen gehalten wurden. Vorfälle dieser Art bezeichnen den militärischen Geist der Preußen, und unsers Zeitalters überhaupt, auf eine sehr auffallende Weise. Vorfälle, die aufs beste bewährt dem Philosophen ein Problem scheinen, und die der scharfsinnige Geschichtschreiber wegen des Unwahrscheinlichen kaum anzuführen wagt. Dieses Wunder, mit einer geringen Anzahl größtentheils unzufriedener und unbrauchbarer Soldaten, eine Armee in der Stadt im Zaum zu halten, und einer andern außerhalb den Mauern Widerstand zu thun, und alles dieses in einem großen nicht außerordentlich befestigten Ort, ein solches Wunder konnte nur die Macht der Preussischen Kriegsdisciplin bewirken; und wenn bey der spätesten Nachwelt militärische Tugenden von Geschichtschreibern gepriesen, und von Dichtern besungen werden, so wird Hochkirch und Breslau wegen des Triumphs der Disciplin bey ihnen ewig ein Gegenstand der Bewunderung seyn.

Laubon forderte den Commandanten auf, sich zu ergeben, und bediente sich der Gründe: „Breslau sey keine Festung; es wäre wider Kriegsgebrauch, selbige zu vertheidigen; der König sey jenseit der Elbe, und der Prinz Heinrich ohnweit der Warthe; die Russen würden in zwey Tagen mit 75,000 Mann erscheinen; er glaube, daß die Stadt lieber Oesterreicher als Russen einnehmen würde; er wolle der Besatzung die

„Bedingungen der Capitulation überlassen; wür:
 „de aber die Uebergabe verweigert, so solle die
 „Stadt aus fünf und vierzig Mörsern in Brand
 „gesteckt werden.“ Lauenzien antwortete kurz:
 „Breslau sey eine Festung, und er würde den
 „Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die
 „Häuser in Asche verwandelt werden sollten.“
 Hieraus fing das Bombardement an. Der Com:
 mandant nahm dabey seine Maasregeln so weis:
 lich und so nachdrücklich, gegen die Feinde sowol
 innerhalb als außerhalb der Stadt, daß alle
 feindliche Versuche fehl schlugen; und da Lau:
 dons Hauptquartier aus Feldschlangen mit for:
 cirten Ladungen erreicht werden konnte, so ließ
 er diesem Feldherrn keine Ruhe, und zwang ihn
 durch Kugeln, die in seine Wohnzimmer fielen,
 sich weiter zurückzuziehn. Da indessen Lauenzien
 des Entsatzes nicht gewiß, und von seiner Schwä:
 che überzeugt war, so versammelte er die Offi:
 ciers der königlichen Garde, stellte ihnen seinen
 Zustand und die Möglichkeit vor, daß die Stadt
 noch vor Ankunft des Königs von den Feinden
 mit dem Schwerdt in der Faust erobert werden
 könnte; in diesem Fall nun wollte er mit der
 Garde auf den Wällen einen Abschnitt machen,
 und sich sodann bis auf den letzten Blutstropfen
 wehren; damit, wie er sagte, die Welt nicht das
 sonderbare Schauspiel erlebte, die ganze Leib:
 wache Friedrichs kriegsgefangen zu sehen. Die
 Officiers, von kriegerischem Ehrgeiz und Vater:
 landsliebe beseelt, stimmten diesem edlen Vorsat:
 zen, und waren fest entschlossen, fechtend zu ster:
 ben. Glücklicherweise kam es nicht zu dieser ver:
 zweifelsten Scene; denn der Prinz Heinrich nahte
 sich mit starken Märschen, und nun hob Laudon
 die Belagerung auf. Sie hatte nur fünf Tage
 gewährt, allein in dieser kurzen Frist viel Scha:
 den angerichtet. Man hat als merkwürdig auf:
 gezeichnet, daß dabey das schönste Frauenzimmer

in der Stadt, und der schönste Soldat von der königlichen Leibwache getödtet, desgleichen der schönste Pallast eingekäschert worden; auch das Wohngebäude des Königs war im Feuer aufgegangen.

Heinrichs schleunige Ankunft rettete nicht allein Breslau, sondern ganz Schlessien; denn die Russische Hauptarmee befand sich auch schon im Herzen dieser Provinz, eine Meile von der Hauptstadt, und der Plan ihres Heerführers war, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Diese Absicht aber wurde durch die klugen Maasregeln des Prinzen Heinrich für jezo vereitelt, so daß Soltikow es nicht wagte, über die Oder zu gehn. Die Zeit war beiden Theilen überaus kostbar; denn auch Friedrich, der für Breslau besorgt war, näherte sich mit starken Schritten. Er hatte Hülsen mit einem ansehnlichen Corps in Sachsen zurückgelassen, und war im Angesicht der Oesterreichischen Hauptarmee über die Elbe, die Spree, die Queise und die Bober gegangen. Er war zwischen durch die Corps von Niedesfel und Lascy passirt; dabey er das Beckische Corps vor ihm, und die große Oesterreichische Armee im Rücken gehabt hatte. Obgleich er einen Zug von zweytausend Proviantwagen bey sich hatte, und die Brücken zerstört waren, so legte er doch in fünf Tagen zwanzig deutsche Meilen mit seiner Armee zurück, und erreichte ohne Verlust die Schlessische Gränze. Dann folgte ihm beständig nach, vermied alle Gelegenheit zum Treffen, und vereinigte sich endlich mit der Laudonschen Armee, um wo möglich den König von seinem Bruder Heinrich abgesondert zu halten. Nie hatte noch Schlessien so viele Heere auf seinem Boden gesehen: über 100,000 Oesterreicher, 75,000 Russen und 80,000 Preußen. Friedrich und Daun zogen neben einander her, und nur allein die Kahlbach, ein kleines Wasser, trennte beide Armeen.

Die Russen, die sich noch auf der andern Seite der Oder ohnweit Breslau befanden, waren gar nicht mit den behutsamen Bewegungen der Oesterreicher zufrieden. Sie glaubten, daß, da man den König nicht gehindert habe, über die Elbe, Spree und Bober zu gehn, es ihm auch jetzt nicht verwehrt werden würde, die Oder zu passiren, sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen, und sodann mit seiner ganzen Macht auf die Russen zu fallen. „Es kostet dem König nur einen seiner gewöhnlichen starken Marsche und Kunstgriffe,“ sagte der Feldmarschall Soltikow, „um dieses zu bewirken.“ Er erklärte dabei ausdrücklich, daß er, sobald man den König über die Oder gehn liesse, sich nach Pohlen zurückziehen würde.

Diese Drohung nöthigte Daun eine Schlacht zu wagen, um den König aufzuhalten. Den 1sten August sollte das Preussische Lager bey Liegnitz angegriffen werden. Die Lage desselben war nicht vortheilhaft, und der feindliche Entwurf vortreflich. Man wollte Friedrich mit Tagesanbruch an vier Orten zugleich anfallen, und wo möglich einen Pendant zu Hochkirch liefern. Der König erhielt zufällig erst am Abend vor der Ausführung von diesem Vorhaben Nachricht, und sogleich war sein Entwurf gemacht. Mit Anbruch der Nacht verließ er mit der Armee das Lager, dessen Wachtfeuer jedoch durch Bauern unterhalten wurden, zog sich auf die Anhöhen von Liegnitz, und stellte sich alsdann ganz in der Stille in Schlachtordnung. Es fing eben an zu dämmern, als sich Landon näherte, der mit seinem 30,000 Mann starken Corps den linken Flügel der Preußen im Lager angreifen sollte, von welchem er der vorigen Stellung nach sich noch entfernt zu seyn glaubte. Bald aber wurde er mit Erstaunen gewahr, daß er die ganze Armee des Königs vor sich hatte, dessen zweytes Treffen auf

ihn losließ. Das erste Treffen hatte Friedrich zur Beobachtung Daun's bestimmt, der seinem rechten Flügel gegenüber stand. Laudon, der sich auf die Unterstützung seines Oberfeldherren verließ, wich dem Kampf nicht aus, sondern bot den Preußen die Spitze, und überließ den Ausgang der Tapferkeit seiner Truppen und dem ihn so oft begleitenden Glück. Er ließ seine Cavallerie auf die Preussische einbrechen, die aber gleich zurückgeworfen wurde, und nun rückte die Preussische Infanterie vor, und schlug die Oesterreichische vollends aus dem Felde. Ihre Hoffnung auf Hilfe wurde vereitelt; denn Daun konnte wegen des Terrains nicht anders, als mit dem größten Nachtheil, das ihn erwartende erste Treffen der Preußen angreifen. Er machte einige Versuche vorzudringen, allein sie mißglückten. Laudon, der alles gethan, und sich persönlich der größten Gefahr ausgesetzt hatte, zog sich nun zurück, und überließ dem König das Schlachtfeld, zwey und achtzig Canonen und 6000 Gefangene; 2500 Oesterreicher waren todt oder verwundet. Bey Friedrich's Heer hingegen zählte man 1186 Todte und Verwundete.

Es war ein sehr schöner Sommertag. Die Sonne besahen den blutigen Wahplatz, die Leichen und Sterbenden; allein sie beleuchtete auch eine angenehme rührende Scene. Das Regiment von Bernburg, das, wie oben erzählt, bey Dresden ausgezeichnet herabgesetzt war, ging mit dem Vorsaß in die Schlacht, die verlohrene Ehre wieder zu erkämpfen, oder sich dem Kriegs-Dämon aufzuopfern. Dieser Entschluß, der ohne Unterschied des Ranges oder des Alters in jeder Brust Wurzel faßte, und dessen Reime die tiefgebeugten Officiers sorgfältig entwickelten, erzeugte eine bewunderungswürdige Tapferkeit, ganz des Preussischen Namens würdig. Dem König blieb sie nicht unbemerkt. Er ritt nach vollendeter Blutz

arbeit bey dem Regiment vordrey. Die Officiers schwiegen, in der stillen Hoffnung auf des Marschallens Gerechtigkeit; vier alte Soldaten aber fielen ihm im Zügel, umfaßten seine Knie, betrieben sich auf ihre gethane Pflicht, und sucheten um die verlohrene Gnade. Friedrich antwortete gerührt: „Ja Kinder, Ihr sollt sie wieder haben, „und alles soll vergessen seyn. „ Noch den nemlichen Tag erhielt das Regiment die entzogenen militärischen Waffen und Zierathen; und Friedrich machte selbst bey der Parole das tapfere Verhalten des Regiments, und die völlige Begnadigung desselben bey der ganzen Armee bekannt.

Diese Schlacht bey Liegnitz dauerte nur zwey Stunden. Um fünf Uhr des Morgens, da die feine Welt in allen Europäischen Ländern noch im tiefen Schlaf begraben liegt, und die arbeitenden Volksklassen sich erst von ihrem Nachtag erheben, war hier bereits ein förmliches Treffen geliefert, und ein wichtiger Sieg erfochten, der die Vereinigung der Russen und Oesterreicher hinderte, und alle ihre auf die Schlesienschen Festungen gemachten Entwürfe vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle von der ganzen Armee ein Freudenfeuer machen, und sodann setzte er sich gleich in Marsch. Der Zug ging den nemlichen Tag noch drey Meilen. Er konnte sich nun mit seinem Bruder Heinrich vereinigen. Die Russen zogen sich über die Oder zurück, und der Weg nach Breslau war den Preußen jetzt völlig offen. Nie war der König vergnügter. Das Kriegsglück, das ihn einige Zeit her so sehr verfolgt hatte, schien ihn jetzt wieder anzulächeln. Er hatte eine Schlacht gleichsam auf dem Marsch gewonnen, und zwar auf eben dem Felde, wo im Jahr 1241 zwischen den christlichen Nationen und den Tataren ein großes blutiges Treffen geliefert wurde. Ein wenig Tage darauf an den Marquis

d'Argens geschriebener Brief des Königs, zeigt seine damalige Gesinnungen:

„Ehedem, schrieb Friedrich, mein lieber
 „Marquis, würde das Treffen vom 1sten August
 „entschieden haben; jezo aber ist es nur eine
 „kleine Balgerey. Eine große Schlacht ist erfor-
 „derlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nach
 „aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorkommen,
 „und alsdann wollen wir uns freuen, wenn der
 „Ausgang für uns vortheilhaft ist. Ich danke
 „Ihnen indessen für den aufrichtigen Antheil,
 „den Sie an diesem Vorfall nehmen. Es waren
 „nicht wenig Künste vonnöthen, um die Dinge
 „bis zu diesem Punct zu führen. Sprechen Sie
 „doch nicht von Gefahren; das letzte Treffen
 „hat mir nur ein Kleid und ein Pferd gekostet.
 „Das heißt den Sieg wohlfeil erkaufte. Ich habe
 „den Brief nicht empfangen, den Sie anführen.
 „Unsre Correspondenz ist gleichsam bloquirt, denn
 „die Russen sehn auf der einen Seite der Oder,
 „und die Oesterreicher auf der andern. Es würde
 „ein kleines Gefecht erfordert, um dem Adjutanz-
 „ten Cocceji den Weg zu bahnen. Ich hoffe, daß
 „er Ihnen meinen Brief eingehändigt haben
 „wird. Nie in meinem Leben bin ich in einer so
 „critischen Lage gewesen, als in diesem Feldzuge.
 „Glauben Sie gewiß, daß noch eine Art von
 „Wunder erforderlich ist, um alle die Schwier-
 „igkeiten zu übersteigen, die ich vorhersehe.
 „Ich werde ohnfehlbar meine Pflicht thun; aber
 „erinnern Sie sich beständig, mein lieber Mar-
 „quis, daß ich nicht das Glück leiten kann, und
 „daß ich verbunden bin sehr viel auf den Zufall
 „bey meinen Entwürfen zu rechnen, da mir die
 „Mittel fehlen, sie selbstständig zu machen. Es
 „sind Hercules Arbeiten, die ich endigen soll, und
 „zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich ver-
 „lassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zu-
 „nimmt; und um die Wahrheit zu sagen, wo die

„Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen,
 „selbst anfängt mir zu fehlen. Sie sind nicht
 „genug von den Angelegenheiten unterrichtet,
 „um Sich eine deutliche Vorstellung von allen den
 „Gefahren zu machen, die den Staat bedrohn.
 „Ich kenne sie, und verhehle sie. Ich behalte
 „alle Besorgnisse für mich, und theile der Welt
 „nur die Hoffnungen, oder die wenigen angeneh-
 „men Neuigkeiten mit, die mir zu Gute kom-
 „men. Wenn der Streich, den ich im Sinn
 „habe, glückt, alsdann, mein lieber Marquis,
 „wird es Zeit seyn sich der Freude zu überlassen.
 „Ich führe hier das Leben eines kriegerischen Kar-
 „thäuser's. Meine Angelegenheiten beschäftigen
 „nicht wenig meinen Geist; die übrige Zeit wid-
 „me ich den schönen Wissenschaften, die mein
 „Trost sind, so wie sie es jenem großen Consul,
 „dem Vater seines Landes und der Beredsamkeit,
 „waren. Ich weiß nicht, ob ich diesen Krieg
 „überleben werde; geschieht es, so bin ich fest
 „entschlossen, meine übrigen Tage in der Entfer-
 „nung von Unruhen im Schooß der Philosophie
 „und der Freundschaft zuzubringen. Noch weiß
 „ich nicht, wo wir unser Winterquartier haben
 „werden. Mein Haus in Breslau ist durch das
 „letzte Bombardement in die Asche gelegt. Unsr
 „Feinde beneiden uns sogar das Licht des Tages,
 „und die Luft, die wir athmen; dennoch müssen
 „sie uns einen Ort übrig lassen, und wenn
 „er sicher ist, so werde ich mich freuen, Sie dort
 „zu sehn. Was wird aus dem Frieden zwis-
 „schen Frankreich und England werden? Sie
 „sehn, mein lieber Marquis, daß Ihre Lands-
 „leute blinder sind, als Sie glaubten; sie ver-
 „lieren Canada und Pondichery, um der Königin
 „von Ungarn und der Czarin von Rußland ge-
 „fällig zu seyn. Gebe doch der Himmel, daß
 „Prinz Ferdinand sie für ihren Eifer belohnen
 „möge. „ — — —

Der regierende Herzog von Württemberg, der nicht bloß als Reichsstand die bestimmte Reichshülfe an Soldaten lieferte, sondern persönlichen Antheil an diesem Kriege nahm, war mittlerweile mit 12,000 Mann seiner eignen Truppen nach Sachsen gekommen. Hier stieß er zur Reichsarmee. Hülsen, der bey Meissen stand, verließ diesen Posten bey Annäherung einer so großen Uebermacht, und bezog ein verschanztes Lager bey Strehlen. Hier wurde er den 18ten August von allen Seiten angegriffen; die Preußen aber behaupteten ihre Stellung, schlugen den Feind nach einem sehr lebhaften Gefechte zurück, und machten 1300 Gefangene. Nach diesem Treffen marschirte Hülsen nach Torgau, um seine Magazine zu decken. Hier verschanzte er sich, und behauptete sein Lager sechs Wochen lang.

In Sachsen also, so wie in Schlessien, sahe man die Preussischen Waffen triumphirend. In dessen waren die erlangten Vortheile nicht so entscheidend, daß die zahlreichen Feinde nicht härtlich Mittel finden sollten den Krieg fortzusetzen, und ihrem furchtbaren Gegner Schaden zu thun. Dann war zwar durch die meisterhaften Bewegungen des Königs genöthigt, sich nach der Schlacht bey Liegnitz in die Gebirge zu ziehn, um nicht von Böhmen abgeschnitten zu werden; Soltikow hatte alle Entwürfe zur Vereinigung mit den Oesterreichern aufgegeben, und wurde durch den General Goltz beobachtet, der mit einem Corps Preußen bey Slogau stand; allein die Russen in Pommern waren dagegen nicht müßig. Eine Russische Flotte war auf den Küsten dieser Provinz angekommen, und nun wurde Colberg von sieben und zwanzig Russischen und Schwedischen Kriegsschiffen, Fregatten und Bombardiers Gallioten zu Wasser, und von 15,000 Mann zu Lande förmlich belagert. Dieser Versuch aber gelang nicht besser, als der vorige. Heyden

wehrete sich abermals aufs tapferste, bis der General Werner aus Schlessien zum Entsatz herbey eilen konnte. Er hatte nur 6000 Mann bey sich, allein mit diesen marschirte er vierzig Meilen in zwölf Tagen, und so kam er den 18ten Septembris bey Colberg an, wo er die Russen mit dem Säbel in der Faust überfiel. Diese, durch die große Entfernung der Preussischen Armeen sicher gemacht, träumten nicht die Möglichkeit eines Entsatzes, daher war das geringe Corps des Werner vermögend, ein solches Schrecken unter ihnen zu verbreiten, daß sie nicht allein sofort die Belagerung aufhoben, sondern auch mit der größten Uebereifung davon flohen. Sie gaben dabey ihre Canonen, Munition, Selter, Fourage, Bagage, und selbst ihren nothdürftigen Proviant preis, um sich vor den anrückenden Preußen in Sicherheit zu setzen. Ein Theil rettete sich auf die Schiffe, die andern entflohen zu Lande. Einige Tage hernach verschwand auch die Flotte. Man schlug eine Denkmünze auf diese außerordentliche Begebenheit, bezeichnet mit den Worten Dvids: *Res similis fictae*, und Kamler besung diese Befreyung seiner Vaterstadt in einer vorzrefflichen Ode.

Werner, der eine so schöne Unternehmung angeführt, und keine Russen mehr zu besiegen hatte, wandte sich nun gegen die Schweden. Er überfiel sie in der Vorstadt von Pasewalk, nahm ihnen sieben Canonen weg, und machte 600 Gefangene.

Der Sommer war zu Ende. Die unfreundliche Jahreszeit näherte sich, und sowol Oesterreicher als Russen fingen an auf ihre Winterquartiere zu denken. Indessen war die Idee, mit so zahlreichen und sehr überlegenen Heeren den ganzen Feldzug nichts ausgeführt zu haben, nicht wenig demüthigend für Friedrichs Feinde, und

erzeugte einen Entwurf auf Berlin. Zwanzig tausend Russen unter Czernichef, und vierzehn tausend Oesterreicher unter Lasch traten daher ihren Marsch nach Brandenburg an, den Solotikow mit seiner ganzen Macht in der Entfernung deckte. Der Russische General, Graf Dortleben, ein Deutscher, der lange in Berlin gelebt hatte, führte den Vortrab des Russischen Corps, und eilte dermaassen, daß er den 3ten October, sechs Tage nach dem Abmarsch von Beuthen in Schlesien, mit 3000 Mann vor den Thoren von Berlin stand.

Diese ungeheure Königsstadt ohne Wälle und Mauern, war nur mit 1200 Mann Garnisonstruppen besetzt, und folglich ganz außer Stande sich zu vertheidigen. Der Commandant, General Rochow, eben derjenige, der zwey Jahr zuvor einen Besuch von den Oesterreichern gehabt hatte, wurde jedoch von Männern, die Ehrfurcht verdienten, zur Gegenwehr aufgemuntert. Dies war der Rath des alten Feldmarschalls Lehwald, und des verwundereten großen Generals Seidlitz, die sich beide damals nebst dem General Knoblauch in Berlin befanden, und aus Patriotismus sich herabließen, kleine Schanzen an den Stadtmauern in Person zu vertheidigen. Auf die abgeschlagene Aufforderung erfolgte noch den nemlichen Tag der Ankunft ein Bombardement mit Feuerkugeln und Haubitzen Granaten, und in der Nacht wurden zwey Thore heftig bestürmt. Die Flammen brachen an verschiedenen Orten aus; sie wurden aber bald gelöscht, und die Stürmenden muthig zurückgeschlagen. Das edle Beispiel mit Ruhm gekrönter Feldherrn, die hier ihres Ranges und Alters uneingedenk Subaltern Dienste thaten, stählte den Muth eines jeden Streiter's, und ersetzte die fehlende Anzahl der Soldaten. Die Russen gaben den Sturm auf. Den folgenden Tag kam der Prinz Eugen von

Württemberg mit 5000 Mann der Stadt zu Hülfe. Er war neun Meilen in einem Tage marschirt, und kaum hatten sich seine Truppen ein wenig erholt, so griff er Tottleben an, und trieb ihn bis Köpenick zurück. Nun aber zeigte sich das Corps des Czernichef. Dieser Feldherr war jedoch im Begriff sich ohne Kampf auch zurückzuziehen, allein die Beredsamkeit des Französischen Abgeordneten, Mont Alembert, verhinderte es. Tottleben wurde ansehnlich verstärkt, und nun rückte er abermals vor, da denn die Preußen sich wegen Uebermacht zurückziehen mußten. Mittlerweile aber traf auch Hülsen mit seinem Corps aus Sachsen in Berlin ein. Nun war man stark genug sich vor den Thoren der Königsstadt zu behaupten, und wäre dieses nur einige Tage lang geschehn, so war Berlin gerettet; denn Friedrich selbst war schon in vollem Anzuge aus Schlessien, und der Rückmarsch der beiden großen Corps, sowohl der Oesterreicher als der Russen, war bereits in einem Kriegsraath förmlich beschlossen, noch ehe man die Stadt im Besitz hatte. Die Preussischen Befehlshaber glaubten aber zu viel zu wagen, da sie erfuhren, daß die Hauptarmee der Russen schon in der Gegend von Frankfurt an der Oder angekommen, und der General Panin mit sieben Regimentern bereits unterwegs war, um zu Czernichef zu stoßen. Beide angekommene Preussische Corps marschirten daher nach Spandau, und überließen Berlin seinem Schicksal.

Dies Schicksal war minder schrecklich, als man erwarten konnte. Die Stadt capitulirte nun ohne Verzug, und ergab sich an Tottleben, der hier eine Menge alter Freunde fand, sich der angenehmen hier verlebten Tage erinnerte, und daher diese Königsstadt mit einer Gelindigkeit behandelte, die mit den gewöhnlichen Grausamkeiten der Russen sehr contrastirte. Es hing von ihm ab, dem König von Preußen unerseßlichen Scha-

(N)

den zuzufügen. Berlin, dies neuere Palmyra, wo prächtvolle Werke der Baukunst in zahlloser Menge sich mitten aus einem Sandmeer erheben, und unabsehbare Straßen anfüllen, war die größte Manufactur-Stadt in Deutschland, und der Mittelpunkt aller Preussischen Kriegsbedürfnisse. Hier befand sich ein ungeheurer Vorrath von Kriegsgeräthe aller Art, und viele tausend Menschen waren unaufhörlich in ihren Werkstätten beschäftigt, diesen Vorrath zu vermehren, oder den Abgang zu ersetzen. Nie blühte der Handel in Berlin so sehr als damals. Man fand hier Kaufleute, die in Ansehung ihrer Reichthümer, ihres ausgebreiteten Credits, und der Größe ihrer Unternehmungen, den vornehmsten Handelshäusern unsers Welttheils nichts nachgaben. Der Kaufmann Demke lieferte seinem Contract gemäß innerhalb Jahresfrist 400,000 Mark seines Silber ins Münzamt. Der Kaufmann Goshkowsky contrahirte mit seinem König wegen einer Proviantlieferung, die 7,500,000 Reichsthaler betrug, und bald darauf schoss er der Stadt Leipzig zwey Millionen Thaler Contribution vor. Die Splitzer Herrsche Handlung, die neben ihren andern großen Handelszweigen auch Gewehr-Fabriken besaß, erhielt in diesem Kriege an einem Tage für gelieferte Gewehre und Rüstungen aus dem königlichen Schatz vier Millionen Thaler. Kein Privatmann unsers Welttheils besaß eine größere Manufactur, als der Kaufmann Wuegelin. Die jüdischen Kaufleute Ephraim und Jhig hatten die Münze gepachtet, und wußten diesen großen Staatshebel so wohl zu nutzen, daß sie den Wechsel-Cours der größten Handelsstädte nach Gefallen commandirten, und die reichsten Israelliten in Europa wurden.

So war der Flor Berlins beschaffen, als Lortleben es einnahm. Er behauptete seinen Posten als Befehlshaber, da Lascy ankam, und

mit großem Unwillen das gelinde Verfahren der Russen sah. Tottleben war genöthigt allerhand Rollen zu spielen. Oeffentlich die größten Drohungen und Flüche, heimlich aber die Aeußerung guter Gefinnungen, die die That bestätigte. Die Forderungen der Feinde Friedrichs, die hier in seiner Residenz ihren zerstörenden Entwürfen kein Ziel setzten, waren barbarisch. Unter andern wollte man das Zeughaus, eins der prächtigsten Gebäude in der Welt, ein Meisterstück der neuern Baukunst, in die Luft sprengen. Die Folgen dieser grausamen Zerstörung wären schrecklich gewesen. Es war hier nemlich die Rede von einer gewaltsam aneinander gesprengten ungeheuren Masse von Quadersteinen, im Mittelpunct der volkreichsten Straßen, mitten unter den schönsten Pallästen Deutschlands, und nahe am königlichen Schlosse. Tottleben mußte nachgeben, und ein Commando Russen von funfzig Mann ging ab, um das dazu erforderliche Pulver aus einer ohnweit Berlin gelegenen Pulvermühle abzuholen. Diese Russen, mit der Natur des gegenwärtigen Dienstes unbekannt, näherten sich dem Pulvermagazin ohne alle Behutsamkeit; es fing bald Feuer, und nun flogen die Russen sämmtlich in die Luft. Dieser Zufall rettete das Arsenal, da man jetzt kein Pulver überflüssig hatte.

Die Berliner Zeitungsschreiber hatten von den verübten Gräueln der Russen eben nicht mit Blimpf gesprochen. Dieses wollte man jeso bestrafen, und zwar war ihnen das Spiekruthenlaufen zugeodcht. Einige Standespersonen aber schlugen sich ins Mittel, und die Strafe unterblieb.

Bermöge der Capitulation wurde die geringe Besatzung der Residenz zu Kriegsgefangenen gemacht. Dieses Schicksal traf auch das halbe Corps der königlichen Cadets. Die ältesten und größten dieses Corps, lauter heranwachsende

Jünglinge, hatte man entfernt, und nur bloß Kinder von neun, zehn und elf Jahren zurückgelassen. Ihre große Jugend sollte ihr Schutz seyn, daher man ihrer auch in der Capitulation nicht einmal gedachte, die sich nur auf die wirkliche Besatzung bezog. Dem ohnerachtet wurden diese Kinder mit fortgeschleppt; sie mußten marschiren, unter freyem Himmel liegen, und bekamen nicht einmal Brodt. Sie weinten und sehten, daß man sie nicht Hungers sterben lassen möchte. Endlich gab man ihnen einen Hammel. Die allmächtige Noth war auch hier Lehrerin. In einem Alter, wo man sich noch um nichts Bekümmert, und kaum die Namen von Speisen weiß, mußten diese, nicht Jünglinge, nicht heranwachsende Knaben, sondern Kinder, das Thier schlachten und zubereiten. Man sorgte gar nicht für sie, und das Brodt wurde ihnen wie ein Almosen zugetheilt. Die Strapazen überflogen bey weitem ihre Kräfte, und viele büßten darüber ihr Leben ein.

Berlin erlegte 1500,000 Reichsthaler Contribution, und 200,000 Reichsthaler als ein Geschenk für die Russischen und Oesterreichischen Truppen. Es war ausbedungen, daß dafür kein Soldat in die Stadt einquartiert werden sollte. Lasen kehrte sich jedoch hieran nicht, sondern nahm mit einigen Regimentern seines Corps, ganz gegen den Willen der Russen, mit Gewalt Quartier in der Stadt, und nun geschah die größten Ausschweifungen. Nicht zufrieden mit Essen und Trinken, erpreßten sie von den Einwohnern Gold, Kleinodien, Kleidungsstücke, kurz alles, was nur mit Händen fortgeschleppt werden konnte. Berlin wurde auf einmal der Dummielplatz von Cosaken, Croaten und Husaren, die bey hellem Tage in den Straßen und Häusern, wo sie nur hinkamen, raubten, die Menschen prügelten und verwundeten. Wer sich des

Abends auf die Gasse wagte, wurde nackt ausgezogen. Zweihundert und zwey und achtzig Häuser wurden erbrochen und ausgeleert. Die Deiterreicher übertrafen in diesem Geschäft die Russen weit; sie wollten von keinen Capitulationsbedingungen hören, sondern folgten nur ihrem Nationalhaß, und ihrer Raubsucht. Sie drangen wie Rasende in die königlichen Ställe, die nach der Capitulation nicht berührt werden sollten, und auch durch vier und zwanzig Mann Russen beschützt waren. Die Pferde wurden herausgerissen, die Kutschen des Königs, erst aller Zierrathen beraubt, und dann in Stücke geschlagen. Dabey wurde die Wohnung des königlichen Stallmeisters Schwerin geplündert. Selbst Hospitäler, die Zufluchtsörter kranker und dürftiger Menschen, die wilde Barbaren verschont haben würden, hatten kein besseres Schicksal. Raub war die Losung. Nicht einmal die Kirchen blieben verschont. In der sogenannten Jerusalem Kirche wurde die Sacrificy erbrochen. Man raubte die Kirchengeräthe und Armenkasten. Selbst einige Gräber wurden geöffnet, um den verkauften Leichnamen ihre Todtenhüllen zu rauben.

Diese Raubsucht und Wildheit war einer epidemischen Seuche ähnlich. Die Sächsischen Soldaten, die an gesittetem Wesen von keinen Kriegern in Europa übertroffen werden, und überdem in der Disciplin fast den Preußen gleichkommen, verkenneten hier ganz ihren Nationalcharacter. Ihr Quartier war in Charlottenburg, eine Meile von Berlin, einem wegen eines prächtigen königlichen Lustschlosses berühmten Dorfe. Ueineigedenk, daß der König von Preußen wahrscheinlich bald wieder nach Sachsen kommen würde, und folglich schwere Rache ausüben könnte, fielen sie wüthend ins Schloß ein, und

zerstörten alles, was ihr Auge sah. Die kostbaren Mobilien wurden zertrümmert, die Spiegel und Porcellangefäße in kleine Stücke zerschlagen, die Tapeten in Fetzen zerrissen, die Gemäldewände und Thüren mit Beilen zerhauen. Viele Sachen von Werth entgingen der Zerstörung, aber nicht dem Raube; denn die Officiere brachten sie für sich als Beute in Sicherheit. Auch die königliche Capelle im Schlosse wurde ausgeplündert und die Orgel zerbrochen. Was aber dieses barbarische Betragen krönte, und den König am empfindlichsten kränkte, war die Zerstörung am sehnlichsten, zum Theil unschätzbare Kunstwerke, von Griechischen Händen gearbeitet, und in Rom gesammelt. Friedrich hatte diese herrliche Antiken aus dem Kunstcabinet des Cardinals Polignac gekauft; und nun wurden sie, nicht ein Raub der Zeit, nicht ein Opfer wilder Kunstverachtender Horden. Nein! gesittete Krieger eines Volks, wo die Künste blühen, zerstörten sie vorzüglich. Die Köpfe, Arme und Beine der Bildsäulen wurden nicht bloß zerschlagen, sondern zermalmet, um die künsteige Zusammensetzung unmöglich zu machen. Die hier befindlichen Desterreicher und Russen blieben bey diesem Geschäfte nicht zurück, das selbst die Befehlshaber, wo nicht durch Beyfall aufmunterten, doch gleichgültig zusahen. Die Einwohner von Charlottenburg glaubten durch eine Contribution von 15,000 Reichsthaler Sicherheit erkaufte zu haben. Sie fanden sich aber betrogen. Alle Häuser werden konnte, in Stücken zerschlagen. Männer wurden bis aufs Blut gepeitscht, mit Säbeln verwundet, und sowol Weiber als Mädchen gezwungen. Zwey von den so muthwillig verwundeten Männern starben vor den Augen ihrer Henker.

Schönhausen, das Lustschloß der Königin, hatte ein ähnliches Schicksal. Acht Russische Husaren kamen dahin, und forderten unter fürchterlichen Drohungen das königliche Silberzeug. Vergebens sagte man ihnen, daß es weggeschafft wäre; sie durchsuchten das Schloß, und da sie nichts fanden, wurde der Schloßwärter und seine Frau nackt ausgezogen, mit Ruten gestrichen, und mit glühenden Eisen gezwickt. Einige Tage nachher langten noch mehrere Schaaren an, und nun wurde das Schloß eben so wie in Charlottenburg behandelt; alles in Stücken gebrochen und vernichtet. Ein königlicher Diener wurde auf glühende Kohlen gelegt, und ein anderer mit Säbeln zu Tode gehauen; das weibliche Geschlecht aber mußte ihren vizihischen Lüsten dienen.

Die Oesterreicher sowol als Russen träumten nun von Winterquartieren in Brandenburg, und betrachteten den Krieg beynabe wie beendet. Von beiden Nationen waren große Armeen im Mittelpunct von Friedrichs Staaten, und von hieraus wurden alle Provinzen überschwemmt. Die Schweden rückten vor; die Reichstruppen waren in Sachsen, und im Besitz der Elbe; Laudon in Schlesien, und Daun mit einer großen Hebermacht dem König beständig zur Seite.

Dieser eingebildete Triumph aber währte nur wenig Tage. Friedrich rauschte wie eine Fluth aus Schlesien her, und nun veränderten sich auf einmal alle Scenen. Das Wort: „der König kommt!“ war wie ein electrischer Schlag, der durch alle feindliche Armeen fuhr, und alles aufschleunigste in Bewegung setzte. Die Russische Hauptarmee selbst ging geschwind über die Oder. Die Oesterreicher sowol als die Russen verließen Berlin. Czernichef und Tottleben zogen sich mit so sehr forcirten Märschen zurück, daß sie in zwey Tagen schon zwölf Meilen von dieser Hauptstadt

entfernt waren; und Lasch eilte nach Sachsen, um zur Daunischen Armee zu stoßen.

Indessen war dieser Rückzug, der ihre Hoffnungen vereitelte, mit allen nur ersinnlichen Grausamkeiten verbunden. Verwüstung war vorher mehr tolerirt als verordnet, jetzt ward es System. Die Städte Cöpenick, Fürstenwalde, Bessow, Landsberg, Oranienburg, Lübenwalde, das Markgräfliche Lustschloß Friedrichsfelde, und überhaupt alle Brandenburgische Städte, wo diese Unmenschen hinkamen, wurden ausgeplündert oder verheert. Von den Thoren von Berlin bis an die Gränzen von Pohlen, Schlesien und Sachsen, war das platte Land einer völligen Wüste ähnlich. Kein Stück Vieh war den armen Einwohnern geblieben; kein Hausgeräthe, kein Bett, kein Nahrungsmittel. Das Korn, das die Feinde nicht mitnehmen konnten, wurde in den Koth geworfen, oder den Winden übergeben.

Die Stadt Frankfurt, die schon so oft von den Russen heimgesucht worden war, blieb auch jetzt von ihnen nicht verschont. Man wollte die Stadt in Flammen setzen, und schon hatte man auf dem Marktplatz ein großes Feuer angezündet. Ein Bürgermeister wurde gepeitscht, die andern Magistratspersonen mit ähnlichen Grausamkeiten bedrohet, und die Einwohner überhaupt wie die Hunde behandelt. Durch diese Mittel erlangten die Russen ihren Zweck. Alles, was die Stadt nur zusammenzubringen vermochte, wurde dem barbarischen Feinde überliefert. Die Lage des Orts verursachte, daß die Einwohner außer ihrem eignen Elend unaufhörlich auch die Verwüstung ihres Vaterlandes vor Augen hatten. Mehr als 100,000 Stück Hornvieh und Pferde, nebst einer unsäglichen Beute, wurden hier durchgeschleppt. Das ganze umliegende Land erscholl von Raub, Mord und Nothzucht. Man setzte muthwillig Dörfer in Brand; Bauern, Bürger

und Edelleute wurden grausam gequält, und ihre Weiber und Töchter ohne Rücksicht auf Alter und Stand, vor den Augen ihrer Männer und Eltern geschändet. Es war bey dieser Gelegenheit gleichsam ein Beerskreit unter den Feinden Friedrichs, welche Nation es der andern an Barbaren zuworthun könnte; denn die Oesterreicher unter Lafen begingen ebenfalls die zügellosesten Ausschweifungen; sie verschonten bey ihrem Rückzuge auch die Gräber nicht. In Wilmersdorf, einem der Schwerinischen Familie gehörigen Dorfe, wurde das Grabmal des Guts Herrn erbrochen, alle Leichname, darunter einige schon seit vielen Jahren den Wärmern zur Speise dienten, wurden aus ihren Särgen gerissen, nackend ausgezogen und auf das Feld geworfen. Solche Gräuelt, die selbst unter wenig civilisirten Nationen sehr selten, und selbst den Protesten fremde sind, gehören für den Griffel der Geschichte, und müssen als Theile der Characteristik dieses Kriegs der Nachwelt überliefert werden.

Von allen königlichen Lustschlössern blieb Sans souci, so wie das Schloß in Potsdam, allein unverwüstet. Hier commandirte der Oesterreichische General Esterhazy, der bey dieser Expedition noch allein Oesterreichs Ehre rettete, sich durch eine preiswürdige Mannsucht auszeichnete, die hier gesammelten Schätze der Kunst, des Geschmacks und der Pracht besah, bewunderte, allein auch beschützte, so daß nicht das geringste berührt wurde.

Der König hatte mit seiner Armee eben die Sächsische Gränze erreicht, als er von allem unterrichtet wurde. Kein Verlust war ihm schmerzhafter als die Verheerung in Charlottenburg. Bey dieser Gelegenheit siegte der gereizte Mensch über den Philosophen. In dem ganzen Lauf des Kriegs war von den Preußen kein königlicher Pallast in Sachsen berührt, im Gegentheil sorg-

fältig von Soldaten geschlozt worden. Nun aber befahl Friedrich das Jagdloß Hubertsburg zu plündern. Das Freycorps von Quintus Julius erhielt diesen Auftrag. In wenig Stunden war dies Geschäft geendigt, und zwar mit solchem Eifer, daß bloß die nackten Mauern übrig blieben. Der Sächsische Hof war nicht sowohl über diese Raube, als über die unbedachte Veranlassung derselben unwillig. Die Befehlshaber entschuldigten sich mit der Wuth ihrer Soldaten, die man nicht hätte händigen können.

Bei der Ankunft Friedrichs in Sachsen hatte sich die Reichsarmee bey Leipzig gelagert. Diese reiche Stadt, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens so sehr wie wenige in Deutschland versehen, war beständig ein Gegenstand der Aufmerksamkeit großer und kleiner Heere. Freunde und Feinde hielten unaufhörlich um ihren Besiz. Die Befestigung der Stadt war höchstens hinreichend leichte Truppen abzuhalten, und nur durch eine Armee außerhalb ihren Thoren konnte sie behauptet werden. Anstatt der Festungswerke aber hatte sie Reichthümer, und diese erzeugten mannigfaltige Unternehmungen; so daß keine Stadt in diesem Kriege öfterer ihre Herren wechselte. Diesmal dachten die Reichsvölker ernsthaft hier ihre Winterquartiere zu machen, und die Einwohner, der großen Preussischen Ausschreibungen müde, die unter allerhand Benennungen vervielfältigt wurden, wünschten selbst sehnlich diesen Wechsel. Allein Friedrich schloß diese Goldgrube nie aus seinem Plan aus. Kaum war er in Sachsen angelangt, so schickte er den General Hülsen nach Leipzig. Die Reichstruppen entfernten sich schleunig, und die Stadt wurde ohne Schwertstreich wieder in Besiz genommen.

Danns Absicht war jedoch Sachsen durchaus zu behaupten. Dresden, die größte und festeste Stadt des Landes, so wie der größte Theil des

Schurfürstenthums, war in seinen Händen, und fast die ganze Macht Oesterreichs jetzt in dieser so wichtigen Provinz versammelt; überdem war der Winter schon eingebrochen, und der Feldzug schien zu Ende zu seyn. Der König von Preußen aber war eben so fest entschlossen, Sachsen nicht fahren zu lassen. Eine große Schlacht mußte diese Streitfrage entscheiden, und hiezu war Friedrich völlig bereit. Dann hingegen wollte ohngeachtet seiner großen Uebermacht nichts wagen. Er glaubte bloß vertheidigungsweise seinen Wunsch zu erreichen, und bezog daher das feste Lager bey Torgau, wo im vorigen Jahr der Prinz Heinrich gestanden, und wo Dann nie hatte wagen wollen ihn anzugreifen. Da der König alle Hoffnung verlohr, seinen Gegner freiwillig zu einer Schlacht zu vermögen, so faßte er den kühnen Entschluß, ohngeachtet aller Hindernisse, das Lager der Oesterreicher zu stürmen. Er ließ sogar den 2ten November des Abends öffentlich diesen Vorfaß bey der Armee bekanntmachen, und alle Maasregeln zur Schlacht wurden für den folgenden Tag genommen.

Der 3te November war dieser in den Jahrsbüchern der Kriege höchstdenkwürdige Tag, wo Menschenblut wie Wasser floss, wo der gänzliche Untergang beider so oft triumphirter Heere auf Spiel stand, wo der Sieg wandelbar war, und endlich mitten in der Dunkelheit der Nacht von den Preußen errungen wurde.

Der König marschirte in drey Colonnen durch den Torgauer Wald. Sein Schlachtplan war von der erhabensten Art. Die Oesterreichische Armee sollte nicht bloß besiegt, sondern ganz vernichtet werden. Von dem Rückzug über die Elbe abgeschnitten, sollte den Ueberwundenen und Flüchtlingen bloß die Wahl bleiben, durchs Schwert zu fallen, sich in den Fluß zu stürzen, oder die Waffen zu strecken. Beide Flügel des

Oesterreicher, oder vielmehr die äußersten Kräfte mungen der halben Mondlinie, die Daun's Heer bildete, sollten zu gleicher Zeit angegriffen, und auf ihren Mittelpunct geworfen werden. Der General Zieten wurde zu diesem Ende mit der Hälfte der Preussischen Armee abgeschickt, um die ohnweit Torgau liegenden Anhöhen von Sipyth zu besetzen. Schlug der König den Feind mit der andern Hälfte, so war die Oesterreichische Hauptarmee ohne Rettung vertohren, Theresens Kriegsmacht für den ganzen Krieg vernichtet, und der Name Torgau wäre so wie Cannas bey Dichtern und Geschichtschreibern unsterblich geworden.

Zur Erlangung dieses großen Ziels aber waren noch außerordentliche Hindernisse zu übersteigen. Daun stand mit dem Kern der Oesterreichischen Heere in einer höchstvortheilhaften Stellung; sein linker Flügel stieß an die Elbe, der rechte war durch Anhöhen gedeckt, mit großen Batterien versehen, und vor der Fronte hatte er Waldungen und Moräste. Friedrich marschirte durch den Wald, wo er auf das Oesterreichische Dragoner-Regiment St. Ignon stieß, das einzeln marschirte, und ganz unvermuthet zwischen die Colonnen des Königs kam. Die Ausgänge des Waldes wurden sogleich von der Preussischen Infanterie besetzt, während daß die Cavallerie das ganze feindliche Regiment von allen Seiten umzingelte. Den Zieten'schen Husaren fiel vorzüglich dies Geschäft zu, das sie mit großem Muth ausführten. Alle Dragoner, die nicht unter ihren Streichen fielen, wurden nebst ihrem General gefangen genommen. Der König setzte inzwischen seinen Marsch fort; er zog sich um den feindlichen rechten Flügel herum, und obwol seine Colonnen noch zurück waren, so griff er doch das Oesterreichische Heer ohne Zeitverlust mit der aus zehn Grenadier-Bataillons bestehenden Avantgarde an. Ein Canonenfeuer, das man

in der Entfernung hörte, veranlaßte den König zu glauben, daß Zieten schon mit dem Feinde im Handgemein sey, und rechtfertigte diesen raschen Entschluß. Nie waren ihm die Augenblicke kostbarer. Es war zwey Uhr Nachmittag; nur noch wenige Stunden bis zur Dunkelheit übrig, und diese Stunden sollten Friedrichs Schicksal, ja vielleicht das Schicksal der Preussischen Monarchie entscheiden.

Dann empfing die Preussen mit einem Canonfeuer, das noch nie auf dem Element der Erde, seit Erfindung des Pulvers, erlebt worden war. Zwen hundert Canonen standen hier gleichsam auf Einem Punct gerichtet, und ihre Feuerschlünde sprühten obnauffhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen *). Die ältere

*) Wenn man diese Beschreibung etwas zu lebhaft finden sollte, so wird man sie dem Verfasser verzeihen. Es ist nicht eine durch die Lectüre, oder durch gehörte Erzählungen erhaltene Phantasie, die hier die Feder führt, sondern eine Skizze selbstgesehener Gegenstände. Der Verfasser befand sich bey dieser Schlacht, und zwar bey dem ersten Bataillon des Regiments von Forcade, das im Corps des Königs an der Spitze der Haupt-Colonne marschirte, und so auf den Feind losrückte. Das andre Bataillon war bey dem Zietenschen Corps. Hier war der Abschnitt des ersten Treffens, das so wie das ganze Preussische Heer in zwey fast gleiche Armeen getheilt wurde. Dies einzige Regiment verlor an Todten, Verwundeten und Vermissten in dieser mörderischen Schlacht über 800 Mann. Es hatte sechs und zwanzig todte und verwundete Officiers; unter den letztern war auch der Verfasser.

sten Krieger beider Heere hatten nie eine solche Feuerscene gesehn; selbst der König brach wiederholt gegen seine Flügel-Adjutanten in die Worte aus: „Welche schreckliche Canonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört?“ Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 Preussischen Grenadiers, die den Angriff thaten, todt oder verwundet auf der Wahlstatt gestreckt, größtentheils noch ehe sie ihre Gewehre hatten losfeuern können; nur 600 von ihnen waren am folgenden Tage noch zum Dienst übrig. Es regnete stark; allein der Donner des Geschüzes, der so gewaltsam und ununterbrochen die Luft zerriss, zertheilte die Wolken in der Region des Kampfplatzes, und der Himmel wurde etwas heiter.

Mittlerweile rückte die Haupt-Colonne aus dem Walde an. Noch ehe diese Preußen den Feind ins Auge fassen konnten, fielen die Wipfel der Bäume von den Kugeln zerschmettert auf ihre Häupter. Das Brüllen der Canonen wiederhallte gräßlich durch den Wald. Es waren gleichsam Posaunen des Todes. Und nun beym Ausgang sahen die neuankommenden Preußen, die sich in Wegen durch den Putverdampf fortschlängelten, keine siegversprechende Scenen, sondern eine Wahlstatt voller Todten und schenßlich verstümmelter Körper, die sich feuchend in ihrem Blute wälzten. Die Grenadiers, mit welchen man vereinigt zu triumphiren gedachte, waren nicht mehr; die Zietenische Armee in der Entfernung, deren Schicksal ungewis, und der Feind hinter seinen zahlreichen Mordmaschinen unerschüttert. Die Preussische Artillerie versuchte ihre Canonen vorwärts zu bringen; allein wenn man die Pferde vorspannen wollte, so wurden sie todt zu Boden gestreckt; auch ihre Führer, die nicht entflohen, wurden niedergeschossen, und sowol Räder als Lavetten zertrümmert. Dennoch geschah ein

neuer Angriff von der Infanterie, mit dem Muth und der Ordnung, wodurch sich die Preußen in der Schlachtfelde so sehr auszeichnen. Die Oesterreicher, durch die Niederlage der Grenadiers angezweyelt, waren vorgeedrungen; nunmehr aber mußten sie wieder zurück. Die Kartätschen wütheten schrecklich unter den Preußen. Ganze Kotten wurden weggerafft. Man rückte immer zusammen, um die Lücken auszufüllen. Alte Officiers führten zu Boden, junge traten an ihre Stelle, stößten den Veteranen durch ihr Beyspiel Muth ein, und so ging es immer vorwärts; Anhöhen wurden erstiegen, und Batterien erobert.

Bald aber veränderte sich die Scene. Dann führte frische Truppen auf den Kampfplatz. Seine Kürassiers hieben auf die Preussische Infanterie ein, richteten ein entsetzliches Blutbad an, und trieben sie in den Wald zurück. Die Preussische Cavallerie kam ihrem Fußvolk zu Hülfe, wurde aber auch zurückgeschlagen. Ein neuer Angriff von der Reuterey war glücklicher; die Oesterreichische Infanterie kam in Unordnung, und einige tausend Gefangene wurden gemacht. Unter diesen war das halbe Regiment des Kaisers. Ihre ganze Linie war in Gefahr. Allein nun stürzte von allen Seiten die Oesterreichische Reuterey herbey, und die Preußen mußten der Ueberlegenheit weichen. Auch Friedrich griff mit seiner Infanterie von neuem an, jedoch ohne Erfolg. Die Nacht brach ein; die Kräfte waren erschöpft; der König selbst verwundet; und die Schlacht schien für ihn völlig verlohren. Dann fertigte Couriers mit dieser Nachricht nach Wien ab, die, von blasenden Postillions umringt, unter dem lauten Jubel des Volks, in der Kaiserstadt ihren Einzug hielten, und einen vollkommnen Sieg verkündigten.

Im Buch des Schicksals aber war nicht Theaterspiels, sondern Friedrichs Triumph geschrieben.

Zieten war mit seiner Armee nicht unthätig gewesen. Er hatte alle Schwierigkeiten überwunden, um dem König zu Hülfe zu kommen. Er näherte sich dem Dorfe Eyrich, das in Flammen stand. Der Major von Möllendorf von der Garde, jetziger Generallieutenant, und durch große Kriegstalente berühmt, rieth hier zu einem Manöver, das die glücklichsten Folgen hatte, und das Loos des Tages bestimmte. Einige Bataillons marschirten durch das Dorf, bestürmten die dabey befindlichen Anhöhen und eine große Batterie. In kurzer Zeit waren sie davon Meister. Andre Truppen, die ihre Canonen mit den Händen zogen, von der Cavallerie gedeckt, folgten dieser Siegesbahn. Nun fing auf diesen Anhöhen eine ganz unerwartete heftige Canonade an, die in der Dunkelheit die ohnehin große Verwirrung unter den Oesterreichern sehr vermehrte. Mittlerweile näherten sich die Truppen des Preussischen linken Flügels, die sich formirt hatten so gut sie konnten. Lasen machte nun noch einen Versuch, die Anhöhen wieder zu erobern, wurde aber zurückgeschlagen. Die Preußen behaupteten den errungenen Posten. Dieser glückliche Erfolg entschied die Schlacht, und die Oesterreicher dachten jetzt auf nichts, als auf einen Rückzug, den drey auf der Elbe geschlagene Schiffsbrücken begünstigten.

Dieser Fluß war durch sein Rauschen gleichsam der Compaß der Oesterreicher in der dunkelsten Nacht, wo der Himmel dicht mit Wolken überzogen war, und man keine Hand vor Augen sehen konnte. Die Preußen hatten keinen solchen Wegweiser. Sie irrten in großen und kleinen Schaaren im Walde und auf der Wahlstatt umher. Ungewiß wo sich der Feind befand, waren sie bey jedem Schritt aufmerksam, und voller Besorgniß. So wie Furchtsame in der Mitternachtsstunde in ihrer Einbildung lauter Gespen-

ster sehn, so sahen die Preußen jetzt lauter Feinde. Haufen, die sich einander näherten, wurden so gleich wechselsweise beschossen, und dieses währte bis ein Theil den Irrthum merkte, und sich zu erkennen gab. Auf diese Weise fiel eine Anzahl Preußen durch die Kugeln ihrer eignen Landsleute. Keine Befehle konnten ertheilt, keine konnten befolgt werden. Die Befehlshaber waren todt, verwundet, oder sie irrten selbst umher, ihre zerstreuten Haufen zu suchen. Die vierzehn Stunden lange Winternacht war entsetzlich kalt. Einigen Kriegeschaaren glückte es Holzstöbe zusammen zu tragen, und Feuer zu machen, andre aber mußten dieses so nöthige Bedürfnis entbehren, und liefen wie die Unsinnigen im Finstern herum, um durch Bewegung ihre Leiber zu erwärmen. Die Soldaten hatten den ganzen Tag nichts gegessen, und waren durch die Blutarbeit entkräftet. Wer seinen Brodsack noch besaß, oder ihn nicht leer fand, wußte doch nicht, wo er einen Trunk Wasser bekommen sollte. Vom Hunger, Durst, Müdigkeit und Kälte gequält, erwartete man sehnelich den Tag, und mit ihm neue Blutscenen. Der König brachte die Nacht in einer Dorfkirche zu, wo er sich seine schmerzhafteste Wunde verbinden ließ, Rapports annahm und Befehle ertheilte.

So hart indessen diese Lage der herumirrenden entkräfteten Soldaten auch war, so gab es doch in dieser schrecklichen Nacht noch eine weit grausamere. Die Verwundeten, deren Zustand es nur einigermaßen erlaubte, suchten die nächstgelegenen Dörfer zu erreichen; die andern aber wurden durch ihr trauriges Loos am Boden des Schlachtfeldes gefesselt. Hier vor Kälte erstarrt, mit zerschmetterten Gliedern, abgerissenen Knochen, in ihrem Blute schwimmend, und aller Hülfe beraubt, wünschten sich diese Unglücklichen einen schleunigen Tod. Vielen hundertern aber

(D)

waren noch vorher größere Martern vorbehalten. Eine Menge verworfener Menschen, Soldaten, Troßknechte und Weiber, schwärmten in dieser Blutnacht auf dem Wahlplatze herum, und kraubten die Lebendigen und die Todten. Nicht das Hemde wurde den hülflosen Verwundeten gelassen. Vergebens ließen diese laute Klagen erschallen; sie verlohren sich im allgemeinen Getöse, das tausendstimmig in die Wolken drang. Mancher Verwundeter wurde von diesen Unmenschen ermordet, aus Furcht vor Entdeckung. Viele waren an den Beinen verwundet, und zwar nicht gefährlich, nur konnten sie nicht gehn. Durch diese grausame Entblösung aber, in einer November-Nacht, nackt auf der heissen Erde sich krümmend, wurden sie Opfer des Todes.

Der König war mittlerweile in der Dorfkirche voller Thätigkeit, und da ihm der Rückzug des Feindes noch unbekannt war, so sann er auf die Erneuerung der Schlacht. Er gab die dazu erforderlichen Befehle, noch ehe der Tag anbrach, und zwar sollte die Infanterie nicht feuern, sondern mit gefälltem Bajonet auf den Feind losgeh'n. Nur die Morgendämmerung wurde erwartet, um die zerstreuten Haufen zu sammeln und in Schlachtordnung zu stellen. Kaum aber hatte der Tag das Leichenfeld erleuchtet, so wurde Friedrich gewahr, daß keine Oesterreicher hier mehr zu bekämpfen waren. Er sah sich Herr des Wahlplatzes; der Sieg war entschieden, und Sachsen behauptet. Die Oesterreicher gingen über die Elbe, und zogen sich längs den Ufern dieses Flusses nach Dresden, und die Preußen gingen in die Winterquartiere.

Dann war in dieser Schlacht schwer verwundet worden. Er hatte sich entfernt, und das Commando dem General Baccow übergeben, und da diesem gleich darauf durch eine Kugel der Arm zerhackert wurde, so fiel die Oberbefehlshaber

schaft dem General D' Donnet zu. Dieser eilte nun Dresden zu decken, und das feste Lager bey Plauen zu beziehen. Zieten verfolgte ihn auf diesem Rückzug unablässig, und machte viele Gefangene. Beide Heere waren durch diese blütige Schlacht außerordentlich geschwächt worden. Die Oesterreicher zählten 9000 Tödtte und Verwundete, und 8000 Mann waren gefangen worden; sie verloren ferner funfzig Canonen, dreßsig Fahnen und zwanzig Pontons. Der Verlust der Preußen an Tödtten und Verwundeten war nicht geringer; dabey waren 1500 Mann dem Feinde in die Hände gefallen.

Dann hatte sich vortrefflich vertheidigt, und die Oesterreichischen Truppen außerordentliche Tapferkeit bewiesen. Wenn daher gleich der hiesige Bote den folgenden Tag nach Wien kam, und durch seine Nachrichten dem Jubelgeschrey ein Ende machte, so war Theresia dennoch mit ihrem Feldmarschall sehr wohl zufrieden, der verwundet nach der Kaiserstadt reisete. Sie war so großmüthig, ihm einige Meilen entgegen zu fahren, und ihn willkommen zu heißen. Ueberhaupt ließ diese große Fürstin es nicht an Aufmunterung ihrer Truppen fehlen. Gewöhnlich war sie selbst gegenwärtig, wenn Kriegsschaaren bey Wien vorbezogen, um zur Armee zu stoßen; sie sprach den Soldaten in den gnädigsten Ausdrücken Muth ein, nannte sie „meine Kinder!“, lächelte mit Wohlgefallen, wenn das Wort Mutter wie ein Lauffener durch alle Glieder lief, und entließ sie nie ohne Geschenke.

Die Folgen dieses Sieges waren überaus wichtig. Ganz Sachsen, Dresden ausgenommen, war nun wieder in den Händen der Preußen, und ihre Winterquartiere gesichert. Friedrick war im Stande, Truppen nach Schlessen, nach der Mark und nach Pommern zu schicken, und die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben;

ja selbst ein Corpſ von 8000 Mann zum Herzog Ferdinand stoßen zu lassen. Mecklenburg wurde wieder in Besiß genommen. Laudon hatte Rosel belagert, jetzt aber gab er den Versuch auf, und zog sich nach Glas; die Schweden wurden vom General Berner nach Stralsund getrieben, und die Russen gingen in ihre alten Winterquartiere nach Pohlen.

Der König nahm das seinige in Leipzig, wohin auch eine Menge Verwundeter nach der Schlacht gebracht worden waren. Diese Stadt mußte jezo für ihren Patriotismus hart büßen. Die Einwohner hatten gewünscht die Reichstruppen als Bundesgenossen ihres Königs zu behalten, und diesen Wunsch laut geäußert. Nunmehr geschah von den Preußen neue und verstärkte Forderungen. Ungeheure Geldsummen sollten bezahlt, und unermessliche Lieferungen an Landesproducten gemacht werden. Der Magistrat schützte sein Urvermögen vor, das Verlangte zu verschaffen. Er berief sich auf schriftliche Versprechungen des Königs, die diesen Lieferungen ein Ziel setzten, welches man jetzt überschreiten wollte. Dies Ziel war eine Geld Contribution von 500,000 Reichsthaler gewesen, die man abgetragen hatte. Die Entschuldigungen aber halfen nichts; und da man fortfuhr sich zu streuben, wurden gewaltsame Mittel gebraucht. Man hatte hier schon mehrmalen die Farce gespielt, und mit Pechkränzen gedroht, ja solche wirklich an allen Häusern aufhängen lassen. Es hieß: Geld, oder die Stadt in Asche. Da die Einwohner aber gute Gründe hatten, dem König eine solche Grausamkeit nicht zuzutrauen, und das Unüberlegte dieser Drohung geldgieriger Unterbefehlshaber bald einsahen, so that sie auch nicht die geringste Wirkung. Man lächelte anstatt zu zittern; und die Pechkränze wurden wieder abgenommen. Nun sollten andre Versuche gemacht

werden. Die vornehmsten Magistratspersonen und die reichsten Kaufleute wurden ins Gefängniß geworfen, und wie Mißthäter behandelt. Man sperrte sie auf einandergehäuft in Zimmern ein, wo sie auf dem Stroh lagen. Die gemeinsten Bequemlichkeiten fehlten hier. Keine Betten, keine warme Speisen wurden ihnen erlaubt. Anfangs hatten hundert und zwanzig dieses Schicksal. Es dauerte aber nur zehn Tage; sodann ließ man sie los, bis auf siebenzehn der vornehmsten, die vier Monat lang im Kerker aushauern mußten. Personen, die des größten Wohlstandes gewohnt waren, mußten sich mit den größten Nahrungsmitteln begnügen, ihre durch den Luxus des Zeitalters verzärtelten Leiber auf der harten Erde herum wälzen, und einen heimlich zugesteckten Suppentopf, den ihre schönen Töchter bey ihren Besuchen unter ihren seidenen Kleidern verbargen, als eine Beute betrachten. Sie lebten in Unreinlichkeit, und hatten lange Bärte wie die Juden. „Nun ihr Hunde, wolt ihr bezahlen?“ war der gewöhnliche Morgengruß des Contributionemeisters, der seine Privatvorteile bey dieser grausamen Behandlung fand. Abgesondert von einander hätte man vielleicht bald den Endzweck erreicht, allein in Gesellschaft sprachen sie sich einander Muth und Geduld ein. Es wurde ein sogenannter Esprit de Corps erzeugt, der allen Befeidigungen und Grausamkeiten trohete. Nur erst, als man die sinnreiche Drohung äußerte, diese Häupter einer sehr reichen Stadt, Hausväter, deren Familien Tag und Nacht in Thränen schwammen, als Decenten nach Magdeburg zu liefern, und sie zu Fuße mit den Heuzeln auf den Rücken dorthin zu schleppen, und als man wirklich Anstalten dazu machte, da erst sank ihnen der Muth. Man bewilligte alles, was nur zu leisten möglich war.

Diese Grausamkeiten, die in ihrem ganzen Anfange wol nicht durch königliche Befehle erzeugt wurden, kosteten vielen das Leben. Der Gram legte Männer, Weiber und Kinder ins Grab. Eine Menge Menschen verließen Leipzig, der Handel stand größtentheils stille, und die berühmten Messen waren jetzt nicht viel besser wie Jahrmärkte.

Die Nothwendigkeit Friedrichs, ohngeachtet seiner theils von Feinden besetzten, theils verheerten Provinzen, gegen die größten Mächte Europens einen langwierigen und kostbaren Krieg zu führen, hatte ihn zu allerhand Hülfsmitteln veranlaßt, die nicht zu den gewöhnlichen gehörten. Das vornehmste derselben war, den Preussischen und Sächsischen Münzfuß zu erniedrigen. Die Münze war an den Berliner Juden Ephraim verpachtet, und dieser ließ jährlich eine ansehnliche Menge goldner und silberner Münzsorten von sehr vermischtem Gehalt unter Preussischen und Sächsischen Stempeln schlagen. Mit jedem Jahre wurde das Geld schlechter, so daß zuletzt der innere Werth der August d'or, die fast ganz aus Kupfer bestanden, nicht viel über einen Reichsthaler gutes Silbergeld betrug. Die alten August d'or galten anstatt der gewöhnlichen fünf Thaler, zwanzig Reichsthaler in circulirenden Silbermünzen. Hiermit wurden die Preussischen Truppen und alle Bedürfnisse der Armee bezahlt, die Etwisbefordnungen berichtigt, und Handel getrieben. Ganz Norddeutschland war damit überschwemmt. Die größten Handelsstädte besaßen Millionen von diesem Zaubergelde, das ohne seine Form, Größe und Gepräge im geringsten zu verändern, immer schlechter an Gehalt wurde, und den Besitzer großer Summen mit eingebildeten Reichthümern täuschte. Selbst die Holländer waren damit reichlich versehen, und glaubten nach geendigtem Kriege mit dieser Münze

Preussisches Hofs und Getreide sehr wohlfeil kaufen zu können. Alle rohe und verarbeitete Producte, und überhaupt alle Kaufmannsgüter, stiegen im Preis nach dem Verhältniß des schlechten Geldes. Nur allein die nothdürftigsten Lebensmittel wurden nicht viel theurer, wie ehemals, weil sonst der gemeine Preussische Soldat sein Leben nicht hätte durchbringen können.

Die Kaiserin Maria Theresia bediente sich eines andern Mittels, die ungeheuren Geldbedürfnisse für den gegenwärtigen Augenblick zu vermindern. Die sämtlichen Stabsofficiers, vom Major bis zum Feldmarschall, bekamen ihren Sold nicht in Geld, sondern in Papieren. Diese waren nicht den Banknoten ähnlich, auch nicht zum Circuliren bestimmt, sondern eigentlich Staatsobligationen. Diejenigen, die nicht die verheißene Bezahlung nach geendigtem Kriege abwarten konnten, oder wollten, verkauften ihre Papiere mit einem ansehnlichen Verlust, an eine vom Kaiser Franz ausdrücklich dazu errichtete Bank. Es waren seine eignen Schätze, ganz abgesehen von den Einkünften seiner Gemahlin, die der Monarch auf diese Weise benutzte. Auch die meisten Lieferungen für die Truppen wurden mit solchen Papieren bezahlt. Zu diesen Hülfswegeln kamen manche patriotische Aufopferungen. Der Fürst Benzel von Lichtenstein, der reichste Unterthan des Oesterreichischen Staats, zeigte hier ein großes Muster. Als Chef des Oesterreichischen Artillerie-Corps unterhielt er einen Theil desselben auf eigne Kosten. Auch andre reiche Privatpersonen bewiesen auf mancherley Art ihren Patriotismus, und die Damen des Wiener Hofes, um in ihrem Diensteifer nicht zurückzubleiben, zupften Scharpie. Der Begriff von Wohlthätigkeit gefellte sich mit diesem patriotischen Gedanken. Hiezu kam das erhabene Beispiel der Maria Theresia, die mit ihren Kaiserlich

chen Händen zum Dienst gewainer verwundeter Soldaten selbst Scharpie machte. Nun wurde es Lon, und endlich Seuche, die sich in der ganzen Stadt ausbreitete. Die Weiber der Handwerksleute leerten ihre alten Wäschränke aus, um durch Aufopferung ihrer Hemden auch thätigen Antheil am Kriege zu nehmen. Der Feinwandshandel fing an in Oesterreich mehr als jemals zu blühen, und die Scharpie wurde Fuderweise nach den Feldhospitälern gesandt, so daß man endlich bitten mußte, mit diesen guten Werken Einhalt zu thun.

Die Hoffnung, Schlesien endlich noch zu erobern, war in dieser Kaiserstadt jezt nach einem fünfjährigen fruchtlosen Kriege noch gar nicht geschwächt. Die Einnahme von Glas gab dieser Hoffnung vielmehr neue Nahrung; dabey zeigten die mächtigen Bündsgenossen immer noch den besten Willen. Sie betrachteten den Sieg bey Torgau wegen des großen Blutverlustes eben so wie eine Niederlage des Königs von Preussen, und beharrten fester als jemals auf dem Grundsatz, seine Gefangenen nicht zu ransioniren. Es fehlte ihm dennoch nicht an Soldaten. Da der Ackerbau in seinen Staaten wegen der unaufhörlichen Verheerungen ganz danieder lag, so vertauschten tausende von jungen Landleuten freudig den Pflug mit der Muskete. Das Längenmaß des Körpers kam jezt nicht sehr in Betrachtung. Man brauchte nur Menschen, und diese Menschen wurden sehr geschwind zu Soldaten gestempelt. Gleich nach der Aushebung solcher Recruten, noch ehe sie ihre vaterländische Provinz verließen, bemühten sich eine Menge abgeschickter Officiers und Unterofficiers Tag und Nacht sie zu modeln. Kaum ließ man sie zu Achem kommen. Hier galt keine Kälte, keine Schnee, keine Dunkelheit, kein Sonn- und Festtag. Unablässig wurden sie montirt, dressirt und exercirt, auf Pläken, in Stalls

ten und Ehrennen, so daß sie immer schon ganz geformt und Soldaten-ähnlich zu ihren Regimenten stießen, und gleich Kriegsdienste thun konnten.

Die Anzahl alter Soldaten war nach so vielen Schlachten bey allen kriegsführenden Heeren nur geringe. Bey den Preußen aber ersetzte der mit der Muttermilch eingesogene militärische Geist den Mangel der Dienstjahre. Da so viele ihrer Officiers gefallen waren, und der König ihre Stellen ungerne anders als mit Edelleuten besetzte, so wurden immer Jünglinge, weit entfernt vom männlichen Alter, aus dem Cadeten-Corps in Berlin gehoben, und zur Armee gesandt *). Diese Jünglinge aber waren völlig formirte Soldaten, und in allem, körperliche Kräfte allein ausgenommen, den Veteranen andrer Heere ähnlich. Obgleich ihrer edlen Geburt, unter der Muskete erzen, zu grober Kost gewöhnt, und durch Wachen in Frost und Hitze abgehärtet; dabey waren sie mit allen Theilen des Dienstes vertraut, und voll hoher Begriffe von militärischer Ehre. Oft wurden sie bald nach ihrer Ankunft bey der Armee zu erheblichen Kriegsverrichtungen gebraucht, die sie so wie die ältesten Officiers mit männlichem Ernst, Sachkenntnis und Eifer vollbrachten. Bisweilen exercirten sie die Recruten der Regimenter in großen Haufen zusammengezogen; man gab ihnen kleine Commandos; man machte sie zu Abjuktanten. Im Treffen munterten sie selbst alte Soldaten durch Zureden auf, und stützten ihnen durch ihr Bey-

*) Der Verfasser war nach nicht vierzehn Jahr alt, als er mit noch neun und dreyßig andern Cadets im December 1758 nach Breslau zum Hauptquartier des Königs geschickt wurde.

spiel Muth ein. Die Oesterreicher fanden oft unter den gemachten Gefangenen dergleichen Jünglinge, und da sie nur allein die Lebensjahre betrachteten, und um das übrige sich wenig bekümmerten, so schlossen sie daraus auf das große Menschenbedürfnis Friedrichs, der jetzt zu Künzern seine Zuflucht nehmen müsse, den Soldaten-Abgang zu ersetzen.

Dieser Abgang wurde aber auch zum Theil von Oesterreichischen Soldaten selbst ersetzt, die gegen Ende des Kriegs eben so häufig als die Preussen angriffen. Es wurde mehr für die letztern gesorgt. Nie in dem ganzen Lauf von sieben höchstwandelbaren blutigen Feldzügen, fehlte es den Preussischen Heeren an Sold, nie an Brodt, nie an Fourage, sehr selten an Gemüse, und noch seltener an Fleisch. Gewöhnlich hatte der Preussische Soldat auf drey auch mehr Tage Brodt vorräthig. Die tägliche Portion war zwey Pfund; selbst nach verlohrenen Schlachten und nach zerstörten Magazinen, wurde sein Brodtsack nie ganz leer. Das Gemüse kam immer durch veranstaltete Zufuhr aus Städten und Dörfern ins Preussische Lager, und durfte nicht übertheuert werden. Die richtige Zahlung und die gute Mannszucht munterten die Verkäufer auf, solche Märkte zu besuchen. Ueberdem gab der König einem jeden Soldaten wöchentlich ein Pfund Fleisch. Die Regimenter kauften daher ganze Triften von Hornvieh, die nicht ohne die größte Nothwendigkeit vom Lager weit entfernt werden durften.

Dieses Fleischgeschenk, obgleich an sich unbedeutend, zog eine Menge Ueberländer zu den Preussischen Fahnen. Die dem Menschen angeborne Freyheit, steht selbst bey rohen Kriegern mitten in der Sklaverey einen mindern Zwang für ein beneidungswerthes Loos an. Die gemeinen Soldaten bey den Oesterreichern waren ge-

Wungen, den größten Theil ihres geringen Soldes zur Feldhaushaltung herzugeben. Der Corporal nahm das Geld, und fürterte seine Mannschaft nach Gutdünken; nur den Uebersrest des Goldes bekam der Soldat in die Hände. Von diesem Zwange wußten die Preußen nichts. Man munterte sie durch Worte zu einer geselligen Haushaltung auf; das Commisffleisch und der gemeinschaftliche Zeltkessel thaten sodann das Uebrige. Viele Ueberläufer gestanden freymüthig, daß dieses sie zur Desertion bewogen habe.

Die Preussischen Ochsenhüter selbst waren Soldaten, die auf dem Lande zu diesem Geschäfte gewöhnt, den Peitgel in die Hand nahmen und die Muskete über'n Rücken warfen. Als Eingeborne war man für Desertion sicher, und ihre Waffen waren hinreichend herumschwärmende Husaren abzuhalten. Diese Menschen; Deconomie erstreckte sich bey den Preußen über alles; sie verringerte den Troß und die Bedürfnisse, beförderte die Ordnung, und erfüllte bey allen Operationen den Zweck desto vollkommener. Jede Compagnie hatte ihren Schuster, ihren Schneider, die von dem gewöhnlichen Dienst befreyt waren, und in Kriegsquartieren sowol als in Lägern und auf Postirungen für ihre Camera:den arbeiteten. Viele Compagnien hatten ihren eignen Fleischer, der Vieh einkaufte, schlachtete, und für einen billigen Preis verkaufte; andre Soldaten waren Marketerender. Die Infanterie hatte ihre Zimmerleute und Büchsenmacher; die Cavallerie ihre Schmiede und Sattler; die Artillerie ihre Wagenmacher. Alle waren Soldaten. Jeder Officier hatte einen Bedienten, der ein Soldat war, königliche Mondirung trug, und keine andre Dienste als mit seinem Herrn that. Bey jeder Compagnie befand sich ein Unterofficier, der den Titel Capitaine d'armes führte, und

sowol für Gewehr als Mondirungsstücke sorgen mußte; desgleichen ein Fourier, der für Proviant und Fourrage sorgte, und das Lager abstach. Der Fourier hatte bey dieser letztern Arbeit zwey Gehülffen, die Fourrierschützen genannt wurden, und auch Soldaten waren. Man rief sie auf dem Marsch vor, wenn der Lagerplatz gewählt war; oft auch machten sie eine Art von Avantgarde. Als Soldaten brauchten sie keine Bedeckung, sondern sie gingen vielmehr selbst auf den Feind los, wenn er ihr Lager abmessen hindern wollte. Bey den Oesterreichischen Armeen war diese Kriegs-Deconomie nicht Sitte. Unter andern waren die Fourriers bürgerliche Personen, deren Begeiffe, Grundsätze und Handlungen, oft der Denkungsart und dem Interesse der Soldaten ganz entgegengesetzt waren, und von Subordination wenig wußten. Hieraus entstanden häufig Streitigkeiten und Unordnungen, von denen sich bey den Preussen keine Spur äußerte. Alles war in ihren Lagern Soldat, und alles arbeitete folglich einstimmig an einem gemeinschaftlichen Zweck. Der militärische Handwerkermann, der in Winterquartieren, auf Postirungen und in Feldlagern ^{von} Wachten und Commandos befreyt, ruhig sein Gewerbe trieb, mußte jedoch zum Gewehr greifen, sobald es Marsch hieß, oder der Feind sich zeigte. Keine Geschicklichkeit, keine Arbeitsamkeit, kein Kunstfleiß, keine Gunst der Befehlshaber schützte ihn gegen Schlachten und Belagerungen. Er mußte in sein Glied treten, und mit seinen Mitsoldaten die Gefahr theilen, sobald sich diese in Prospect zeigte; es mochte auf dem Kampfplatze, oder in den Laufgräben, oder bey einem Sturm seyn.

Ich kehre nun von diesen historischen Nachrichten, der Aufbehaltung würdig, zu der Geschichte der Kriegsoperationen selbst zurück.

Die Franzosen eröffneten diesen Feldzug vom Jahr 1760 mit 130,000 Mann, von denen 100,000 in Westphalen, und 30,000 am Rhein agiren sollten. Broglie hoffte dadurch die alliirte Macht zu trennen. Die Ausführung seiner Entwürfe wurde jedoch durch die geringe Unterwürfigkeit einiger vornehmen Befehlshaber sehr gehemmt, die mit des Marschalls rangwüdriger Beförderung sehr unzufrieden waren. Dies erzeugte Unentschlossenheit, wodurch der Herzog Ferdinand Zeit gewann, die Verstärkung der Brittischen Truppen aus England über Embden an sich zu ziehn; so daß allein die Brittische Armee unter seinem Commando jetzt 20,000 Mann stark war.

Ferdinand wünschte nun die Franzosen anzugreifen, die Miene machten in Hannover einzudringen, und setzte sich deshalb in Bewegung. Der Erbprinz führte die Avantgarde, und stieß auf den Feind bey Corbach. In der Meinung, es wäre bloß ein detachirtes Corps, griff er es ohne Verzug an; allein dies Corps hing mit der Französischen Hauptarmee zusammen, und wurde immer durch frische Truppen unterstützt; dagegen es dem Herzog Ferdinand nicht möglich war, dem Erbprinzen zeitig genug zu Hülfe zu kommen. Es blieb diesem daher nichts als ein Rückzug übrig, der mit vieler Ordnung geschah. Die Französische Cavallerie wandte zwar alles an, ihn zu hindern; allein der Erbprinz setzte sich selbst an der Spitze seiner Reuteren, und schlug die feindliche zurück. Die Alliirten verlohren bey diesem Gefecht an Todten, Verwundeten und Gefangenen 800 Mann, und funfzehn Canonen. Der Erbprinz selbst war verwundet, und wurde obherachtet seines Verlusts, wegen seiner großen Entschlossenheit und der weisen Maasregeln, womit er einer gänzlichen Niederlage zuvorkam, von Freunden und Feinden gepriesen. Den 16ten July, nicht länger als sieben Tage nach dem

Treffen bey Corbach, griff er ein ander Französisches Corps bey Emsdorf an, das völlig geschlagen, und 2000 Mann zu Gefangenen gemacht wurden; dabey erbeutete man sechs Canonen, nebst einer Menge Bagage und Kriegsgeräthe.

Das Württembergische Corps ging im Anfang dieses Feldzugs nach Hause, und wurde aus Französischen Diensten entlassen, weil der regierende Herzog nicht dem Verlangen des Französischen Hofes gemäß unter dem Commando des Sächsischen Prinzen Laver stehen wollte, der als Bruder der Dauphine einen größern Einfluß zu Versailles als der Herzog hatte. Die mißvergünstigten Französischen Generals, der Graf St. Germain, der Graf Luc, und der Marquis Boyer, verließen nun auch die Armee, und entsagten dem Dienst ihres Königs. Ihre Entfernung veranlaßte viel Unordnung. Ferdinand wünschte diese zu benutzen, und griff die kleinere Armee der Franzosen 35,000 Mann stark, die der Ritter May commandirte, bey Warburg auf beiden Flanken, von vorne und im Rücken an. Das Treffen dauerte nicht lange; die Franzosen flohen, ließen 1500 Todte auf dem Wahlplat, und 1600 Gefangene nebst zehn Canonen fielen den Siegern in die Hände.

Der Mangel an Festungen in Niedersachsen und Westphalen erzeugte hier eine große Lebhaftigkeit im kleinen Kriege, eine beständige Abwechselung bey den Eroberungen der Städte, und der Besiznehmung der Länder, die so schnell eingenommen, als wieder verlassen wurden. Bald waren die Franzosen Meister einer Provinz, die sie als ihr Eigenthum betrachteten, und daher Pächter aus Paris sandten, um sie nach ihrer Methode auszufaugen. Oft aber, ehe diese Pächter noch anlangten, war kein Dorf mehr von der zum Ruin geweihten Provinz in den Händen der Franzosen. Diese Französischen Eroberungen machten daher wenig Eindruck; sie bestimmten

gewöhnlich die Wahl der Allirten, an welchem Ort man den Feind zuerst angreifen müsse. Jetzt ereignete sich eben ein solcher Vorfall. Während der Progressen der Hauptarmee war Minden, Cassel, Göttingen und Einbeck weggenommen worden, und Hameln wurde mit einer Belagerung bedroht. Alles dieses aber war wegen Kürze der Dauer einem Traum ähnlich. Luckner erschien wenig Tage nachher, trieb die Eroberer zurück, und machte eine Menge Gefangene. Dagegen nahmen die Franzosen in Ziegenhain auch 700 Allirte gefangen; das Feldlazareth der Allirten in Cassel fiel ihnen auch in die Hände, und sie machten Mire sich hier zu behaupten.

Broglio hatte eine außerordentliche Uebermacht an Truppen, mit denen er aber wegen des herrschenden Mißvergnügens keine Schlacht wagen wollte; er verschänzte sich vielmehr nahe bey Cassel, und überließ es Ferdinand, durch streifende Parreien die Unterhaltungsmittel der Franzosen zu schwächen, und ihre Magazine zu vernichten.

Die Engländer waren in dieser Zeit völlig Herren des Meers, und ihre Progressen in den andern Welttheilen gingen unaufhaltsam fort. Die Franzosen waren bey Quebeck total geschlagen worden, und ganz Canada war im Besitz der Sieger, die nun ihr Augenmerk auf die Französischen Inseln in West-Indien richteten. Das Englische Cabinet, das der große Pitt jetzt völlig beherrschte, beschloß nun, so möglich, den Krieg im Herzen Frankreichs zu führen. Diesem Entwurf zufolge wurde der Erbprinz mit einem Corps nach Cleve geschickt, um die Franzosen dort zu vertreiben. Er ging über den Rhein, machte eine Menge Gefangene, und bereunte Wesel. Das anhaltende Regenwetter, wodurch die Landstraßen ganz unwegsam wurden, und die Flüsse anschwellten, hemmten aber seine Operationen

sehr. Dennoch wurden die Laufgräben vor dieser Festung den 10ten October geöffnet, und die Belagerung förmlich angefangen. Die Wichtigkeit des Orts veranlaßte Broglie die nachdrücklichsten Maßregeln zu dessen Entsatz zu nehmen. Der General Castries wurde mit einem starken Corps dazu abgeschickt, der nach forcirten Märschen bey Rheineberg ankam. Ein Treffen war nun unvermeidlich. Der Erbprinz griff den Feind lebhaft an, der nahe an einem Walde vortheilhaft postirt stand. Man stritt von früh Morgens bis zum Abend mit außerordentlichem Muth von beiden Seiten. Es war jedoch den Allirten nicht möglich, die Franzosen aus dem Walde zu vertreiben. Alle Versuche schlugen fehl. Der Erbprinz selbst schonte sich nicht; er wurde abermals verwundet, und ein Pferd unterm Leibe erschossen. Die Allirten zogen sich endlich mit der größten Ordnung zurück, ohne vom Feinde verfolgt zu werden, obgleich ihr Rückzug über die vom Strom zerriffene Rheibrücke ging. Sie hatten einen vornehmen General, den Baron Wrangel, und einige hundert andre Französische Soldaten zu Gefangenen gemacht, auch einige Canonen erbeutet. Das Treffen war blutig gewesen; die Allirten zählten tausend Mann an Todten, Verwundeten und Vermissten, und die Franzosen noch mehr. Nun wurde die Belagerung von Wesel aufgehoben, und der Erbprinz lagerte sich bey Brunn. Hier wurde abermals ein kleines Treffen geliefert, worin die Franzosen geschlagen wurden, und 1200 Mann verlohren.

Die Französische Hauptarmee stand indeß noch immer bey Cassel. Diese Truppen hatten auch Göttingen besetzt, verschanzt, und mit einer zahlreichen Garnison versehen. Ferdinand blokirt diese Stadt zwanzig Tage lang. Die Besatzung aber wehrte sich verzweifelt, und that den 12ten

October einen wüthenden Ausfall, worauf die Belagerung aufgehoben wurde.

Man hielt hier jezo den Feldzug für geendigt, allein Ferdinand war voll kühner Entwürfe, die er im tiefsten Winter ausführen wollte. Die Franzosen waren Meister von Hessen, und besaßen hier außerordentlich große Magazine. Ihre Armeen waren so postirt, daß sie einen ungeheuren halben Mond formirten, der sich von Göttingen bis Wesel erstreckte.

[1761] Es war am 11ten Februar 1761, als Ferdinand in vier Colonnen aufbrach, und die Französischen Quartiere von allen Seiten anfiel. Die Franzosen geriethen in die äußerste Bestürzung, und flohen ohne Stand zu halten. Sie ließen Cassel, Göttingen, Marburg, kurz alle Plätze, die die stärksten Glieder ihrer großen Kette gewesen waren, hinter sich zurück. Cassel blieb mit 10,000 Mann, und Göttingen mit 7500 Mann besetzt. Die wenig besetzten Posten der Franzosen gingen einer nach dem andern verlohren; sie vernichteten die Magazine, und flohen. Die Allirten aber folgten ihnen so geschwinde auf dem Fuße nach, daß sie noch fünf große Magazine retteten. In einem derselben fanden sie 80,000 Mehlsäcke, 50,000 Säcke mit Haber, und eine Million Rationen Heu. Um die erlangten Vortheile auszudehnen, näherte sich der Hannoversche General Spörcken mit einem Corps den Sächsischen Gränzen; seine Absicht war, sich hier mit einem Preussischen Corps zu vereinigen. Die Sächsischen Truppen, in Verbindung mit den Reichstruppen, bemühten sich aus allen Kräften, dieses zu verhindern. Es kam deshalb den 15ten Februar bey Langensalze zu einem blutigen Treffen, worin die Sachsen geschlagen wurden, und 3000 Mann verlohren. Die Folge dieses Sieges

(P)

war, daß viele noch bis jetzt behauptete Posten auch verlassen wurden, und daß die Ueberläufer Schaarenweise ankamen. Alles dieses aber war nur von geringem Nutzen, so lange Cassel noch in Französischen Händen war. Die Belagerung dieser Stadt zeigte die größten Schwierigkeiten; sie war mit allem reichlich versehen; hiesu kam eine sehr zahlreiche Besatzung, und ein Befehlshaber voller Muth und Ehrgeiz. Dies war der Graf von Broglio, Bruder des Französischen Heerführers.

Ferdinand postirte seine Armee so, daß er Marburg und Ziegenhahn blokiren, und die Belagerung von Cassel gegen alle Angriffe decken konnte, und nun wurden den 1sten März, mitten im Winter, die Laufgräben geöffnet. Es war aber dem Heerführer Broglio zu viel an der Erhaltung dieses Orts gelegen; er zog daher alle seine Truppen am Niederrhein zusammen, rückte vorwärts, und fiel bey Stangerode den Erbprinzen an. Das Terrain war für die Franzosen vortheilhaft, und ihre Uebermacht entschied vollends den Sieg. Die Allirten verlohren 2000 Mann, die zu Gefangenen gemacht wurden; dabey büßten sie zwölf Canonen und achtzehn Fahnen ein. Diesem Unfall folgten viele andre. Die Blockaden von Ziegenhahn und Marburg, endlich auch die Belagerung von Cassel wurden aufgehoben, und alle kürzlich in Besitz genommene Posten wieder verlassen. Ferdinand ging mit seiner Armee nach Paderborn, und die Franzosen waren nun von neuem Herrn von ganz Hessen, und hatten einen offenen Weg ins Churfürstenthum Hannover. Nichts hielt ihre ferneren Operationen auf, als der Mangel an Magazinen, deren Verlust nun von der größten Wichtigkeit war. Beide Theile begnügten sich sehr, in ihren Winterquartieren ruhig zu bleiben,

Alle kriegsführende Mächte zeigten eine Reizung zum Frieden; allein ihre Forderungen darüber waren von der Art, daß man nicht ernstlich daran arbeiten konnte. Friedrich hatte indeffen einen Verlust erlitten, der eine ganze Provinz aufhob. Dies war Georg der Zweyte, König von England, der im October 1760 gestorben war. Mit seinem Tode hörte der königliche Eifer auf, den Krieg in Deutschland mit Nachdruck fortzuführen, oder nach dem Ausdruck Pitts, America in Deutschland zu erobern. Die ganze Englische Nation, ehemals mit dem Landkriege nicht zufrieden, war jetzt von dessen Nutzen überzeugt, und wünschte einstimmig die Fortsetzung. Pitt, der das Unterhaus beherrschte, war zwar noch am Ruder, seine Macht im Cabinet aber nicht mehr die vorige. Er mußte solche mit Lord Bute, dem Günstling des neuen Königs, theilen; ein Minister, der aller Regierungsfähigkeiten beraubt, kein ander Talent besaß, als das, sich seinem Monarchen unentbehrlich zu machen, und ein großes blühendes Reich von seiner Höhe herabzustürzen. Bute, der sein Unvermögen fühlte, das Staatsruder zu führen, und doch herrschen wollte, glaubte im Frieden weniger Schwierigkeiten als bey äußerlichen Unruhen zu finden; zudem hatte er Entwürfe zur Ausdehnung der königlichen Gewalt, die im Kriege nicht ausführbar waren. Sein Wunsch also war Friede. Da aber alle andre Minister, das Parlament, und die ganze Nation entgegengesetzter Meinung waren, so durfte er die seinige noch nicht äußern. Er arbeitete jedoch im Stillen, seinen Zweck zu erreichen. Die Wirkung zeigte sich bald. Der Tractat mit Preußen wurde nicht erneuert, und Friedrich erhielt keine Subsidien mehr, obgleich Georg der Dritte in seiner ersten Parlamentsrede feierlich versprochen hatte, die mit den Allirten eingegangene Verbindungen zu erfüllen. Dies

Verprechen erregte eine allgemeine Freude. Das Parlament selbst äußerte solche in seiner Adresse an den König, worin die für Friedrich, von dem Senat einer fremden Nation, so ehrenvolle Worte waren: „Wir können die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unsern Bündsgenossen, und die unerschöpflichen Hülfsmittel seines Geistes nicht genug bewundern. — Von ganzem Herzen, und ohne Verzug, bewilligen wir die Hülfsgelder zu seiner Unterstützung. Gute aber wollte hievon nichts hören; erst suchte man allerhand Ausflüchte, und endlich schlug man die Bezahlung der Hülfsgelder geradezu ab.

Der König von Preußen vergaß in seinen Winterquartieren die Wissenschaften und Künste nicht. Er widmete ihnen einen Theil seiner Zeit. Der Oberst Quintus Scilius genoss seines täglichen Umgangs. Dieser gelehrte Officier, dessen Familienname Guichard war, besaß außerordentliche Kenntnisse in der alten und neuen Literatur, besonders hatte er die Tactik der Griechen und Römer studirt, und in seinen Schriften vorzüglich erläutert. Dieser Umstand erzeugte bey Friedrich die Idee, ihm den Namen eines Römischen Centurio zu geben, den er auch mit ins Grab nahm. Da der König nach der Torgauer Schlacht zum erstenmal den Winter in Leipzig zubrachte, vermochte ihn Quintus zu Unterredungen mit Professoren dieser Universität. Die Urtheile Friedrichs gegen deutsche Gelehrte waren unbegränzt. Er würdigte keinen näher kennen zu lernen, und las keine Bücher in seiner Muttersprache, in der Voraussetzung, daß die deutsche Litteratur im Jahr 1760 sich in eben dem Zustande wie 1730 befände; einem Zeitpunkt, wo der Hofnarr Gundling Präsident der deutschen Academie der Wissenschaften in Berlin war. Gottsched, den man damals als einen außerordentlichen Mann betrachtete, war am wenigsten

dazu geschickt, diese Vorurtheile zu besiegen, da er die Ehre einer Unterredung mit dem gekrönten Dichter hatte. Sein erworbenener Ruhm bey seinen eingeschränkten Fähigkeiten, und sein gänzlicher Mangel an Wiß und Geschmac, bestärkten vielmehr die vorgefaßte nachtheilige Meinung des Königs, und entschied sein Urtheil über diesen Gegenstand für sein ganzes übriges Leben. Friedrich ließ endlich auf Quintus Anrathen den Professor Gellert zu sich kommen. Die gründlichen Kenntnisse dieses Gelehrten, sein guter Geschmac, und die Art seines Vortrags, setzten den König in Verwunderung, und erzeugten Lobsprüche, die den bescheidenen Gellert wahrhaft beschämten; *) selbst die Freymüthigkeit des Mannes, womit er dem Monarchen seine zu große Unhänglichkeit an die Franzosen, und seinen geringen Schuß der deutschen Litteratur vorwarf, mißfiel nicht. Es blieb jedoch nur bey einer Unterredung, ohneachtet der Erinnerung Friedrichs, oft zu kommen; da Gellert, wie er in einem Briefe an Rabener sagt, die Lehre des Sirach: „dränge dich nicht zu den Königen,“ wörtlich befolgte.

Die so unerwartet entzogenen Britischen Subsidien trugen vielleicht zu dem Entschluß Friedrichs nicht wenig bey, den nächsten Feldzug vertheidigungsweise zu verfahren. Die Oesterreicher, dieses von ihm ungewohnt, betrachteten seine Behutsamkeit als eine Kriegslist, irgend einen großen Streich desto gewisser auszuführen, und gingen daher auch nicht angreifend zu Werke.

*) Der König, der, wie oben gesagt, die deutschen Gelehrten weder persönlich noch ihre Schriften kannte, bediente sich des Ausdrucks: C'est le plus raisonnable de tous les Savants Allemands.

Sie begünstigten sich seine Bewegungen zu beobachten. Schlesien war immer noch das Hauptaugenmerk der Oesterreicher und Russen; der König marschirte also im Frühling dieses Jahrs dahin, und ließ den Prinzen Heinrich mit einer Armee in Sachsen zurück. In dieser Provinz blieb auch Daun mit seiner Hauptarmee, und überließ es Laudon, mit dem König sein Glück zu versuchen. Dieser Feldherr commandirte jetzt zum erstenmal eine große Armee, womit er in Schlesien eindrang. Dabey sollte seine Vereinigung mit der Hauptarmee der Russen, so wie im vorigen Jahre, der Grund des Operationsplans seyn. Der König gewann jedoch durch schnelle Märsche den Vorrang, und machte es den Russen, die aus Pohlen gekommen waren, und gleichsam zum Zeitvertreib Breslau von sieben Batterien beschossen, lange Zeit unmöglich, über die Oder zu gehn. Es geschah erst im August, und den 12ten dieses Monats erfolgte endlich bey Striegau die so lange gewünschte, und seit vier Jahren vorbereitete Vereinigung. Der Oberbefehlshaber der Russischen Armee war jetzt der Feldmarschall Butterslin; sein Heer war über 70,000 Mann, und das Oesterreichische 60,000 Mann stark. Friedrich hatte ihnen nur 50,000 Mann entgegen zu setzen, und mit diesen bezog er ein Lager bey Bunkelswik, ohnweit Schweidnitz. Die feindlichen Armeen umzingelten ihn hier, und formirten gleichsam einen halben Mond, so daß dem Könige bloß der Rücken frey blieb. Es waren kurz zuvor im Russischen Hauptquartier zwey Wagen mit Gedächtnismünzen angelangt, die den Sieg bey Kunersdorf vorstellten, und zum Andenken unter die Soldaten vertheilt wurden. Friedrichs politische sowol als seine militärische Lage war in diesem Kriege oft höchst critisch gewesen; nie aber war es die letztere mehr als jetzt. Eine Schlacht zu liefern, sonst sein bestes Hülfsmittel,

wäre bey solcher Uebermacht Verwegenheit gewesen. Selbst ein Sieg, in seinem jetzigen Zustande so schwer zu erringen, konnte nicht anders als sehr theuer erkauft werden, und wegen der so zahlreichen feindlichen Heere nur wenig nützen; dagegen eine Niederlage für den König die schrecklichsten Folgen haben mußte. Er besann sich nicht lange, und beschloß zum erstenmal in seinem Leben, eine Schlacht sorgfältig zu vermeiden. Bey seiner Hauptarmee, dem Kern seiner Kriegsmacht, war, besonders wenn er sich an ihre Spitze befand, nie von Verschanzungen die Rede gewesen. Man war in seinen Lagern gewohnt, bloß dem Kriegsgebrauch gemäß, Erdhaufen für die Feldwachen der Infanterie aufzuwerfen, und Batterien für das schwere Geschütz anzulegen; jezo aber sollte das ganze Lager verschanzt werden. Allein auch diese Handlung Friedrichs hatte das Gepräge des Außerordentlichen, und wurde auf eine Art, und mit einer Geschwindigkeit ausgeführt, wovon man in der neuern Kriegsgeschichte kein Beispiel findet.

Der Mittelpunct des Lagers war ungefähr eine Meile von Schweidnitz. Der ganze Bezirk, wo die Infanterie sich gelagert hatte, wurde jezo in einer Kette von Linien; Verschanzungen mit tiefen Gräben, die durch vier und zwanzig große Batterien an einander hingen; vor den Linien wurden Pallisaden eingerammt, oder spanische Reuter gesteckt, und vor diesen noch drey Reihen sechs Fuß tiefe Wolfsgruben. Eine jede Batterie hatte überdem zwey Flatterminen, oder mit Pulver, Kugeln und Handgranaten gefüllte Gruben, die in einer geringen Entfernung vor den Batterien angelegt waren, und durch Nöhren ins Innere derselben gingen. Der König hatte auch noch an 150 Canonen aus Schweidnitz genommen, um die Batterien zu verstärken. So war das Lager bey Bunkelwitz beschaffen, das

einer Festung glich, und den Feinden die größten Hindernisse zum Angriff entgegen stellte. War die Art der Befestigung bewundernswürdig, so war es die Geschwindigkeit der Ausführung noch weit mehr; denn diese ungeheure, höchst mannigfaltige Arbeit, war das Werk von drey Tagen. Die Hälfte der Armee arbeitete immer, und die andre ruhete; und so ging es Tag und Nacht ununterbrochen fort, bis alles fertig war. Wo die Verschanzungen am linken Flügel aufhörten, in einer großen Ebene, standen neunzig Escadrons Preussische Cavallerie, die begierig war, die von Eidlis gelehrten künstlichen Reuterey-Mandevés auf diesem Terrain im vollen Lichte zu zeigen.

Es war gleich anfangs die Absicht der feindlichen Feldherrn, den König anzugreifen. Hiezu aber gehörte ein Plan, und dieser konnte wegen entgegengesetzter Meinungen, verschiedener sowohl politischer als militärischer Grundsätze zwischen den Oesterreichern und Russen, mancher abweichenden Kriegsgebräuche, vieler Zweifel, und mannigfaltiger Bedürfnisse, nicht in einem Tage entworfen und geordnet werden. Friedrich benutzte diese für ihn äußerst kostbare Zeit, und da die Zweifel seiner Feinde gehoben, alles berichtigt, und die Heerführer einstimmig zum Angriff entschlossen waren, so sahen sie kein Preussisches Lager mehr, sondern eine Kette von Festungswerken vor sich, die gleichsam wie durch Zauber aus der Erde hervorgegangen waren. Die Art diese anzugreifen, oder vielmehr zu bestürmen, erforderte neue Entwürfe. Man mußte Ströme von Blut erwarten, noch ehe man mit den Preußen im Innern ihres Lagers handgemein werden konnte. Die Muthigsten aller Heere zagen bey dieser Unternehmung, die mehr als irgend eine im ganzen Lauf des Kriegs entscheiden sollte.

Friedrich war indessen stündlich zur Schlacht bereit. Bey Tage, wo man alle Bewegungen in den feindlichen Lagern wahrnehmen konnte, mußten seine Soldaten rasten; so bald aber die Abenddämmerung anbrach, wurden die Zelter abgebrochen, die ganze Bagage der Armee unter die Canonen von Schweidnitz geschickt, und alle Regimenter traten hinter ihren Verschanzungen ins Gewehr. So stand Infanterie, Cavallerie und Artillerie, alle Nächte durch in Schlachtordnung. Der König befand sich gewöhnlich bey einer Hauptbatterie, wo ein kleines Zelt für ihn aufgeschlagen war. Seine ganze Bagage wurde auch täglich alle Abend weggeschickt, und des Morgens kam sie zurück. Erst nach Aufgang der Sonne legten die Truppen ihre Waffen nieder, und schlugen ihr Lager wieder auf. Die Hitze war drückend, und, Brodt ausgenommen, an Lebensmitteln großer Mangel. Die Soldaten hatten nichts zu kochen, und wurden der Quarrantaine bey Wasser und Brodt höchst überdrüssig. Hierzu kam das Bedürfnis des Schlags, das alle Tage dringender wurde. Die Kranken mehrten sich erstaunlich, und wurden immer Schaarenweise nach Schweidnitz gebracht. Das Mißvergnügen der Truppen bey der ganzen Armee war allgemein, und die Desertion würde sehr stark gewesen seyn, wenn die Linien bey Tage, und die Schlachtordnung in der Nacht nicht alles Ausweichen unmöglich gemacht hätten. Dieser Umstand vermehrte die Unentslossenheit der feindlichen Feldherrn, und ihre Ungewisheit in Ansehung der Stärke und Schwäche der verschiedenen Lagerposten.

Der König erwartete alles von der Zeit und dem Hunger. Er selbst war von dieser Seite durch die reichlich gefüllten Magazine in Schweidnitz beruhigt, die es wenigstens an Brodt und Fourage nicht fehlen ließen. Der Mangel dieser

nöthigsten aller Bedürfnisse aber konnte nicht lange bey den zahlreichen feindlichen Heeren ausbleiben, die in einem kleinen Bezirk zwischen Bergen eingeschränkt, unmöglich fortdauernden Unterhalt finden konnten. Der Scheffel Korn war bis auf funfzehn Reichsthaler gestiegen, und doch mußten die Einwohner den Kauf zu diesem hohen Preise als einen Gewinn ansehen. Den Russen wurde diese Noth zuerst unerträglich. Hiern kam, daß der Preussische General Platen, den der König mit 7000 Mann den Russen in den Rücken geschickt hatte, eines Russischen Transport von 5000 Wagen weggenommen, die 4000 Mann starke Bedeckung geschlagen, 1900 Mann Gefangene gemacht, und drey ihrer größten Magazine zerübert hatte; dabey wurde selbst ihr Hauptmagazin in Posen von ihm bedroht. Nun schien es ihnen die höchste Zeit, abzuziehn. Nachdem man zwanzig Tage lang immer Entwürfe gemacht, und wieder verworfen hatte; nachdem die vereinigten Armeen zweymal zum Angriff früh Morgens ausgerückt, und sodann ohne Verlust wieder in die Lager eingerückt waren, so wurden alle Pläne aufgegeben, und Buttern marschirte mit der Russischen Armee ab, ging den 13ten September über die Oder, und ließ Czernichef mit 20,000 Mann bey dem Oesterreichischen Heere zurück.

Die Nachricht von dem Abzug der Russen erregte einen Jubel im Preussischen Lager. Man frohlockte, als ob man den herrlichsten Sieg erröchten hätte. Obgleich Laudons Heer immer noch weit stärker als das königliche war, so hörten dennoch alle Vertheidigungsmaaßregeln der Preussen mit einmal auf. Kein Lager wurde des Abends mehr abgebrochen; keine Bagage wurde mehr weggesandt; es geschah kein nächtliches Ausrücken mehr; die Schweidnitzer Canonen wurden zurück in die Festung gebracht; die Flaz

terminen ausgeleert; die Wolfsgruben zugeworfen; die spanischen Reuter verbrannt, und ein großer Theil der Verschanzungen eingerissen; dabey war die Communication mit dem platten Lande wieder offen, und das Preussische Lager wurde jetzt mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehen.

Friedrich blieb nicht länger in dieser Stellung, als vierzehn Tage nach dem Abmarsch der Russen; er sah den Feldzug noch nicht als glücklich an, und wünschte ihn noch durch Thaten auszuzeichnen. Laudon stand in einem festen Lager, und bezeigte keine Lust zu schlagen. Der König glaubte ihn durch drohende Märsche daraus zu entfernen, und nach Böhmen zu treiben, oder auch eine vortheilhafte Gelegenheit zur Schlacht zu finden. Diesem Entwurfs zufolge brach er aus seinem Lager auf, und entfernte sich zwey Tagemärsche von Schweidnitz.

Diese Festung war, so wie alle Preussische Festungen, nur schwach besetzt, und überdem bestand ein großer Theil der Besatzung aus Ueberläufern und andern sehr unzuverlässigen Leuten. Der Ort selbst, obgleich so oft belagert, und durch mancherley Kriegsscenen berühmt, war nichts weniger als eine Hauptfestung. Der Commandant aber, General Zastrow, schien durch seine Erfahrung, Klugheit und Kriegswissenschaft diese Mängel zu ersetzen. Zudem war jetzt, da sich der König in der Nähe befand, keine Belagerung denkbar. Auch war Laudon weit von diesem Gedanken entfernt; allein zu einer Ueberumpelung machte er die zweckmäßigsten Anstalten. Czernichef bot dazu sein ganzes Corps an, davon aber nur 800 Russische Grenadiers angenommen wurden. Das Geheimnißvolle der Vorbereitungen, die Kenntniß der Lebensweise des Commandanten, der ein großer Freund der Tafelfreuden war, und die sehr schwache Besatzung,

alles dieses sicherte den Anschlag. Es waren 240 Stücken Geschütz in der Festung, allein nur 191 Artilleristen. Zastrow ahnete nichts, und war so über alle Vorstellung unbesorgt, daß er nur selten Reiter ausschickte, die Bewegungen des Feindes auszuspähen. Laudon hatte daher die beste Gelegenheit, alles ungeführt und unbeobachtet anzuordnen. Er ließ erst die Festung durch leichte Truppen umringen, und den 1sten October durch Croaten einen falschen Angriff machen, während welchem zwanzig Bataillons, in vier Colonnen vertheilt, mit Sturmleitern und Faszchinen anrückten, und ohne bemerkt zu werden, an vier verschiedenen Orten der Außenwerke um drey Uhr nach Mitternacht anlangten. Hier verweilten sie nicht lange; sie stürzten in den bedeckten Weg, drangen in die Außenwerke, vertrieben die Besatzung, oder hieben sie nieder, richteten die eroberten Preussischen Kanonen auf die Festung, und nun stürmten sie den Hauptwall.

Man hatte rathsam befunden, durch Brandwein den Muth der Stürmenden zu belegen; daher achteten sie keine Gefahr. Die Russen besonders drangen in unordentlichen Haufen wie unsinnig vor. Sie kamen in der Finsterniß an eine ausgehöhlte Tiefe in den Werken; die Zugbrücke war abgebrochen. Man hatte an diesem Orte keine Hindernisse erwartet. Die Vordersten machten Halt, und riefen nach Leitern und Faszchinen; einigen Russischen Befehlshabern aber schien dieses zu weitläufig; sie glaubten diese Tiefe eben sowol mit Menschen anfüllen zu können, und trieben die Hintersten an, vorwärts zu drücken. Die Unglücklichen, die sich an der Spitze befanden, wurden nun durch die große andringende Gewalt in den Abgrund gestürzt, und so marschirten die Folgenden über ihre Leiber weg. Die Russen hieben alles nieder, was ihnen vorkam. Auf einer Bastion, die beynähe erstiegen war,

rief man um Pardon; der Gegenruf der wüthenden Russen war: „Nichts Pardon! „ Ein Preussischer Artillerist wollte in dieser Lage nicht ungerochen sterben: er zündete ein Pulvermagazin an, wodurch er sich mit einer Anzahl Preussen und 300 Feinden in die Luft sprengte. Den letzten Angriff that der Commandeur des Laudonschen Regiments, Graf von Wallis, auf ein Haupt-Fort, das von den Preussen auf das tapferste vertheidigt wurde. Zweymal wurden die Oesterreicher zurückgetrieben. Wallis aber rief ihnen zu: „Wir müssen die Festung ersteigen, oder ich will hier umkommen. Ich habe dies unserm Chef versprochen. Unser Regiment führt seinen Namen. Laßt uns also siegen oder sterben. „ Diese Rede that Wunder. Die Officiers trugen selbst die Leitern herben, und nun wurde das Fort mit Kriegswuth ersteigen. Bey der ganzen Unternehmung gebrauchten die Oesterreicher keine Canonen, bis sie die Preussischen in der Festung erobert hatten. Bis dahin waren ihre Waffen das Bajonet und der Säbel.

Nach einem dreystündigen Sturm, mit Anbruch des Tages, war die Festung Schweidnitz erobert, und befand sich nebst der 3000 Mann starken Besatzung mit allen Arsenalen und Magazinen, ohne vorhergegangene Belagerung und ohne alle Capitulation, in den Händen von Preussens Feinden. Laudon, um seine Soldaten von der Plünderung abzuhalten, hatte ihnen statt der Beute 100,000 Gulden versprochen, wodurch der großen Unordnung zum Theil gesteuert wurde. Die Plünderung dauerte nur einige Stunden. Die Wallonischen Grenadiers nahmen daran keinen Theil. Selbst Laudons Versprechen der Entschädigungsgelder hatte für sie keinen Reiz. Sie riefen einmüthig: „Führen Sie uns nur an, um Ruhm zu erwerben, wir brauchen kein Geld. „ Der Commandant Zastrow war sinn-

reich genug, sich gegen seinen Monarchen zu rechtfertigen, und auf eine gute Vertheidigung zu berufen. Friedrich antwortete, daß ihm der Vorfall ein Räthsel wäre, und daß er sein Urtheil verschieben wollte. Er hatte wahrscheinlich seine Ursachen, nach geendigtem Kriege diesen General nicht vor ein Kriegsgericht zu ziehn, und begnügte sich, ihn seines Dienstes zu entlassen.

Laudon hatte jetzt den Oesterreichischen Waffen wieder einen höchst wichtigen Vortheil errungen. Durch die Eroberung von Schweidnitz waren die Oesterreicher nach sechs blutigen Feldzügen zum erstenmal in Stand gesetzt, Winterquartiere in Schlessen zu machen. Die Belohnung des Feldherrn war aber keinesweges der Größe des Dienstes angemessen. Undank war sein Lohn; und eine förmliche Bestrafung wäre erfolgt, wenn nicht der Kaiser Franz und der alte Fürst Wenzel von Lichtenstein, den die Kaiserin wie einen Vater ehrte, ihn mit ihrem ganzen Einfluß geschützt hätten. Diese mächtigen Gönner, für die Ehre ihres Hofes besorgt, gingen noch weiter; sie bewirkten, um durch solche nichtswürdige Hofcabalen nicht dem ganzen Europa Stoff zum Gespötte zu geben, daß Laudon von der Kaiserin nicht allein einen gnädigen Brief, sondern auch Geschenke erhielt. Das Borgesallene wurde ihm jedoch nicht verziehen. Sein Verbrechen war: eine so wichtige Sache ohne Anfrage, und ohne Erlaubniß des Hofkriegsraths in Wien, unternommen zu haben; eine Formalität, die wahrscheinlich durch die damit verknüpfte Verzögerung den ganzen Entwurf vernichtet hätte.

Die überaus schleunige Beförderung Laudons zu den höchsten Kriegswürden, und zwar ohne alle Ränke und Hofgunst, bloß wegen persönlicher Verdienste, und dieses in einem Lande wie Oesterreich, war ein in unserm Jahrhundert noch nicht erlebtes Beispiel. Der Croaten Major

Landon, der noch im Jahr 1757 um die Ausfertigung der kaiserlichen Befehle bey den Schreibern der Oesterreichischen Dicastrien demüthig sollicitiren und ihre Bequemlichkeit abwarten mußte, wurde im Jahre 1761 von ganz Europa als die größte Stütze von Theresiens Thron betrachtet, und war es auch im eigentlichsten Verstande. Er war es, der den Plan des Ueberfalls bey Hochkirch entwarf. Er hatte durch die Wegnahme des großen Preussischen Transports in Mähren Olmütz gerettet. Er hatte das Fouquersche Corpß geschlagen, und diesen großen General gefangen genommen. Er hatte Glas erobert. Er, und nicht Soltikow, hatte den König bey Kunersdorf geschlagen; viele andre große, obgleich minderwichtige Vortheile, hatten ihm die Oesterreicher zu verdanken, und jetzt hatte er Schweidnitz erobert.

Die großen Kriegstalente dieses Heerführers schienen jedoch von dem Glück zu Friedrichs Vortheil bestimmt zu seyn. Landon war vor dem Kriege in Berlin, und wünschte Preussischer Hauptmann zu werden. Der König schlug das Gesuch ab; und nun entfernte sich aus seinen Staaten ein dem Anschein nach sehr unbedeutender Mann, der aber vom Schicksal ausersehn war, auf den ganzen Krieg den größten Einfluß zu haben. War Landon nicht bey Theresiens Heeren, so hätte man nicht sieben Feldzüge durch gekämpft, und alle Kriegsoperationen Friedrichs nebst ihren Folgen wären ganz anders gewesen. Den Entwurf zur Ueberrumpelung von Schweidnitz hatte er dem Kaiser mitgetheilt, und zugleich die Schwirigkeiten dargelegt, die zögernde Formalitäten bey einer solchen Unternehmung erzeugen würden. Nichts konnte den glücklichen Erfolg sichern, als die Geschwindigkeit der Ausführung. Des Königs Operationen waren ungewiß, und die geringste Entdeckung des Geheimnisses machte

den Versuch ganz unmöglich. In dieser Lage nahm es der Kaiser auf sich, ihn bey seiner Gemahlin zu vertreten; und er war es auch, der ihr die erste Nachricht von einem Glücksfall brachte, der mehr als eine gewonnene Schlacht werth war. Theresia, ungewohnt durch diesen Canal Kriegsnachrichten zu erhalten, und auf ihre Autorität höchst eifersüchtig, bezeugte in den ersten Augenblicken keine Freude darüber. Sie war aufgebracht, und der hintangesetzte Hofkriegsrath flammte ihren Zorn noch mehr an. Keine Gründe wurden angehört, und Laudon wäre ohne die Edelmuth Franzens und Lichtensteins verlohren gewesen.

Die so unerwartete Neuigkeit von dem Verlust von Schweidnitz setzte die Armee des Königs von Preußen in die äußerste Bestürzung. Kein Vorfall, kein Unglück in dem ganzen Kriege, hatte eine so starke Wirkung auf die muthvollen Preußen. Man hatte jetzt alle Früchte eines ehrenvollen höchst mühseligen Feldzugs auf einmal eingebüßt, und man befürchtete nicht ohne Grund die Last einer neuen Winter-Campagne. In jedem Fall war eine langwierige Belagerung gewiß zu erwarten. Hiezu kamen schreckliche Nachrichten aus Pommern. Die Aussichten in die Zukunft wurden immer trüber. Dieser muthlose Zustand aber dauerte nicht lange. Die Standhaftigkeit Friedrichs belebte sein ganzes Heer. Er versammelte die vornehmsten Officiers, meldete ihnen selbst seine Misfälle und seine Hoffnungen, und stellte es jedem frey, der hoffnungslos seinen Dienst verlassen wollte. Keiner ruckte dieses Anerbieten, und alle führten neue Kräfte. Nie wünschte der König und seine Armee so sehr eine Schlacht. Laudon aber, mit seinem Glücke zufrieden, obgleich sonst gern zum Kampf bereit, gab jetzt keine Gelegenheit dazu; er blieb in seinem Lager bey Freiburg, wobey er mit

Sachsen, Böhmen und Mähren Gemeinschaft behielt. Der König hingegen verlegte seine Truppen in die Cantonirungsquartiere, und nahm in Strehlen an der Ohlau sein Hauptquartier.

Hier war es, wo ihm durch Verrätheren ein außerordentliches Unglück bevorstand. Der Baron Warforsch, ein Schlesiſcher Edelmann, der in der Nähe von Strehlen Güter befaß, hatte dem König im Hauptquartier aufgewartet, und an seiner Tafel gespeist. Diese gute Ausnahme konnte jedoch nicht den bösen Anschlag unterdrücken, den die Sorglosigkeit Friedrichs in Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit erzeugte. Nichts war leichter, als ihn hier in der Nacht aufzuheben. Sein Quartier war außerhalb den Stadtmauern von Strehlen, und seine ganze Bedeckung darselbst eine Compagnie Grenadiers, von denen nur dreißig Mann die Wache hatten. In der Stadt selbst lagen 6000 Mann; allein auf ihren Beystand war bey einer raschen Ausführung, zumal in der Dunkelheit der Nacht, gar nicht zu rechnen. Ein nahegelegener Wald begünstigte die Unternehmung außerordentlich. Es war dazu nur ein Trupp wohlberittener Husaren und ein entschlossener Anführer erforderlich. Noch ehe man in der Stadt hätte zu den Waffen greifen können, wäre der König gefangen, und entfernt gewesen. Der Wald, der zu Laudons Heer führte, hätte allen Versuchen der Preußen, ihren Monarchen zu befreien, ein Ziel gesetzt. Warforsch sahe dieses vollkommen ein; er schiedete daher einen Entwurf, und theilte ihn einem Oesterreichischen General mit. Man versprach dem Verräther eine Belohnung von 100,000 Ducaten. Ein Priester, Namens Schmidt, war die Mittelsperson, und auch an ihn wurden die Briefe bestellt. Der Fanatismus hatte jedoch keinen Antheil an diesem Verbrechen; denn Warforsch war lutherischer Religion. Ein Jäger, in seinem

(2)

Dienst stehend, war hiebey immer der Bote. Diesem Menschen aber schien aus verschiedenen Gründen der Briefwechsel verdächtig. Endlich eröfnete er einen Brief, der den ganzen Plan enthielt, und den er sogleich zum Könige brachte.

Auf diese Weise entging Friedrich der größte Gefahr, die noch je über seinem Haupt geschwebt hatte. Barkofsch und sein Spießgesell, der Priester, fanden Mittel zu entkommen, da ein abgeschickter Officier eben im Begriff war sie gefangen wegzuführen. Die Güter des Verräthers wurden eingezogen, und er nebst dem Priester im Bildniß acquirirte. Als dem König das Urtheil zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, sagte es scherzend: „das mag immer geschehn; denn die Portraits werden vermuthlich eben so wenig taugen, als die Originale selbst.“ Bald nach diesem Vorfalle bezog der König die Winterquartiere längs der Oder von Brieg bis Glogau, und nahm das seinige in Breslau.

Während der Zeit, das diese Auftritte in Schlesien geschah, hatten die Russen ihre große Uebermacht in Pommeren benutzt. Der General Cottleben, dessen Treue wegen der gelinden Behandlung Berlins verdächtig geworden war, wurde in Verhaft genommen, und nach Petershurg geschickt. Romanzow erhielt nun den Auftrag, Colberg abermals zu belagern. Er näherte sich der Festung im August mit einem ansehnlichen Corps. Eine Russische Flotte von ein und zwanzig Linienschiffen, drey Fregatten und drey Bombardier-Galiotten, unter Anführung des Admirals Mischakow, kam aus Cronstadt, mit welcher sich eine Schwedische Escadre von sechs Linienschiffen und zwey Fregatten vereinigte, um diese dritte Belagerung eines nicht sehr beträchtlichen Ortes mit aller Macht zu unterstützen. Der Besatz desselben war jedoch für die Russen außerordentlich wichtig, weil sie dadurch festen Fuß in Pommeren

zu erhalten hoffen. Der Preussische General, Prinz von Württemberg, suchte dieses aus allen Kräften zu verhindern. Er verschanzte sich mit 6000 Mann unter den Canonen von Colberg. Romanzow mußte also die Laufgräben zuerst gegen die verschanzte Lager auführen. Man beschoß dieses sowohl als die Festung mit der größten Lebhaftigkeit. Die Gegenwehr war eben so nachdrücklich. Der Prinz von Württemberg im Lager, und der tapfere Commandant Heyden innerhalb der Festung, machten durch ihre vortrefflichen Anstalten den Feinden jeden Fußbreit Erde freitig. Das Bombardement ging von der Land- und Seeseite ununterbrochen fort; nur wenige Stunden des Tages wurde innegehalten. Ein Sturm wüthete unter den vereinigten Flotten im Anfang des Octobers. Ein Russisches Linienschiff scheiterte, und sank mit der ganzen Besatzung in den Abgrund des Meers; ein Hospitalschiff gerieth in Brand, und wurde von den Flammen verzehret. Nun eilten die Flotten von den Pommerischen Küsten weg, und die Belagerten konnten nun zu Wasser aus Scerrin Lebensmittel erhalten, woran es in der Festung schon anfang zu fehlen.

Die Russen hatten eine Hauptschanze erobert, die den Preußen von der äußersten Wichtigkeit war, daher sie nach einem sehr lebhaften Gefecht wieder von ihnen weggenommen wurde. Romanzow wollte den Besitz abermals erkämpfen. Hieraus entstand ein mörderisches Treffen, das viertelhalb Stunden zum größten Nachtheil der Russen dauerte, die über 3000 Mann verlohren, und abziehen mußten.

Der Winter näherte sich, und mit ihm häuften sich die Schwierigkeiten bey den Russen. Romanzow setzte jedoch die Belagerung muthig fort. Er erhielt eine große Verstärkung von Butterlin, der nach dem Abzuge aus Schlessen sich auch nach

Pommern gewandt hatte. Auch der Prinz von Württemberg wurde durch den General Platen verstärkt, und der Preussische General Knobloch mit 2000 Mann nach Dreptow geschickt, um die Proviant-Transporte nach Colberg zu decken. Diese Verfügungen, so klein im Verhältniß gegen die Operationen so zahlreicher Feinde, war alles, was Friedrich in seiner jetzigen Lage zur Rettung des Orts veranstellen konnte. Nie verführen die Russen in diesem Kriege mit größerem Eifer, als jetzt. Knobloch wurde von 8000 Mann in Dreptow angegriffen; er vertheidigte sich in diesem offenen Ort, der kaum Mauern hatte, und ohne Lebensmittel war, fünf Tage lang; endlich aber mußte er sich mit 2000 Mann zu Kriegsgefangenen ergeben. Das Bedeckungscorps unter den Canonen von Colberg erschwerte den Unterhalt der Besatzung, und war überdem bey der täglich wachsenden Macht der Feinde ein schwerer Schutz für die Festung. Man hatte größere Wahrscheinlichkeit, ihr durch Operationen im Felde nützlich zu seyn. Der Prinz von Württemberg sowol als Platen verließen daher das verschanzte Lager, und zogen sich nach Stettin.

Alles wurde nun versucht Colberg mit Proviant zu versehen. Heyden mit seiner schwachen Besatzung achtete wenig auf das zahlreiche Belagerungsheer; seine Wünsche waren nur allein auf Brodt gerichtet. Der Mangel daran wurde immer größer, und die Soldaten sowol als die bewaffneten Bürger erhielten anstatt der gewöhnlichen zwey Pfund, nur täglich ein Pfund Brodt. Dennoch wollten sie von keiner Uebergabe hören. Heyden, der bey Romanzows Aufforderung sie um ihre Meinung befragte, erhielt zur Antwort: „Wir wollen uns wehren, so lange Pulver und Brodt da ist.“ Platen setzte sich in Bewegung, diese so nöthigen Bedürfnisse der Festung zuzuführen; allein er verlor

einen Theil des Transports, und wurde nach Stettin zurückgetrieben. Der Prinz von Würtemberg versuchte auch sich dem belagerten Orte zu nähern, allein es war ihm wegen der feindlichen Uebermacht unmöglich durchzukommen; auch kleine Transporte waren nicht hereinzubringen, da der Russische General Berg mit einem starken Corps die Gemeinschaft zwischen Stettin und Colberg gänzlich gesperrt hatte; desgleichen war ein Fort in den Händen der Russen, das den Hafen von Colberg commandirte, wodurch auch alle Hülfen von der Seeseite abgeschnitten wurde. Werner, der diese Festung im vorigen Jahre so muthig besetzt, und in dieser Gegend gewohnt war den Meißler zu spielen, hatte das Unglück gehabt, in einem großen Scharmügel von den Russen gefangen zu werden. Er war von dem Prinzen von Würtemberg mit einem Corps abgeschickt, den Russen in den Rücken zu kommen, ihre Magazine zu verheeren und die Zufuhr abzuschneiden. Werner, der keine Furcht kannte, unterließ die nöthige Behutsamkeit; er befolgte die erhaltenen Instructionen nicht genau, zerstörte seine Truppen, und fiel nach einer verzweifelten Gegenwehr unter den Streichen eines sehr überlegenen Feindes. Es blieb den Belagerten also gar keine Hoffnung mehr übrig; da jedoch Heyden noch etwas Brodt hatte, so setzte er seine Vertheidigung fort. Den Russen fehlte es an nichts, da man sie zu Wasser mit allem versorgte. Es war im December, und froh hart. Der Commandant ließ die Mauern mit Wasser begießen, die durch den Frost spiegelglatt wurden. Die Russen stürmten, allein es war ihnen unmöglich die Wälle zu ersteigen. Jeder Sturm wurde mit großem Verlust abgeschlagen. Endlich war der übrige Vorrath von Brodt völlig aufgezehret, und der durch Feuer und Kugeln unüberwindliche Heyden wurde nun durch Hun-

ger gezwungen, sich den 16ten December nach einer viermonatlichen sehr merkwürdigen Belagerung zu ergeben.

Nach der Eroberung von Colberg war diese thatenvolle Pommersche Campagne geendigt, in welcher die Preussischen Feldherren trotz des widrigen Glücks großen Ruhm einernteten. Der Prinz von Würtemberg ging nun nach Necklenburg, und Platen stieß mit seinem Corps in Sachsen zum Prinzen Heinrich, der sich den ganzen Feldzug durch gegen die große Oesterreichische Armee unter Daun, und gegen die Reichsarmee in dieser Provinz behauptet hatte; und nun machten die Russen zum erstenmal Winterquartiere in Pommern und in der Neumark, so wie die Oesterreicher in Schlessien. Der Verlust von Colberg und von Schweidnitz in einem so kurzen Zeitraum war daher für den König ein sehr großes Unglück. Alle Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel für die Russischen Heere in Pommern konnten jetzt leicht zur See herbeigeführt werden, und die Oesterreicher hatten nun in Schlessien festen Fuß. Die Feinde jetzt aus diesen Provinzen zu vertreiben, erforderte viel Blut, viel Zeit, und noch mehr Glück. Es waren hiezu mehr Kräfte als jemals vonnöthen. Wo aber sollten diese gefunden werden? Die alten Soldaten lagen auf den Schlachtfeldern eingescharrt. Die Einkünfte aus dem größten Theil der Preussischen Staaten blieben entweder ganz aus, oder waren doch sehr geschwächt; die noch übrigen Sächsischen Quellen fingen auch an zu versiegen; die Englischen Hülfsgelder wurden nicht mehr bezahlt; Dresden und ein Theil von Sachsen war in Oesterreichischen Händen, und alle feindliche Heere in der besten Verfassung, weiter um sich zu greifen. Der König befand sich in einer üblern Lage, als je am Schluß eines Feldzugs, ohne einmal eine Schlacht verlohren zu haben. Der

fortdauernde Muth seiner Truppen, der ungeschwächte Eifer und die rastlose Thätigkeit seiner erfahrenen Feldherrn, eine noch nicht erschöpfte Schatzkammer, und ein Geist voller Hülfquellen, machten jedoch diese Unfälle erträglich. Man hatte viel gewonnen, da man die Hoffnung nicht verloren hatte. War aber diese gleich das Loos Friedrichs und seines Heers, so dachten doch seine Bundesgenossen und seine Anhänger inn- und außerhalb Deutschland ganz anders. Man zitterte vor den Fall des Mächtigsten unter den deutschen protestantischen Fürsten, des bisher so furchtbar gewesenen Rivals der Oesterreichischen Monarchie; so entschlossen als fähig, die Rechte mindermächtiger Reichsstände gegen die unbeschränkte Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt zu beschützen, die protestantische Religion im Reich gegen den Fanatismus zu beschirmen, und die Staatsverfassung Germaniens aufrecht zu erhalten.

In dieser für den König von Preußen so schrecklichen Lage schwebte ihm noch ein Unglück über dem Haupt, größer wie alle, und das er nicht einmal ahnete. In Magdeburg beanderte sich damals eine ungeheure Menge Gefangene von so vielen Nationen: Oesterreicher, Russen, Franzosen, Sachsen, Schweden und Reichsboßler. Es war die Hauptfestung der Preussischen Staaten. Hier wurde der königliche Schatz, das Proben so vieler lebenden Staatsmänner und der Nachwelt; desgleichen das Archiv der Preussischen Monarchie aufbewahrt; hier hatte die königliche Familie nebst vielen Vornehmen des Landes ihren Aufenthalt; hier war das große Kriegsmagazin Friedrichs, und der Mittelpunkt seiner Macht; und eine Menge Kostbarkeiten waren hier von Privatpersonen aus allen Preussischen Provinzen in Sicherheit gebracht. Die neuere Geschichte liefert kein Beyspiel, daß mit der Be-

hauptung oder dem Verlust einer einzigen Stadt das Schicksal einer ganzen Monarchie verknüpft gewesen wäre. Magdeburg verloren, und alle Triumphe im Felde wären vergebens erfochten, und der Krieg zu Ende. Diese Festung war jedoch nicht nach dem Verhältniß ihrer großen Wichtigkeit besetzt. Die Besatzung bestand aus einigen tausend Mann. Es waren theils Landskinder, theils Ausländer, theils Ueberläufer. Indessen war eine Belagerung wegen der dazu nöthigen großen Anstalten, wegen der wahrscheinlichen Dauer, und wegen der Preussischen Heere im Felde, nicht ausführbar. Friedrich hätte Sachsen, Schlesien, ja alles preisgegeben, um Magdeburg zu retten, und die zahlreichsten Belagerungs-Armeen wären, verschanzt oder unverschanzt, unter den Mauern dieser Festung mit Wuth angegriffen worden. Die Gewißheit einer solchen nachdrucksvollen Operation, wendete jeden Belagerungsversuch ab, und der König blieb wegen Magdeburg ganz unbesorgt.

Was aber durch äußere Gewalt nicht thunlich war, konnte durch Verrätheren ausgeführt werden, und zu dieser wurde mehr als Ein Entwurf gemacht. Friedrich hatte keinen Gedanken von einer hier möglichen Gefahr, als der von ihm verfolgte Kaiserliche Rittmeister Trenk, im scheußlichsten Kerker, unter der Last seiner Ketten auf Mittel sann, Magdeburg zu überrumpeln; und es fehlte wenig, so wäre das Schicksal eines Monarchen, den die größten Mächte Europens mit Anstrengung aller ihrer Kräfte nicht bezwingen konnten, von einem der nahen Verwesung geweihten, in Eisen geschmiedeten Manne bestimmt worden; der auf seinem Leichensteine ruhend, sein verschimmeltes Commißbrod aß, allein dennoch die Rechte der gekränkten Menschheit tief fühlte, und nichts als Freyheit und Rache athmete.

Glücklicherweise für den König unterblieb der kühne Versuch.

Da alle großen Mächte in Europa Friedrichs Untergang beschlossen hatten, und der König von England, der einzige mächtige Bundesgenosse, seinen Zustand mit Gleichgültigkeit betrachtete, so wandte er sein Augenmerk auf Asien, und versuchte durch Unterhändler, sowol den Großkhan als den Tatar: Chan zu Einfällen in Ungarn und Rußland zu bewegen. Der Ruf von Friedrichs Thaten war bis in jenen Welttheil gedrungen, und sein Name wurde am schwarzen Meer, und an der Chinesischen Mauer, so wie am Ganges mit Ehrfurcht genannt. Die Morgenländischen Völker, mit der Geographie unbekannt, waren in Erstaunen verlohren, daß ein Fürst, dessen Existenz nie zu ihren Ohren gekommen war, den mächtigsten Nationen der westlichen Welt in einer Reihe von Jahren durch die Waffen Widerstand that, und nicht überwältigt werden konnte. Die Türken schüttelten am meisten die Köpfe. Sie kannten die furchtbare Macht der deutschen Sultani, die gewaltigen Kräfte des Russischen Reichs, und von den Kriegstalenten der Schweden hatten sie die höchsten Begriffe *). Wie alle diese, vereinigt mit dem mächtigen Französischen Sultan, nicht fähig wären, einen kleinen König zu untersuchen, dieses war ihnen ein unerklärbares Räthsel. Die Gesandten der krieg:

*) Mehmet Effendi, türkischer Gesandte am Berliner Hofe im Jahre 1764, frag einen Preussischen Officier, ob im siebenjährigen Kriege die Schweden nicht die fürchterlichsten von allen Feinden der Preussen gewesen wären. Die verneinende Antwort schien ihn sehr zu bestreunen.

führenden Höfe, die in Constantinopel von den Türken darum befragt wurden, schoben die Schuld aufs Glück. Die Muselmänner aber waren damit nicht befriedigt; ihre Hochachtung für den König von Preußen wuchs, und die Dettomannische Pforte würde, durch eigne Staatsvortheile angefeuert, da der Waffenstillstand mit Oesterreich zu Ende ging, im Jahre 1761 wahrscheinlich mit Preußen ein Bündniß gemacht haben, wenn der Französische Hof, der beständig so großen Einfluß auf die Nachschläge des Divans hat, die Ausführung nicht verhindert hätte.

In Westphalen, wo der Herzog Ferdinand wegen der feindlichen Uebermacht vertheidigungsweise verfuhr, und die Franzosen ihrer zerstörten Magazine halber in den Cantonirungsquartieren aufgehalten wurden, war es erst mitten im Sommer, als man den Feldzug eröffnete. Soubise machte die erste Bewegung am Ende des Juny, und ging mit seiner Armee über den Rhein; er rückte vorwärts nach Münster zu, bis er auf den Erbprinzen von Braunschweig stieß; auch Broglis brach von Cassel auf, um sich mit Soubise zu vereinigen, und sodann mit vereinigter Macht die Allirten anzugreifen. Er traf auf dem Marsch das Corps des Hannoverschen Generals Spörcken an. Dieser, obgleich vortheilhaft postirt, wollte sich mit einer so großen Armee nicht einlassen; er zog sich zurück, und überließ den Franzosen 800 Gefangene, 19 Canonen und 170 Wagen.

Ferdinand blieb nicht unthätig. Er ließ das Schloß zu Marburg und Siegenhayn belagern. In letztern Ort wurden binnen achtzehn Tagen 1500 Bomben geworfen. Die Stadt ging im Feuer auf, allein die Französische Besatzung wehrte sich tapfer; und da ein unaufhörliches Regenwetter es unmöglich machte, die Laufgräben förmlich zu eröffnen, so wurden beide Belagerungen aufgehoben. Die Belagerung von Cassel

aber, die die Allirten im Anfang des März unternommen hatten, wurde muthig fortgesetzt. Der Graf von Broglio, Bruder des Herzogs, commandirte in der Stadt. Er hatte sich auf eine lange Vertheidigung vorbereitet, und vieles Pferdefleisch einsalzen lassen. Die schönen Gärten vor der Stadt wurden dem Erdboden gleich gemacht. Nun wandte er alle Kräfte an, den Feind abzuhalten. Es glückte auch, so daß vier Wochen nach geöffneten Laufgräben die Belagerer wieder abzogen. Ferdinand ließ indessen die Franzosen beständig durch leichte Truppen harrassiren, zerstörte ihre neuangelegten Magazine, und fing ihre Transporte auf. Dies veranlaßte Broglio, nachdem er sich mit Soubise vereinigt hatte, zu dem Entschlus, die Allirten zu einer Schlacht zu zwingen. Sobald Ferdinand diese Absicht merkte, bezog er das feste Lager bey Hohenover. Broglio griff ihn hier den 15ten July mit einem heftigen Feuer an. Man focht, bis es dunkel wurde; die Franzosen wurden zurückgeschlagen, und zogen sich in die Gebüsch an der Salzbach. Das Treffen aber wurde am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages von Broglio erneuert. Beide Französische Armeen näherten sich in Schlachtordnung. Das Feuer aus dem groben Geschütz und Musketen war schrecklich, und dauerte fünf Stunden. Die Franzosen konnten keinen Fußbreit Grund gewinnen. Endlich bemächtigten sich die Allirten einer Anhöhe, brachten die Feinde in Verwirrung, und schlugen sie zurück; sie ließen ihre Todten, ihre Verwundeten, und viele Canonen im Stich, und flohen. Es wurden eine Menge Gefangene gemacht, worunter sich das ganze Französische Regiment Rouge befand. Der linke Flügel der Franzosen, der mittlerweile mit dem Erbprinzen im Handgemein gewesen war, gab nun auch den Stoß auf, und zog sich zurück. Die Natur des Grundes er-

laubte es der Cavallerie nicht, die Fliehenden zu verfolgen, und den Sieg desto glänzender zu machen. Der Verlust der Franzosen in diesem Treffen war 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, die Allirten zählten 300 Todte und 1000 Verwundete. Wenig Tage nachher hatte der Prinz Albert Heinrich von Braunschweig, der erst kürzlich bey der Armee angekommen war, um seinem großen Bruder und Onkel nachzueifern, das Unglück bey einem elenden Scharmützel durch einen Schuß tödtlich verwundet zu werden. Souvise schickte selbst zwey der erfahrensten Wundärzte ins Lager der Allirten, die diesen edlen Jüngling doch nicht zu retten vermochten.

Obgleich Ferdinand die Ehre des Siegs hatte, so war doch dadurch nichts gewonnen. Bey der großen Uebermacht der Feinde kam ihr Verlust in keine Betrachtung; auch würden sie wahrscheinlich neue Versuche gemacht haben, um mit ihren zwey vereinigten Heeren die schwache Armee der Allirten dennoch in die Enge zu treiben, allein die Französischen Feldherren stimmten gar nicht zusammen. Es herrschte eine alte Feindschaft unter ihnen, und bald nach dem Treffen trennten sich beide Armeen. Beide zogen sich zurück; Broglio marschirte nach Cassel, und Souvise ging über die Röhr. Der erstere hätte bald das Unglück gehabt, bey'm Recognosciren gefangen zu werden. Ein Preussischer schwarzer Husar hatte ihn bereits bey'm Rocktragen gefast, indem er über eine Hecke wegsetzte; allein das Pferd des Husaren stürzte, und Broglio entkam glücklich; zehn seiner Adjutanten aber und 200 Reuter von seiner Bedeckung wurden gefangen. Auch der Erbprinz von Braunschweig war wenig Tage zuvor diesem Schicksal nahe, als er bey Unna die Franzosen recognoscirte. Sie umringten ihn plötzlich, allein er bahnte sich mit seiner Bedeckung den Weg durch den feindlichen Haufen.

Ferdinand sahe sich nun auch genöthigt seine Macht zu theilen, um beide feindliche Armeen zu beobachten, die endlich wieder vorrückten. Broglie's Absicht war durchaus, in Hannover so weit wie möglich einzudringen, und Soubise drohete Münster zu belagern, das er blokirte hielt; allein er hatte an dem Erbprinzen einen sehr wachsamem Gegner, der die Stadt Dorsten wegnahm, wo sich ein großes Magazin und die Feldbäckerey befand. Alles dieses wurde zerstört, über hundert Backöfen zertrümmert, und die Besatzung zu Gefangenen gemacht. Nun war Soubise gezwungen sich über die Lippe zurückzuziehen.

Broglie aber war zu stark, um sich von Hannover abhalten zu lassen. Ferdinand bemühte sich, ihn in nachtheiligen Positionen zu einem neuen Treffen zu bringen, und war daher immer in der Nähe; der Französische Feldherr aber vermied sorgfältig sich einzulassen. Da Gewalt dieses Vorrückens nicht hemmen konnte, nahm Ferdinand seine Zuflucht zur List. Er marschirte eiligst nach Hessen und schnitt der Französischen Armee die Zufuhr von dorthen ab. Diese meisterhafte Kriegsoperation gelang. Broglie ging sogleich nach Hessen zurück. Ferdinand marschirte nun nach Paderborn, um die Franzosen zu beobachten, wenn sie ihren Anschlag auf Hannover erneuern sollten. Der Erbprinz, der jetzt wegen Münster nichts mehr zu fürchten hatte, stieß nun zur großen Armee, und vernichtete auf dem Marsch die Französischen Magazine, die er in unbefestigten Dörfern antraf.

Mittlerweile ging Soubise wieder über die Lippe, und sandte Parteyen aus, die Westphalen durchstrichen und das Land grausam verheerten. Broglie schickte Detachements nach dem Harzwalde, und ließ schwere Contributionen eintreiben. Der Prinz Kaver von Sachsen, belagerte Wolfenbüttel, das sich nach einem Bombarde-

ment von fünf Tagen ergab. Nun richtete er seine Augen auf Braunschweig; allein der Erbprinz und sein Bruder Friedrich eilten ihrer bedrängten Hauptstadt zu Hülfe, und versagten die Belagerer nach einem hitzigen Gefecht mit Verlust von mehr als tausend Mann und einigen Canonen; so daß sie nicht allein die Belagerung sofort aufhoben, sondern auch Wolfenbüttel verließen.

Ein Detachement von der Armee des Combes nahm Osnabrück weg, und behandelte die Einwohner dieser Stadt ganz barbarisch, weil sie nicht sogleich eine ungeheure Brandschatzung bezahlen konnten. Ein ander Detachement erschien vor Embsen, wo zwey Compagnien Britischer Invaliden die Besatzung ausmachten. Diese wurden durch die Versprechungen der Franzosen, und das Bitten der erschrockenen Einwohner, zur Uebergabe der Stadt vermocht. Man achtete aber die Versprechungen wenig, und setzte ganz Ost-Friesland in Contribution. Die Größe der geforderten Summen, die der Einwohner Kräfte weit überfielen, und die grausame Art sie einzutreiben, setzten das ganze Volk in Verzweiflung. Die Bauern rotteten sich zusammen, bewaffneten sich so gut sie konnten, fielen über ihre unmenschlichen Feinde her, und jagten sie zum Lande hinaus. Viele dieser braven Bauern mußten aber nachher, da ein ander Französisches Detachement ankam, ihre Selbstvertheidigung mit dem Strange büßen.

Die Reichsstadt Bremen war längst ein Dorn in der Franzosen Augen gewesen. Die vortheilhafte Lage dieses Orts an der Weser, die Größe und der Reichthum desselben, die Nachbarschaft des Meers, alles lud zu dem Besiz ein. Hiesu kam, daß die Stadt voller Magazine für die alltüchtige Armee war, die große Leichtfertigkeit sie von der Seeseite immer zu füllen, und die Communis

ation mit Stade. Die Franzosen hatten schon bey Frankfurt am Main gezeiget, daß man die Reichstädte nöthigenfalls feindlich behandeln mußte. Klagen dieser Art henn Oberhaupt des deutschen Reichs waren ohne Wirkung. Die Einnahme von Bremen wurde daher von den Franzosen beschloffen; allein das Gerücht ihrer Grausamkeit, und die Beispiele davon, die man in allen benachbarten Ländern gesehen hatte, trieb die Einwohner zu dem Entschluß, sich lieber bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, als solch einem Feinde die Stadt einzuräumen. Er wurde mit Verlust abgewiesen, und zog sich schleunig zurück. Ferdinand verstärkte die Besatzung durch einige Britische Bataillons, um ähnliche Versuche desto nachdrücklicher zu vereiteln.

Die Franzosen bemüheten sich mittlerweile, in den eroberten Provinzen durch allerhand Mittel ihre Bedürfnisse zu sichern. Die Hannoveraner mußten eine große Anzahl Käsen liefern, weil sich in den Französischen Magazinen eine ungeheure Menge Mäuse einfanden. Da nun die Käsen das Einsperren nicht vertragen konnten, so wurden Lieferungen von Fächsen und Igelz ausgeführt. In Göttingen wurden die Schuster, deren Arbeit schlecht gerieth, auf öffentlichen Markt geprügelt, wobey die ganze Schustersgilde gegenwärtig seyn mußte. Die Studenten dieser hohen Schule besaßen sich in großer Anzahl nebst verschiedenen Professoren nach Clausthal, um Ruhe zu haben.

Der Winter näherte sich. Es war November. Broglio zeigte eine ihm ungewöhnliche Unthätigkeit; er stand unbeweglich in einem festen Lager bey Einbeck, und hatte mehrere Detachements abgeschickt. Diese Schwächung, und die Entfernung der Armee des Coubis, erzeugte bey Ferdinand den Wunsch einer Schlacht. Er wandte alle Mittel an, Broglio dazu zu vermögen, allein

vergebens. Ihn in seinem festen Lager anzugreifen, war eine zu gewagte Unternehmung. Ferdinand begnügte sich daher, Bewegungen zu machen, als ob er Broglis's Communication mit Göttingen abschneiden wollte. Er blockirte auch wirklich diese für die Franzosen äußerst wichtige Stadt, die mit einem auserlesenen Corps von 5000 Grenadiers de Franche besetzt war. Ihr Anführer war der General Baur, ein Greis, der sich schon bey achtzehn Belagerungen befunden hatte, und an den Armen und Schenkeln lahm geschossen war. Er machte vortreffliche Anstalten. Die späte Jahreszeit kam ihm zu Hülfe; die Gewässer schwellen an; es rissen Krankheiten unter den alliirten Truppen ein, die Menschen und Pferde wegrafften. Selbst die Transporte konaten wegen der vielen todten Pferde nicht fortkommen, womit die Landstraßen gleichsam bedeckt waren. Die Alliirten gaben nun alle Hoffnung auf, sich dieser Stadt zu bemächtigen, die überdem auf sechs Monat mit Proviand versehen war. Durch diese versuchte Blockade wurde jedoch Ferdinands Zweck völlig erreicht. Der Französisch Feldherr marschirte zurück, und bezog in und um Cassel die Winterquartiere. Soubise ging mit seiner Armee nach dem Niederrhein, und quartierte sie längs diesem Fluß ein. Auch die Alliirten, die nun in Westphalen keinen Feind mehr hatten, bezogen in dieser Provinz ihre Winterquartiere.

Ferdinand wandte nun seine Sorgfalt an, die von den Franzosen in Westphalen und Ost Friesland zerstörten Magazine wieder anzufüllen. Theils geschah der Einkauf in Holland und England, theils in den Häfen an der Ostsee, wo man die Vorsicht gebraucht hatte, eine große Menge Lebensmittel und Getreide sowol für die Armee, als für die ausgeleerten Provinzen im Voraus

aufzukaufen; Maaßregeln, die durch die allzeit fertigen Guineen erzeugt wurden, und ohne welche der größte Mangel sich in den ausgesogenen Ländern ausgebreitet haben würde.

Mittlerweile arbeiteten Oesterreicher und Russen, sich in den eroberten Preussischen Ländern immer mehr festzusetzen. Noch nie hatten sie es dahin bringen können, hier zu überwintern. Jetzt betrachteten die Kaiserlichen Schlesien als ihr ungezweifeltes Eigenthum. Den Unterthanen in den eroberten Bezirken wurde auf Befehl des Hofes Getreide zur Bestellung ihrer Felder angeboten, und in Schmiedeberg ein wöchentlicher Getreidemarkt angelegt; auch mußten verschiedene ansehnliche Kaufleute aus den Gebirgstädten nach Prag kommen, weil man wegen des Handels neue Einrichtung treffen wollte. Man hatte im Anfang dieses Jahres Wiene gemacht in Augsburg einen Friedens-Congress zu halten; auch waren die Gesandten der Kaiserhöfe bereits dazu ernannt, und ihre Tafelgelder genau bestimmt. Alle diese Zubereitungen aber hatten keinen Erfolg, und jetzt vollends wurde an keinen Frieden mehr gedacht.

Friedrich, ohne Beystand und fast ohne Hoffnung, sah nun standhaft seinem Untergang entgegen. Er schien nun ganz unvermeidlich. Siege konnten die Fortschritte seiner Feinde zwar hemmen, allein ihnen die eroberten Festungen wieder zu entreißen, dazu gehörten langwierige, ungehörte Belagerungen, und eine Reihe glücklicher Schlachten. Der Operationsplan des Königs in dieser Lage zum bevorstehenden Feldzuge ist ein Geheimniß. Er wurde verworfen, oder doch ganz abgeändert, da ihm eine neue Sonne aufging. Das Glück hatte diesen großen Regenten bey so vielen Gelegenheiten begünstigt, seinen erhabenen Geist unterstützt, und die Erwartungen aller seiner Feinde getäuscht; allein die größte

Wohlthat Fortunens war bis zu dem critischen Zeitpunkt aufbehalten, wo der gekrönte Weise, durch die gewaltige Uebermacht der feindlichen Heere von allen Seiten gedrängt, seinem harten Schicksal gelassen entgegen sah. Keine Großmuth war von Feinden zu hoffen, die, uneingedenk des Nationalruhms und der Nachwelt, alle Kräfte mächtiger Reiche anstrebten, um durch ihre colossalische Verbindung einen einzigen zu unterdrücken. Nichts geringers, als das Ende der Preussischen Monarchie, war zu erwarten. Friedrichs durchdringender Geist konnte nicht durch leere Hoffnungen getäuscht werden. Manchmal gewannen die Besorgnisse die Oberhand in seiner Seele. Indessen war er zu allem vorbereitet. Er hatte nicht allein Maßregeln für den Fall genommen, wenn er das Unglück haben sollte gefangen zu werden, sondern er trug auch in diesem Feldzuge Gift bei sich, um den letzten Schlägen des widrigen Schicksals zuvorzukommen. Der Oberst Quintus Scilius, der Freund und tägliche Gesellschafter des Helden, hat diesen geheimen merkwürdigen Umstand aufgezeichnet.

[1762] In diesen hoffnungslosen Augenblicken brachte ein Courier dem König die Nachricht von dem Tode der Russischen Kaiserin Elisabeth, die den 25ten December 1761 starb. Dieser Abtritt aus der Welt, von einer einzigen Person, veränderte den ganzen Horizont des politischen Himmels. Alle Entwürfe der Bundesgenossen, alle Operationspläne, alle Hoffnungen von Preussens Feinden, alle neue Staatsysteme, wurden nun auf einmal vernichtet, und die Russen, die schrecklichsten Feinde der Preußen, wegen ihrer Verheerungen, jetzt durch das bloße Wort ihres neuen Beherrschers, zu Friedrichs Freunden umgeschaffen. Dieser Thronfolger, Peter der Dritte, hatte in

eben dem Grade eine Zuneigung gegen den König von Preußen, als die Kaiserin Elisabeth ihn haßte. Eine der ersten Handlungen des neuen Regenten war daher, Friedrich seiner Freundschaft zu versichern. Dieser Versicherung folgte gleich ein Waffenstillstand, und dann bald der Friede; diesem ein Bündniß, dem Bündniß ein vertrauter Briefwechsel, und die letzte Stufe Peters war ein Enthusiasmus für den König, der keine Gränzen kannte, und sich auf mannigfaltige Art äußerte.

Elisabeth hatte dieses erwartet, und war daher mit ernstlichen Verfügungen zur Fortsetzung des Kriegs in die andre Welt gegangen. Noch auf ihrem Todtbette hatte sie von dem Russischen Senat das Versprechen gefordert, nicht ohne den Beytritt der Bündsgenossen mit Preußen Friede zu machen. Es geschah dennoch, da sie kaum die Augen geschlossen hatte. Die Russischen Truppen machten Anstalten, das Königreich Preußen, Pommern und die Neumark zu räumen. Das eroberte Colberg wurde wieder zurückgegeben; die Kriegsgefangenen befreit; und das Russische Corps unter Czernichef, von der Oesterreichischen Armee abgerufen. Peter rieth nun ernstlich zum Frieden; da man aber in Wien davon nichts als unter unannehmbaren Bedingungen hören wollte, so erhielt Czernichef Befehl, mit seinen 20,000 Russen zum König zu stoßen, und ihm unbedingt zu gehorchen.

Diese Begebenheit, eben die Truppen bey den Preussischen Heeren zu sehen, die man seit sechs Jahren mit Erbitterung bekämpft hatte, schien sowol den Preußen als den Oesterreichern ein Traum zu seyn. Die letztern glaubten sie anfangs gar nicht; selbst die Kaiserlichen Officiers, die in Breslau gefangen waren, die folglich alles mit eignen Augen sahen, und mit eignen Ohren hörten, hielten das Ganze für ein er-

Sonneneß Gerücht, den Muth der Truppen zu beleben; und da Czernichef nebst andern Russischen Generals sich von ihren Truppen entfernten, und nach Breslau mit einem großen Aufzuge zum König kamen, so behaupteten sogar gefangene Kaiserliche Generals, daß alles nur Blendwerk, und die mit Russischen Ordensbändern gezierten Russischen Befehlshaber verkleidete Preussische Officiers wären *). Alle Zweifel aber hatten ein Ende, da sich das Russische Corps im Juny mit der Armee des Königs wirklich vereinigte.

Der Krieg bekam nun eine andre Gestalt. Alle Staaten Friedrichs, von Breslau bis an die Russischen Gränzen, waren nun von den Feinden befreit, und keine verheerende Einfälle mehr zu besorgen; auch die Schweden, des Kriegs müde, und aus Furcht vor den Russen, hatten im May mit Preußen Friede gemacht. Peter, der Preussische Uniform trug, des Königs Bildniß vor den Augen der Russen führte, und ihn gleichsam als seinen Oberherrn betrachtete, wollte in Person mit einem großen Heer zu ihm stoßen, und man war berechtigt außerordentliche Dinge zu erwarten.

Mit diesen glänzenden Hoffnungen eröffnete Friedrich den Feldzug vom Jahr 1762, dem auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm beywohnte. Er betrat jetzt in seinem ersten Jünglingsalter die kriegerische Laufbahn, die alle Prinzen seines Hauses, ohne Ausnahme, betreten hatten. Alle

*) Der Verfasser selbst, der damals in Breslau im Winterquartier stand, hat diese sonderbaren Urtheile zu seinem Erstaunen gehört. Ein Beweis, wie wenig man den Character des großen Fürsten kannte, mit dem man so lange Krieg führte.

opfertem dem Kriegsgott, und stellten dadurch ein von Seiten einer ganzen königlichen Familie, in allen ihren Zweigen, noch nie in der Geschichte aufgezeichnetes Beispiel dar. Der Kronprinz war an der Seite des Königs in allen Gefahren, und bildete in dieser großen Kriegsschule seinen militärischen Geist, dessen Größe sich im Bayerischen Kriege zeigte, wo Friedrich selbst der Lobredner der Kriegstalente seines würdigen Thronfolgers war.

Friedrich, durch so viele außerordentliche Eigenschaften über andre Sterbliche erhaben, rächte hier gleichsam die wegen seiner Geistesgröße gedemüthigte Menschheit. Das Vertrauen auf seinen neuen Bundesgenossen schwächte nun bey ihm die Sorgfalt für seine braven Truppen, denen er jezo zum erstenmal die sogenannten Winter-Douceurs entzog; Gelder, die für die große Menge armer Officiers, die bloß von ihrem Solde leben, zu ihrer Ausrüstung gegen den neuen Feldzug unentbehrlich waren, und jezt ganz ohne Noth, im Zeitpunct des Glücks, zurückgehalten wurden. Keine Scheinursache wurde nicht einmal angegeben, warum man dieses so nöthige, so gerechte, so pflichtmäßige Geschenk, das jeden Winter ausgetheilt worden war, jezt patriotischen, ihren König anbetenden Kriegern versagte *). An die Stelle dieses Geschenke traten

*) Ein jeder Subaltern-Officier erhielt 50, ein Capitain 500 Reichsthaler u. s. w. Mit diesem Gelde wurde der Abgang der Pferde, und der im verfloffenen Feldzuge ruinirten Feld-equipage ersetzt. Die Compagnie-Chefs mußten dafür die zahlreichen Feldbedürfnisse ihrer Soldaten anschaffen, so daß dieß Geld eine sehr gerechte Wohlthat war.

scharfe Verordnungen, die unbedeutende Formalitäten zum Gegenstande hatten. In dem ganzen Laufe des Kriegs hatten sich die Officiers auf Marschen gewöhnlich des Degens anstatt des Spontons bedient, das im Felde ganz entbehrlich war, und zur Vertheidigung nichts taugt. Nun aber mußten diese Paradezeichen bey allen Gelegenheiten gebraucht werden, und so ging es mit vielen andern Kleinigkeiten, die jezo erst hervorgesucht den ruhigen unbesorgten Feldherrn verriethen.

Die Oesterreicher zogen nun ihre ganze Macht nach Schlessen, nachdem sie ein ansehnliches Corps zu der Reichsarmee geschickt hatten. Sie waren Meister von Glas, von Schweidnitz und vom Gebirge. Da die Belagerung der letztern Festung gewiß erwartet wurde, so machte man außerordentliche Anstalten sie zu sichern. Viele tausend Bauern und Soldaten mußten den ganzen Winter durch arbeiten, um jede bey Schweidnitz liegende Anhöhe zu einem Fort umzuschaffen. Die Gebirge selbst stellten eine Kette besetzter Terrassen dar. Die Sicherheitsmaaßregeln waren eben so sorgfältig in Ansehung Schweidnitz selbst beobachtet worden. Man hatte 12,000 Mann außerlesener Truppen hier in Besatzung gelegt; reichlich versehen mit Proviant, Munition und allen andern Bedürfnissen. Der General Guasco, ein durch Muth und Kriegserfahrung ausgezeichnetes Befehlshaber, wurde zum Commandanten ernannt, und ihm der General Gribanwal, der größte Ingenieur in Europa, zur Unterstützung zugegeben.

So war Schweidnitz beschaffen, als der König, mit dem Russischen Corps vereinigt, in die umliegenden Gegenden rückte. Diese Vereinigung konnte erst Ende des Juny geschehn, wodurch die Operationen aufgeschalten wurden. Nun aber schickte der König den General Neuwied mit ei-

nem Corps nach Böhmen, um die Oesterreicher zu zwingen, ihre hinter sich liegende Magazine zu decken, und dadurch sich von der Communication mit Schweidnitz zu entfernen. Bey diesem Corps befanden sich auch 2000 Cosaken. Diese lehrten schwärzten ihrer Gewohnheit gemäß herum, und streiften bis an die Thore von Prag. Friedrich hoffte durch diese Bewegung, im Rücken der feindlichen Armee, Daun von seinen Anhöhen bey Burkersdorf herunter zu bringen. Dieser Feldherr aber blieb unbeweglich stehen. Die Preußen kamen mit Beute beladen aus Böhmen zurück, und nun wurden alle Anstalten zur Belagerung von Schweidnitz gemacht. Es war jedoch nicht möglich sie zu unternehmen, so lange die Oesterreicher noch die besetzten Berge inne hatten; sie mit Gewalt von dort zu vertreiben, erforderte einen sehr gefährlichen Versuch, woben der Erfolg ungewis war.

In dieser Lage war man, als sich in Rußland eine außerordentliche Revolution ereignete. Der Kaiser, Peter der Dritte, der eben erst dem Thron dieses großen Reichs bestiegen hatte, wurde von demselben heruntergestürzt. In der kurzen Zeit seiner Regierung hatte er durch übereilte Maaßregeln, unüberdachte Gesetze, und Mangel an nöthiger Vorsicht, alle Volksclassen wider sich empört. Die Soldaten und Priester, sonst so selten einstimmig, waren es hier. Man hafte den Monarchen, der dem einen Stand seine Vorrechte, und dem andern seine Bärte nehmen wollte. Der Senat wurde von ihm gänzlich vernachlässigt, und der Russische Adel so wie die ganze Nation mit außerordentlicher Verachtung behandelt. Die Deutschen erhielten einen entschiedenen Vorzug; auch formirten deutsche Truppen seine Leibwache. Die Fundamentalgesetze des Reichs wurden von ihm wenig geachtet, und ganz seinem Willen untergeordnet. So gut dieser

auch war, so zweckwidrig war die Verfahrungsart. Das Volk wünschte, ohne zu wissen warum, die Fortsetzung eines Kriegs, der Rußland Geld und Menschen kostete, und dessen glücklichster Erfolg der Größe des ungeheuren Staats nur einen sehr geringen Zusatz geben konnte. Der Kaiser stimmte sich gegen diese Volksmeinung; auch er wollte Krieg, allein nicht wider, sondern mit Preußen, gegen alle Feinde Friedrichs, und wider Dänemark. Zu allen diesen den Russen mißfälligen Entwürfen, Gesinnungen und Verordnungen, kam noch die üble Behandlung seiner Gemahlin, die in der Schule häuslicher Widerwärtigkeit gebildet, dort ihren großen Geist genährt, ihre erhabnen Talente entwickelt, und die Liebe der Nation in einem hohen Grade erworben hatte. Peter erklärte laut seinen Vorsatz sie zu verstoßen, und ein Kloster war schon zu ihrer Wohnung ausersieht, wo sie den Rest ihrer Tage traurig verleben sollte; denn selbst ihren Sohn wollte er von der Thronfolge ausschließen. So sinnreich arbeitete dieser Monarch, seinen Fall unaufhaltsam zu beschleunigen. Es bedurfte in dieser Lage nur eines Winks von Catharina, und ihr Tyrann war ohne Krone. Die Selbsterhaltung zwang sie endlich diesen großen Schritt zu thun, und in wenig Stunden war der mächtige Kaiser, dessen Befehle von den Ufern des baltischen Meers bis zum südlichen Ocean als Göttersprüche befolgt werden mußten, von allen Menschen verlassen, ohne Blutvergießen entthront, und ein armseliger hoffnungsloser Gefangener. Catharina wurde nun von allen Zungen in ihrem unermesslichen Reich als Selbstherrscherin aller Rußen ausgerufen. Peter entsagte der Krone förmlich, und sechs Tage nachher gab er seinen Geist auf.

Diese große Begebenheit der Entthronung, die wegen der darauf erfolgten glorreichen Regierung in den Russischen Jahrbüchern die glänzends

ste Epoche macht, geschah den 9ten July, und da der Senat und das Volk durchaus den Krieg wider Preußen erneuert haben wollten, so wurden auch wirklich die nöthigen Befehle schon dazu angefertigt. Diesen Befehlen folgte den 16ten July ein Manifest, worin die Huldigung der neuen Kaiserin von allen Unterthanen in den obersten Preussischen Provinzen verlangt wurde. Das Vorurtheil der Russischen Nation, als ob Friedrich ihrem entthronten Kaiser die so allgemeyn mißfälligen Neuerungen angerathen, und seine Entwürfe bestimmt hätte, trug zu diesem Kriegsgeschrey das meiste bey. Selbst Catharina hielt ihn nicht für ihren Freund. Obgleich in Pommeren geböhren, und nicht ohne Liebe für ihr schon so sehr verheertes Vaterland, so gab sie doch dem Strom nach, um den ärgsten Feind Rußlands, wie er in ihrem ersten Manifest betitelt wurde, vollends zu Grunde zu richten.

In dieser Stimmung war jedermann; der Krieg war beschlossen, und das Huldigungs-Manifest eben abgeschickt worden; als man am nächstfolgenden Tage des erblaßten Peters Pappiere untersuchte. Die Briefe Friedrichs erregten allgemeines Erstaunen. Ihr Inhalt war ganz anders, als man vermuthet hatte. Es waren weise Regierungs-Rathschläge, und die ernstlichsten Ermahnungen an den neuen Kaiser, seine Leidenschaften zu mäßigen. Alle so empörende Neuerungen waren von diesem vermeinten Feind Rußlands eifrig widerrathen worden; auch Catharina hatte nicht Ursache, mit seinen sie persönlich betreffenden Aeußerungen unzufrieden zu seyn. Friedrich hatte ihren Gemahl beschworen, sie, wenn gleich nicht mit Zärtlichkeit, doch mit anscheinender Hochachtung zu behandeln. Die Kaiserin wurde dadurch bis zu Thränen geführt; die anwesenden Senatoren verstummten; und der

Haß hörte sofort auf. Die Kriegsbefehle wurden widerrufen, und der Friede bestätigt.

Friedrich war eben im Begriff, die Oesterreicher auf ihren verschanzten Bergen anzugreifen, als er von Peters Fall die schreckliche Nachricht aus Rußland vernahm, der gleich darauf ein Befehl an Czernichef folgte, mit seinem Corpß sogleich die Preussische Armee zu verlassen. Der König mußte bey den veränderten Gesinnungen des Russischen Hofß erwarten, daß eben dieses Corpß in wenig Tagen abermals zu seinen Feinden stoßen; oder abgesondert gegen ihn agiren würde. Es hing von ihm ab, diese 20,000 Mann zu entwaffnen; allein er handelte auf eine ganz entgegengekehrte Art. Er entließ die Russen mit allen Beweisen freundschaftlicher Achtung. Sie wurden auf dem Rückmarsch, eben so als ob es noch ein Preussisches Hülfscorpß wäre, so lange sie sich in den königlichen Ländern befanden, mit allem Nöthigen versehen. Das großmüthige Betragen des Königs verursachte, daß die Russischen Generals sich sehr ungerne vom Preussischen Heer entfernten. Czernichef besonders trennte sich mit Leidwesen von Friedrich, der ihn überaus reichlich beschenkte.

Der befohlne Abmarsch der Russen blieb einige Tage ein Geheimniß, sowol für sie selbst, als für die Preußen; auch im Oesterreichischen Lager ahnete man nichts davon. Es waren Anstalten in Rücksicht auf die Verpflegung eines so großen marschirenden Corpß erforderlich, die nicht in einem Tage gemacht werden konnten. Diese kostbare Zeit benutzte Friedrich auf eine meisterhafte Art. Er beschloß, die Verschanzungen der Oesterreicher jetzt ohne Verzug anzugreifen, wobey er den Vortheil hatte, daß die Russen immer noch ihren Raum in der Schlachtordnung einnehmen, und sich bey einem Anfall vertheidigen würden; auch war er gewiß, daß Dann einen Theil seiner Trups

pen diesem Corps entgegen setzen, und sich da durch schwächen müßte. Zugleich wünschte er auch den Russen bey ihrem Abschiede einen auffallenden Beweis von dem Ruthe und der Kriegsgeschicklichkeit der Preußen zu geben. Den 20sten July, sobald es Nacht war, wurde an einer großen Batterie in der Ebene gearbeitet, die vor den verschanzten Bergen lag. Man hatte auf dieser Ebene kein Preussisches Lager, ja nicht einmal Posten gesehen; jezt aber in der Nacht formirte sich eine Truppen-Linie, die bey anbrechendem Tage in Schlachtordnung stand. Eine ungeheure Batterie mit 45 Haubitzen besetzt, war fertig, und schien gleichsam in wenig Stunden aus der Erde hervorgewachsen. Sobald man nur um sich sehn konnte, singen die Preußen ein entsetzliches Feuer an. Die Oesterreichische Cavallerie, die in den Thälern zwischen den Gebirgen posirt war, wurde durch die Haubitzen-Granaten begrüßt, in große Unordnung gebracht, und tief in den Schlund der Berge getrieben. Nun griff man die Verschanzungen selbst mit einem heftigen Bombardement und mit Stürmen an. Verschiedene der besten Preussischen Regimenter, unter Anführung des General Müllendorff, wurden zu diesem gefährlichen Dienst bestimmt. Weder die senkrechten Berge mit ihren aufgeworfenen Erdhaufen und Wolfsgruben, noch die Pallisaden und Canonen, die aus jedem Berge ein Fort machten, konnten die Fortschritte der Preußen hemmen. Es wurde auf allen Seiten gestürmt, wo man nur festen Fuß hinsetzen konnte. Der General Müllendorff fand einen minderbeschwerlichen Zugang zu diesen Anhöhen. Er benutzte ihn sofort, und da wegen des steilen Abhangs keine Pferde herankennten, so griffen die Soldaten vom Regiment des Kronprinzen eine Canone an, und trugen sie auf den Berg herauf. Der Feind floh nun allenthalben, und in vier

Stunden waren alle diese mit so großer Mühe verschanzten Berge erobert, 1400 Mann von den Feinden getödtet, und 800 zu Gefangenen gemacht. Man erbeutete eine Anzahl Canonen, und trieb die Oesterreicher ganz auf ihre Hauptarmee zurück. Während dieses Vorganges waren alle Truppen, sowol Preußen als Russen, so entfernt sie auch vom Kampfplat seyn mochten, unter Waffen, um die große Oesterreichische Armee zu beobachten, die sich jedoch ruhig verhielt. Die vornehmsten Russischen Generals befanden sich als Zuschauer bey dem König in den Kampfthälern. Dies war ein außerordentliches Kriegsschauspiel, das Friedrich den abziehenden Russen gleichsam auf den Weg gab. Er hatte die Zufriedenheit, diese seine Allirten in den wenigen Wochen ihrer Anwesenheit nie gebraucht zu haben. Die Cosaken ausgenommen, die mit dem General Neuwied nach Böhmen marschirten, stand das Russische Corps allemal ruhig in ihren Lägern. Kein Russe blutete für den König von Preußen, der, nach wie vor, ohne fremden Beystand mit seinen Feinden focht.

Den nächstfolgenden Tag nach diesem großen Gefecht am 22sten July verließen die Russen die Preussische Armee. Die Befehlshaber höchst ungerne, weil sie keine solche Kriegsschule mehr zu finden hofften; der gemeine Soldat aber gerne, weil er außer seinem Brodt, das ihm regelmäßig gereicht wurde, an andern Lebensmitteln Mangel litt, die er bey seinem sehr geringen Sold nicht zu kaufen vermögend war, und in Schlessien nicht geplündert werden konnte. Zwey Pfund Brodt täglich, ohne andre Speise, war für den Russischen Magen nicht hinreichend. Diese hungrigen Krieger zeigten daher, wenn sie Preussische Officiers sahen, mit Achselzucken auf ihren Mund, und manche liefen ins Lager der Preußen, um Brodt zu bekommen; erhielten sie welches aus

Mitleiden, so warfen sie sich dankend ihren Wohlthätern zu Füßen, und eilten damit wie mit eigner Beute zurück.

Dann hatte durch das unglückliche Postengeschicht bey Burkersdorf alle Communication mit Schweidnitz verlohren, und der Weg dahin von allen Seiten war jetzt dem Könige offen, der nun die letzten Anstalten zur Belagerung dieser Festung machte, die jedoch erst den 2ten August ihren Anfang nahm. Der General Daunzien wurde aus Breslau abgerufen, und erhielt das Commando des Belagerungscorps, das aus zwanzig Bataillons Infanterie nebst einigen Regimentern Cavallerie bestand, und mit einer sehr zahlreichen Artillerie versehen war. Zwey Armeen, eine unter dem König, und die andre unter dem Herzog von Bevern, deckten diese Belagerung. Sie war, militärisch betrachtet, die merkwürdigste des ganzen Kriegs, sowol in Ansehung der Kunst des Angriffs und der Vertheidigung, als der Dauer, und wegen mancherley Nebenumstände. Es eignete sich dabey ein Vorfall, der noch nie erhört war. Zwey Franzosen, Gribauval und Le Fevre, commandirten als Ingenieurs inn: und außerhalb der Festung. Der erstere stand noch in Französischen Diensten, war aber von Ludwig dem Funfzehnten wegen seiner großen Fähigkeiten zur Oesterreichischen Armee gesandt worden, und Le Fevre diente dem König Friedrich. Beide waren gute Freunde, und beide Schriftsteller. Beide hatten in Ansehung der Belagerungskunst eigne Systeme, die sie öffentlich in ihren Schriften vertheidigt hatten. Nun zeigte sich die seltne Gelegenheit, die Güte ihrer Theorien durch die Ausübung gegeneinander vor den Augen aller cultivirten Nationen zu beweisen. Die Materialien zu diesen Experimenten, Menschenblut, Eisen und Pulver, waren ihren Versuchen überlassen. Le Fevre wollte vorzüglich durch Minen die Fe-

fung einnehmen, und zwar in kurzer Zeit. Er erfüllte sein Versprechen nicht, und man war genöthigt großentheils nach den alten Regeln zu verfahren. Das Bombardement war sehr lebhaft, und wurde Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt. Eben so lebhaft war die Vertheidigung; die Artillerie in der Festung wurde sehr wohl bedient, und fast alle Nächte geschah Ausfälle, jedoch mit geringer Wirkung.

Dann, entschlossen den Ort zu entsetzen, wartete nicht länger als sechs Tage mit keinem Versuch, dessen Erfolg ihm unsehbar schien. Zwischen dem Oesterreichischen Heere und Schweidnitz, bey Reichenbach, stand das große Preussische Corps unter dem Herzog von Bevern, von der königlichen Armee abgesondert. Dieses sollte von allen Seiten angegriffen und vernichtet werden, noch ehe der entfernte König Hilfe senden könnte. Man rechnete auf die große Uebermacht, und hoffte die Scene von Marcn hier erneuert zu sehn. Vier Corps, unter Laschy, O'Donel, Beck und St. Ignon, griffen die Preussen zu gleicher Zeit von vorne, auf beiden Flügeln und im Rücken an. Der Herzog verhielt sich dabei wie ein großer Feldherr. Die Feinde fielen in die Bagage der Preussen, die ganz verlohren zu sehn schien. Einige Generals wollten sie mit ihren Brigaden vertheidigen, allein der Befehlshaber verbiet es. „Wenn wir geschlagen werden, sagte er, so dürftest wir in unsrer Lage schwerlich etwas von der Bagage retten; siegen wir aber, so soll sie bald wieder unser seyn.“ Diesem weisen Grundsatz zufolge, wodurch Friedrich auch im Jahr 1745 die Schlacht bey Sorau gewann, überließen die Preussen ihre Bagage der Plünderung der Feinde, und fochten, ohne sich zu trennen. Sie machten allenthalben Front, und verließen sich auf die Thätigkeit ihres Königs, der sie nicht verlassen würde. Ihr Vertrauen war

auch nicht vergebens; denn gleich nach den ersten Canonenschüssen hatte sich der Prinz von Württemberg zu Pferde geworfen, und eilte an der Spitze der Reuterey des Königs mit verhängtem Zügel herbey, und so stürzte er auf D' Donels Corps, das gleich über den Haufen geworfen wurde. Dieser Cavallerie folgte im vollen Trabe die sogenannte reitende Artillerie von der königlichen Armee, und hinter ihr Friedrich selbst mit einem Corps Infanterie. Noch vor seiner Ankunft aber waren die Feinde schon ganz aus dem Felde geschlagen. Ihr Verlust war 1200 Todte und Verwundte und 1500 Gefangene. Die Preussen zählten 1000 Todte und Verwundete; von ihrer Bagage war nur sehr wenig verlohren gegangen. Dann marschirte nun nach Glas, und überließ Schweidnitz seinem Schicksal.

Die Belagerung wurde mittlerweise durch acht und sechzig Canonen, und zwey und dreyßig Mörser und Haubitzen beständig foregesetzt. Die Besatzung, obgleich ohne Hoffnung des Entsatzes, verlohr dennoch den Muth nicht. Es fehlte in der Festung nicht an Lebensmitteln, die der Soldat wohlfeil kaufen konnte; überdem erhielt ein jeder des Morgens ein Glas Brandwein, und des Mittags einen Trunk Wein. Nach Verlauf eines Monats aber verlangte der Commandant, General Guasco, zu capituliren. Er wollte einen freyen Abzug, der aber rund abgeschlagen wurde. Le Fevre's künstliche Minen erforderten jedoch viel Zeit, und thaten nur geringe Wirkung. Es waren sogenannte Druckkugeln; eine vorrefliche Erfindung Belibors, wodurch die Minenwissenschaft, sowol in ihren Grundsätzen, als in der Ausübung, eine große Erweiterung bekam, und die jetzt zum erstenmal anwendbar gemacht wurde. In dem Lauf dieser Belagerung wurden vier dieser Druckkugeln zubereitet, gefüllt und angezündet, wovon einige ganz mißglückten. Bisweißen

begegneten sich die beiderseitigen Mineurs unter der Erde, da sie denn, so lange sie noch durch Erdwände von einander abgefordert waren, Rauchkugeln, hernach aber ihre Pistolen gebrauchten. In einer größern Entfernung bediente man sich der Dampfminen, wodurch die Minengänge der Belagerer eingesürzt wurden. Die Kaiserlichen Mineurs waren den Preussischen an Anzahl überlegen, wodurch viele Versuche der Letztern vereitelt werden mußten. Le Fevre war in der größten Verzweiflung; er weinte über seine fehlgeschlagene Hoffnung, und suchte jetzt nichts weiter als den Tod, daher er sich auch an die gefährlichsten Dertter hinwagte.

Das Feuer über der Erde wüthete indessen unaufhörlich unter beiden Theilen. Jede Stunde, bey Tag und bey Nacht, hatte ihre Todten. Die Freiwilligen in der Festung, die bisher die gefährlichsten Arbeiten unternommen, fingen nun an es überdrüssig zu werden. Die Belohnungen, die sie erhielten, waren für sie sichere Unterpfänder ihres Todes. Man hob alle schwere Unternehmungen für sie auf. Friedrich besuchte fleißig die Laufgräben, und war mit den unerwarteten Verzögerungen sehr unzufrieden. Er machte selbst zweckmäßige Anordnungen, die seine große Einsicht in die Belagerungskunst bewiesen. Die Eroberung des Orts schien schon vielen sehr zweifelhaft, und es war nach einer zweymonatlichen Blutarbeit gewiß, daß Schweidnitz in zwey bis drey Wochen entweder eingenommen, oder die Belagerung aufgegeben werden müßte. Endlich kam ein Zufall den Belagerern zu Hülfe. Eine Haubitz-Granate fand den Weg zu einem Pulvermagazin in der Festung, und zündete es an. Eine ganze Bastion vom Fort Jauernick mit zwey Oesterreichischen Grenadier-Compagnien wurde dadurch in die Luft gesprengt; acht Officiers, die eben an diesem dem Kriegs-Dämon geweihten

Der Tafel hielten, wurden dabei auch in einem Nu Opfer des Todes. Der Knall war so erschrecklich, daß die umliegenden Berge davon erzitterten.

Nun wurden Anstalten zu einem Sturm gemacht. Guasco aber wartete diesen nicht ab. Er ergab sich den 9ten October, 63 Tage nach geöffneten Laufgräben. Die noch übrige Besatzung, 9000 Mann stark, wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Der König ehrte des Commandanten bewiesene Tapferkeit, und zog ihn zur Tafel. Er vergaß großmüthig, daß dieser Italiener bey der Eroberung von Dresden sich gegen die Preussische Besatzung sehr unanständig betragen hatte. Die Preußen fanden in der Festung 353 Stück Geschütz, 55,400 Kugeln, Bomben und Granaten, und noch über 1000 Centner Pulver. Desgleichen an Proviant 2000 Centner Mehl, 740 Centner Zwieback, und 25,000 Brodte. Die Gefangenen, sowohl Officiers als Soldaten, wurden nach Preußen geschickt, wohin man sie auf Schiffen von Stettin aus transportirte. Diese Belagerung kostete den Preußen 3033, und den Oesterreichern 352 Todte und Verwundete. Die erstern hatten dabei 172,000, und die letztern 125,000 Bomben und Canonenschüsse gerhan.

Der König machte nun Anstalten nach Sachsen zu marschiren. Zuvor aber schickte er den General Neuwied mit zwanzig Bataillons und fünf und vierzig Escadrons dahin ab, um die Armee des Prinzen Heinrich zu verstärken. Dieser große Feldherr war hier auch sehr thätig gewesen. Der General Belling, der bisher gegen die Schweden gestanden, hatte, nach dem mit dieser Nation geschlossenen Frieden, Mecklenburg verlassen, und Heinrichs Armee verstärkt. Nun fand sich dieser Prinz stark genug vorzurücken, und lange Zeit die Vereinigung der Oesterreicher mit den Reichstruppen zu verhindern. Er griff

bey Döbeln den Oesterreichischen General Serbelloni an, und schlug ihn mit einem Verlust von 2000 Mann in die Flucht. Serbelloni fiel einige Wochen nachher nun seinerseits die Preussischen Vorposten an; allein er wurde zurückgetrieben, und blühte abermals über 1000 Mann ein. Noch andre große Gefechte geschahen unter Seidlitz Anführung bey Auersbach und bey Töpliz, wo bey dieser General die Feinde schlug, ihnen 600 Wagen abnahm, und eine Menge Gefangene machte. Heinrich hatte sich bey Freiberg gelagert, und die Oesterreicher hatten sich während der Zeit mit den Reichstruppen vereinigt. Die Feinde verließen sich auf ihre Uebermacht, und gaben den Preußen eine vortheilhafte Gelegenheit zu schlagen. Die Schlacht geschah bey Freiberg den 29sten October. Sie dauerte nur zwey Stunden, allein sie war blutig und entscheidend. Die Oesterreichischen leichten Truppen wurden über den Haufen geworfen, die Reichsarmee in ihren Verschanzungen angegriffen, und bis über die Mulde zurückgeschlagen. Die regulären Regimenter der Oesterreicher, die auch ein Corps Preußen vor sich sahen, hielten sich allein zu schwach, den Preußen den Sieg freitig zu machen, und zogen sich zurück. Dann hatte den Sächsischen Prinzen Albert mit einer Verstärkung nach Freiberg abgeschickt, allein sie kam zu spät. Die Sieger zählten an diesem Tage 1400 Todte und Verwundete; die Feinde hatten 3000 Todte und Verwundete, 4400 Mann von ihnen waren gefangen, und 28 Canonen nebst 9 Fahnen erbeutet worden.

Die geschlagenen Armeen marschirten nach Böhmen, wohin ihnen Kleist mit einem fliegenden Corps nachgeschickt wurde, der dort verschiedene Magazine zerstörte, und fast bis an die Thore von Prag brandschakte. Der König erhielt die Nachricht von der gewonnenen Schlacht auf sein

nem Marsch nach Sachsen. Die Winterquartiere seiner Truppen wurden dadurch beschleunigt. Er zog eine Kette von Thüringen durch Sachsen, durch die Lausitz und durch Schlesien, und schloß mit den Desirreichern einen Waffenstillstand. Diese hatten von allen ihren Eroberungen nur noch einen kleinen District bey Dresden, und die Grafschaft Glas inne. Sie fanden den von den Russen befreiten König von Preußen nun zu mächtig; sie wünschten sich Erholung, und waren daher mit dem Waffenstillstand sehr wohl zufrieden; der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien erstreckte.

Die Allirten hatten den Feldzug mit ungünstigen Aussichten eröffnet. Obgleich 20,000 Russen zu ihnen stoßen sollten, deren Marsch bereits regulirt war, und für welche man auch schon Magazine anlegte, so schien doch die Hauptstütze in England zu sinken. Das neue britische Ministerium war dem Kriege in Deutschland sehr abgeneigt, und zeigte daher nicht den geringsten Eifer, Ferdinands Operationen zu unterstützen. Da es jedoch dem herrschenden Minister, Lord Bute, noch nicht rathsam schien, dem Willen der ganzen Nation Hohn zu sprechen, so wurden im Frühling eine Anzahl Recruten, wie auch ein neues Regiment Bergschotten, nach Deutschland geschickt. Die Truppen der Allirten setzten sich indessen am Ende des Winters in Bewegung. Der Erbprinz griff das Schloß Arensburg an, das von den Franzosen besetzt, und zur Erhaltung ihrer Communication mit Cassel sehr nothwendig war. Der Commandant Muret verlangte einen freyen Abzug. Dieser wurde nicht gestattet, sondern das Castell mit großer Lebhaftigkeit beschossen. Nach einer sechsständigen Canonade ergab sich Muret mit 240 Mann auf Gnade und Ungnade. Auf beiden Seiten wurde nicht ein einziger Mann getödtet, auch keiner verwundet, einen Englischen

Officier allein ausgenommen. Der Erbprinz benutzte seine Vortheile, und näherte sich dem Rhein, hob allenthalben Recruten aus, brandschakte, und nahm Geißel mit. Diese Fortschritte trieben die Französischen Marschälle ins Feld. Soubise und Trecas commandirten am Oberrhein, und der Prinz von Conde am Niederrhein. Man ward bald gewahr, daß Broglio nicht mehr das Commando hatte. Eine Menge Unfälle, die in diesem Feldzuge die Franzosen befielen, rächten die Ungnade, worin dieser Feldherr unverdient bey seinem Hofe gefallen war. Ferdinand rückte nun vor, griff die Franzosen bey Wilhelmsthal an, und trieb sie nach einem sehr hitzigen Gefecht bis unter die Canonen von Cassel; andre eilten über die Fulde. Sie ließen 4000 Tode und Gefangene auf dem Wahlplatz zurück. Unter den Lehrern war der größte Theil der Grenadiers de France. Die Cavallerie der Allirten konnte nicht zum Treffen kommen, sonst wäre die Niederlage vollkommen gewesen. Die gefangenen Französischen Officiers hatten ihre ganze Baggage eingebüßt. Ferdinand ersetzte diesen Verlust auf eine sehr großmüthige Art. Er gab ihnen den Tag nach dem Treffen ein prächtiges Gastmahl. Unter dem Desert befand sich ein großer verdeckter Kuffas. Als man ihn Begriff war von der Tafel aufzukehn, sagte der Herzog zu den Officiers, indem er auf das Verdeckte zeigte: „Hier, meine Herren, wird noch etwas für Sie seyn.“ Da keiner von ihnen den Deckel wegnehmen wollte, that es Ferdinand selbst. Die Officiers erstaunten, da sie in diesem mysteriösen Gericht eine Menge goldener Uhren, Dosen, Ringe und andre Kostbarkeiten fanden, wovon jeder jezt nach Belieben zulangte.

Um die Franzosen nun auch aus ihrem festen Lager bey Cassel zu vertreiben, schnitt ihnen Ferdinand die Communication mit Frankfurt ab. Der

Französische General Rochambeau, der diese deckte, wurde angegriffen, und nach einer hartnäckigen Gegenwehr in die Flucht geschlagen. Die ansehnlichen Magazine bey Rothenburg fielen dadurch in die Hände der Allirten. Ein andrer Sieg wurde den 23sten July bey Lutternberg erfochten, wo das Corps des Prinzen Kaver angegriffen und geschlagen wurde. Man nahm 1000 Sächsishe Grenadiers nebst 500 Cavalleristen gefangen, dabey erbeutete man funfzehn Canonen. Der Prinz Friedrich von Braunschweig war auch so glücklich, die Feinde vom Krazenberge zu vertreiben, und eine Menge Gefangene zu machen.

Die Franzosen wurden durch diese Unfälle so geschwächt, daß der Prinz Conde der großen Armee in Hessen eiligst zu Hülfe marschirte. Der Erbprinz, setzte sich ihm entgegen, und griff ihn den 1sten September bey Johannisberg an. Das Glück erklärte sich anfangs für die Allirten, als sein die vortheilhafte Stellung der Franzosen, ihre Uebermacht, und eine gefährliche Wunde, die der Erbprinz im Unterleibe empfing, entschieden den Sieg. Ferdinand, der sich in der Nähe befand, kam noch zu rechter Zeit den zurückgeschlagenen Truppen zu Hülfe, um eine gänzliche Niederlage abzuwenden. Die Allirten verlohren an diesem Tage 2400 Mann.

Nun geschah die Vereinigung der Französischen Armeen, die jetzt wieder anfangen offensive zu agiren. Sie belagerten das Schloß Amönesburg an der Ohm. Die Brücke über diesen Fluß wurde von den Allirten vertheidigt. Beide Heere schickten immer frische Truppen ab, um das Gesecht zu unterstützen, das unter einem heftigen Feuer vierzehn Stundenlang dauerte. Die Passsage mußte forcirt werden, wenn die Franzosen Cassel retten wollten. Die Nacht machte dem Kampf ein Ende, der jedem Theil beynähe 1000 Mann an Todten und Verwundenen gekostet hatte.

Keiner hatte gesiegt. Da man jedoch mehr um Ehre, als um wesentliche Vortheile stritt, und die Franzosen es bey ihrer großen Macht länger aufhalten konnten, so gab Ferdinand den freitigen Posten auf, und zog seine Truppen zurück. Den folgenden Tag ergab sich Amöneburg.

Der Winter war in der Nähe. Es wurde zwar an dem Frieden gearbeitet; allein er war doch nicht gewis. Ferdinand wünschte daher den Feldzug durch eine auffallende Handlung zu beschließen, und richtete seine Augen auf Cassel. Die Eroberung dieser Stadt, wodurch das ganze Landgrathum von den Feinden besetzt wurde, mußte ihm die größten Vortheile gewähren. Dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, Bruder des Erbprinzen, der sich schon in sehr jungen Jahren des seinem Hause eignen Heldengeistes würdig gezeigt hatte, wurde diese Belagerung von Cassel aufgetragen. Den 16ten October öffnete man die Laufgräben. Angriff und Vertheidigung waren gleich lebhaft. Die Besatzung that starke, aber fruchtlose Ausfälle. Man war hier auf keine Belagerung vorbereitet. Alle Bedürfnisse fehlten. Keine Zufuhr war zu hoffen, da Ferdinand alle Wege besetzt, und sich so vortheilhaft postirt hatte, daß es den Franzosen unmöglich war, den Belagerten Hülfe zu senden. Man theilte der Besatzung gleich anfangs Pferdefleisch aus. Die Hungersnoth riß aber bald so stark ein, daß man in der Stadt ein Pfund vom schlechtesten Kuhfleisch mit zwey Gulden bezahlte. Dieser Mangel an dem Nothwendigsten zwang die Besatzung, sich den 1sten November zu ergeben. Zwey Tage nachher wurden die Präliminarien unterzeichnet, die dem Kriege zwischen Frankreich und England ein Ende machten. Ferdinand entließ nun seine Truppen mit einer rührenden Rede, die allen Anwesenden Thränen auspreßte. Er dankte für ihr bezeigtes Vertrauen, und für ihren

Gehorsam, und schloß mit der Versicherung, daß das Andenken, mit so braven Völkern für sein Vaterland gestritten zu haben, nicht eher als mit dem Ende seiner Tage erlöschen würde. Alles war in England voll von dem Lobe dieses großen Heerführers. Der brittische Senat schickte ihm eine förmliche Dankagung, und setzte ihm eine jährliche Pension von 3000 Pfund Sterling auf Lebenszeit aus. Die Englische Armee, die von 25,000 jetzt bis auf 17,000 heruntergekommen war, trat nun ihren Rückmarsch an. Der Zug der Truppen ging nach Holland, wo Englische Transportschiffe auf sie warteten.

Das mächtige Frankreich war jezo von allen kriegsführenden Mächten diejenige, die den Frieden am sehnlichsten wünschte; da die Finanzen dieser Monarchie völlig erschöpft, der Handel außerordentlich geschwächt, die Seemacht verächtet, und die entfernten Besitzungen von den Britten erobert worden waren. Das Königreich hatte in allen seinen Provinzen überaus großen Mangel an baarem Gelde, das in ungeheuren Summen nach Deutschland geschickt worden, oder durch die Capen nach England gekommen war. Ludwig der Funfzehnte, die Prinzen von Gebürt, und der vornehmste Adel von Frankreich, schickten ihr Silbergeschirr nach der Münze; allein dieses Hülfsmittel war der Größe des Uebels nicht angemessen; dabey war es ein auffallender Beweis von dem über allen Ausdruck herrschenden Mangel. Auch andre patriotische Handlungen schlugen fehl. Die Stände großer Provinzen und einige ansehnliche Städte rüsteten auf ihre Kosten Kriegsschiffe und Capen aus, allein ohne Erfolg; sobald sie in der See erschienen, wurden sie eine Beute der Engländer. Man wollte mit 6000 flachen Bötren eine Landung in England vornehmen, und die Zeit der Ausführung war nahe, als das Geheimniß der Landungsplätze, worauf alles an-

fam, von einem Irlander, Namens Maccalesker, dem Englischen Hofe verrathen wurde. Eine Menge dieser platten Fahrzeuge gingen bald nachher an den Französischen Küsten zu Grunde. Das Unglück verfolgte die Franzosen zu Wasser und zu Lande. Voltaire saet: „Frankreich war durch „seine Verbindung mit Oesterreich in sechs Jah- „ren mehr an Geld und Menschen erschöpft wor- „den, als durch alle Kriege mit diesem Hause in „einem Zeitraum von zweytausend Jahren. „

In dieser schrecklichen Lage fing auch die letzte Hoffnung an zu fehlen, da Frankreichs neuer Bundsgenosse, der König von Spanien, in einem einzigen Jahr von den Engländern außer Stand gesetzt worden war, den Krieg länger fortzusetzen. Die Havana, der Schlüssel zu den Americanischen Provinzen der Spanier, das Bollwerk ihrer Gold- und Silber-Märkte, war nebst den großen dort angehäuften Schätzen verlohren gegangen; das reiche Manilla war weggenommen; das von den Spaniern eroberte Portugall fast gänzlich besfrenet; Pondichery zerstört; und Canada nebst allen wichtigen Französischen Inseln in America in Brittischen Händen. Der Drenjack Nepruns schien nun auf Jahrhunderte den Engländern gesichert. Die Flotten aller Völker erschienen im Dunkeln vor ihrer colossalischen Meeresmacht, die als ein auf dem Element des Wassers noch nie gesehenes Meteor glänzte; ein Meteor, das in allen Welttheilen Brittische Trophäen beschien, und Strahlen bis zu beiden Polen warf. Alle diese Eroberungen, durch die seltenste Tapferkeit, durch Ströme von Blut, und eine zahlreiche Generationen drückende Nationalschuld erkauft, wurden, Canada ausgenommen, den Feinden in einem Frieden wieder zurückgegeben, der so sonderbar, so außerordentlich, wie der Krieg selbst war.

Friedrich wurde durch diesen Frieden, dessen Urheber Lord Bute war, seinen Feinden überlassen; und als wenn man dem von ganz Europa bewunderten Helden gestiftet Hindernisse in den Weg legen wollte, so wurde im Tractat ausdrücklich stipulirt, daß Hannover, Hessen, Braunschweig, und andre Provinzen der Allirten, von den Franzosen geräumt und zurückgegeben werden sollten, in Ansehung der Preussischen Provinzen in Französischen Händen aber, Cleve, Geldern, und andre in Westphalen gelegene, blieb es bloß, daß sie geräumt werden sollten. Der zwischen England und Preußen geschlossene Tractat, dessen vierter Artikel ausdrücklich besagte, daß kein Theil weder einen Separat-Frieden, noch einen Waffenstillstand ohne des andern Zustimmung machen solle, kam bey den neuen Britischen Ministern in gar keine Betrachtung. Das königliche und National-Interesse, die National-Ehre, und die Gesinnungen des Volks wurden dabey gänzlich aus den Augen gesetzt; daher auch der Tag der Friedens-Proclamation in ganz Großbritannien ein Trauertag war. Der Preussische Gesandte in London protestirte förmlich gegen diesen tractatwidrigen, treulosigen Frieden, in so weit er seinen Herrn betraf, allein vergebens. Er wurde den 10ten Februar 1763 ratificirt. Dies Verfahren machte auf Friedrich den tiefsten Eindruck, und erzeugte bey ihm eine Abneigung, nicht gegen den schuldigen Hof, sondern gegen die unschuldige ihn anbetende Englische Nation, die nie einstimmiger als zu seiner Rettung gewesen war, und alle seine Siege mit ausschweifenden Freudenbezeugungen gefeyert hatte. Nie wurde ein ausländischer Fürst von den Britten so vergöttert, als Friedrich. Die größten Redner des Parlaments von allen Factionen wurden nicht müde, ihn bis zum Himmel zu erheben, die Englischen Dichter besungen seine Triumphe, und

der Pöbel verbrannte die Bildnisse seiner gekrönten Feinde auf den öffentlichen Plätzen. Diese Nationalstimmung eines freyen und so sehr cultivirten Volks, die so viel auf der Waagschale des Ehrgeizes wiegt, konnte jedoch die politischen Sünden des Cabinets zu St. James nicht in Friedrichs Gemüthe auslösen. Die ganze Britische Nation, die er nie recht kannte, mußte es entgelten. Ihr edler Enthusiasmus für ihn, und ihre so bereitwillig für eine fremde Sache gegebene Subsidien, wurden sehr geschwind vergessen. An die Stelle der Dankbarkeit trat eine Abneigung, die Friedrich auf mannigfaltige Art äußerte, und die auch nicht eher, als mit seinem Leben erlosch.

Der Haß, der zwischen kriegführenden Nationen beständig wächst, war nach und nach zu einer sehr großen Höhe bey den Oesterreichern und Preußen gestiegen, wovon diese Geschichte viele Beispiele geliefert hat. Die erstern besonders, die damals in der Cultur noch so weit zurück, und leer an Kenntnissen waren, zeichneten sich in diesem Nationalhaß aus. Nach ihren politischen Begriffen war der Krieg Friedrichs eine strafbare Empörung gegen Kaiser und Reich, und nach ihrem religiösen Wahn bekämpfte man Ketzer, deren Ausrottung verdienstlich war. Die gemeinen Preussischen Soldaten in der Gefangenschaft wurden in das für die Missethäter bestimmte Strohhaus in Wien gesteckt, und dort durch Mißhandlungen gezwungen, Oesterreichische Dienste zu nehmen. Die gefangenen Preussischen Officiere aber wurden in kleinen Städten aufbehalten, damit der Gift ihrer Meinungen sich nicht weiter verbreiten möchte. Nach diesen Grundsätzen wurden sie sehr ungroßmüthig behandelt. Man gab ihnen in fünf Monat keinen Sold, und überließ ihren Unterhalt der Barmherzigkeit mittheidiger Menschen. Der gefangene General Fouquet

glaubte zum Besten seiner untergebenen hilflosen Officiers laut darüber klagen zu müssen. Er, der Freund seines Königs, voll Enthusiasmus für den Preussischen Dienst, und überzeugt, daß man ihn wegen dieser Eigenschaften in Wien persönlich hätte, äußerte aber seine Beschwerden mit zu vieler Hitze. Er bediente sich Ausdrücke in Ansehung der Kaiserin und ihrer Minister, die nur allein in England ungekräft gesagt werden können. Die Abhandlung blieb nicht aus. Fouquet wurde nach Carlstadt in Croatien gebracht, und dort eingesperrt. Der König brachte Repräsentanten und ließ vier Oesterreichische General-Lieutenants, die bisher in der Stadt Magdeburg ohne alle Einschränkung gelebt hatten, nach der Citadelle in engere Verwahrung bringen. Dieses veranlaßte eine sonderbare Correspondenz zwischen dem Markgrafen Carl von Preußen und dem General Laudon. Man machte sich von beiden Seiten sehr bittere Vorwürfe, wodurch die Sache jedoch nicht besser wurde. Die Repräsentanten dauerten fort. Auf Befehl der Kaiserin wurden nun auch vier Preussische General-Lieutenants, die gefangen waren, nach Ruffstein gebracht. Friedrich, der eine weit größere Anzahl gefangener General-Lieutenants hatte, wies darauf allen übrigen die Citadelle zu ihrem Aufenthalt an, wozu sich einige sehr ungerne bequemen, ja einer mit Gewalt gezwungen werden mußte, sein gutes Logis in der Stadt mit einem Festungszimmer zu vertauschen. Hier blieben sie bis nach geschlossenem Frieden, der auch der Erlösungstermin der Preussischen Generals war. Fouquets Leiden für die Sache des Königs blieb nicht unbefolgt. Nie war Friedrich dankbarer, als gegen diesen Feldherrn, der nach dem Kriege, von seinem Regiment und Gouvernement entfernt, ganz nach seiner Phantasie lebte, und die Freundschaft seines Monarchen mit ins Grab nahm.

Der König von Preußen benutzte mittlerweile den geschlossenen Waffenstillstand, der sich aber nur auf Sachsen und Schlesien, und überhaupt bloß auf die Preussischen und Oesterreichischen Provinzen erstreckte, um ein Corps von 10,000 Mann ins Reich zu schicken. Er wollte die feindlichen Reichsstände mit Gewalt zur Neutralität bringen. Der Husaren-General Kleist erhielt den Auftrag, den er auch mit so viel Geschwindigkeit als Klugheit ausführte. Er erschien in Franken, das fast ganz wider Friedrich verbündet war. Bamberg und andre wichtige Städte wurden eingenommen. In ersterer Stadt wurde die Contribution auf eine Million Thaler festgesetzt, und nun ging der Marsch auf Nürnberg, das deutsche Venedig, zu. Diese deutsche Reichsstadt stellt ein sonderbares Bild dar; der Sprache und den Sitten nach germanisch, allein der Staatsverfassung, der Gesetzgebung und dem politischen Eigendünkel nach, ganz venetianisch: die Regierung von gewissen Familien ausschließungsweise verwaltet; geringe Freyheit des Bürgers; Seltenheit weiser Gesetze zur Beförderung der Industrie; und hohe Begriffe von ihrer Wichtigkeit. Der Magistrat dieser Reichsstadt ließ dem Preussischen General die Thore öffnen, nachdem sie ihm eine Capitulation im barbarischen Reichsstyl herausgesandt, und die Abgeordneten ihre Freyheit in Saecularibus et Ecclesiasticis, in Civilibus et Militaribus umständlich erörtert hatten. Diese Sprache war für den Husaren-General neu; er versprach auf alles zu antworten, sobald er in der Stadt seyn würde. Die Antwort blieb auch nicht lange aus. Sie war aber in einem andern Styl: eine starke Brandschatzung von 1500,000 Reichsthalern, und die Austräumung des Zeughauses. Kleist ließ seine Husaren während dieser Operation nicht unthätig

tig; sie schwärmten allenthalben herum, erpressten Contributionen, und verbreiteten Schrecken bis an die Ufer der Donau. Hier besetzten sie die sämmtlichen Geißel, die von den Reichstruppen in dem Lauf des Kriegs aus den Preussischen Ländern fortgeschleppt worden waren. Man kannte die Preußen in den südlichen Reichsländern bishest nur durchs Gerücht. Hinter den Mauern der Städte verlachte man gewöhnlich kleine Trupps von leichter Reuteren. Jetzt aber kamen Husaren dieses Volks, stiegen von ihren Pferden, und bestürmten die Städte. So wurde die freye Reichsstadt Windsheim eingenommen; und die freye Reichsstadt Rothenburg an der Tauber eröffnete ihre Thore 25 Preussischen Husaren, die auch mit einem Sturm droheten. Die bewaffneten Bürger kamen von den Wällen herunter, und bezahlten 100,000 Reichsthaler Brandschätzung.

Die Husaren, die auf allen Seiten feindliche, sehr schlecht besetzte Provinzen vor sich sahen, streiften immer vorwärts, und kamen bis eine Meile von Regensburg. Die Amphictionen des deutschen Reichs geriethen in Bestürzung. Diejenigen besonders, die den ganzen Krieg durch wider den König von Preußen auf dem Reichstag gestimmt hatten, befürchteten seine Rache. Viele machten Anstalten sich zu retten; die Donauschiffe wurden mit Kostbarkeiten beladen, und der Reichstag schien zu Ende zu seyn. In dieser Verlegenheit, da Selbsterhaltung das Motto war, wurden alle politische Grundsätze und Entwürfe, kurz alle andre Betrachtungen, aus den Augen gesetzt. Der von der Majorität so sehr angefeindete, und seit sieben Jahren mit der größten Erbitterung verfolgte, Preussische Gesandte Plotha wurde nun förmlich um Schutz ersucht. Man flehete bey ihm um Sicherheit für eine Reichsversammlung, die so unermüdet beschäftigt ge-

wesen war, den Untergang seines Monarchen zu bewirken. Der Magistrat zu Regensburg schickte eine feyerliche Deputation an ihn, und flehete um die Gnade des Preussischen Monarchen. Mortho, mit großer Vollmacht versehen, ertheilte den erbetenen Schutz, und die Preussischen Husaren ließen sich nicht mehr in der Nähe von Regensburg blicken.

Die Oesterreichischen Truppen hatten dieser ganzen Expedition gelassen zugesehn, da sie sich durch den Waffenstillstand gebunden glaubten. Endlich aber langten Befehle aus Wien an. Ein starkes Corps Oesterreicher kam aus Böhmen, und vereinigte sich mit den Reichstruppen unter dem Prinzen von Stolberg. Diese Armee rückte nun in Franken ein; auch der Prinz Kaver näherte sich mit einem ansehnlichen Corps Sachsen und Franzosen von der Seite von Würzburg. Kleist, zu schwach sich mit einem ganzen Heer in ein Treffen einzulassen, zog sich zurück, und kam mit vielen Geiseln, großen Geldsummen, und einer Anzahl Nürnberger Canonen glücklich nach Sachsen zurück.

Die Reichsstände zeigten nun thätig ihre Abneigung, den Krieg fortzusetzen. Bayern gab von dieser Neutralitäts-Gefinnung den stärksten Beweis. Die churfürstlichen Truppen besetzten die Pässe an der Donau, und verweigerten den Oesterreichern den Durchzug; auch waren die Bayern und Pfälzer die ersten, die sich von der Reichsarmee absonderten, und ohne auf die Widersetzung der Reichs-Generalsität zu achten, in der Mitte des Januars ihren Rückmarsch nach Hause antraten. Mecklenburg hatte schon im December einen Separat-Frieden mit Preußen geschlossen, und dem König 120,000 Reichsthaler Contributions-Reste bezahlt, die der König von Dänemark vorschoss.

[1763] Mit dieser glänzenden Operation der Preußen im Reich wurde der Krieg beschlossen, dessen Ende Maria Theresia nun auch ernstlich wünschte. Die Hoffnung, Schlesien zu erobern, war schon nach dem Abtritt von Rußland und Schweden gänzlich verschwunden, und der Krieg wurde seitdem nur Ehren halber fortgesetzt. Man machte jedoch Oesterreichischer Seits einen Entwurf, die Länder des Königs von Preußen, die die Franzosen bisher inne hatten, in Besitz zu nehmen; und die Franzosen, die durch die Treulosigkeit oder Nachlässigkeit der Englischen Minister, laut den Worten des Friedens, zu keiner Rückgabe der Preussischen Provinzen, sondern zu einer bloßen Räumung verbunden waren, zeigten sich auch nicht abgeneigt, sie den Oesterreichern zu überliefern. Der Abzug wurde daher so lange verzögert, bis sich bey Antemone ein Corps von Theresiens Truppen versammelt hatte. Friedrich aber, dem es jetzt nicht an Soldaten fehlte, und der überdem die nunmehr unbeschäftigten Hessen und Braunschweiger zu seinem Dienst bereit fand, machte wirksame Gegenanstalten, und schickte ein Corps Truppen nach Westphalen. Hiedurch wurde der Entwurf vereitelt, da die Franzosen denselben nicht durch ihre Waffen unterstützen wollten. Die Preußen nahmen daher schon im December von allen diesen Dertern ruhigen Besitz.

Die Lust, den Krieg fortzusetzen, wurde nun in Wien immer schwächer. Friedrich, der jetzt seine so lange entbehrete Provinzen, das Königreich Preußen, und die Westphälischen Länder wieder besaß, schien ohne Bündsgenossen und ohne Subsidiën, nach sieben Feldzügen, so furchtbar und mächtig als jemals. Man erwartete, ihn mit seinen von allen Seiten zusammengezogenen Heeren schon wieder in Böhmen zu sehn. Theresia befand sich mit ihren Armeen nun ganz

allein, ohne Mühen, auf dem Kampfplatze, nachdem alle Reichsstände, des Krieges herzlich müde, und durch die Preussische Reichs-Invasion geschreckt, nach und nach ihre Truppen zurückriefen. Der Geldmangel war zwar in Oesterreich nicht so wie in Frankreich allgemein; allein die Finanzen des Staats waren äußerst zerrüttert; die Schatzkammer, die selbst im Anfange des Krieges nicht gefüllt gewesen war, befand sich, trotz allen Anleihen, Auflagen und politischen Hilfsquellen leer, und die Bedürfnisse wurden immer dringender. Bey Friedrich hingegen zeigte sich keine Spur des Mangels; an Anleihen ausländischer oder einheimischer Capitalien wurde bey ihm nie gedacht, und was wirklich erstattungswürdig ist, seine Unterthanen mit keiner einzigen neuen Auflage beschwert. Indessen hatte in dem Laufe dieses Krieges Deutschland außerordentlich gelitten. Ganze Kreise waren verheert worden, und in allen übrigen war Handel und Gewerbe im stocken; und dieses obgleich achter der Geldströme aus Frankreich, England, Rußland und Schweden, die theils von den Armeen selbst, theils durch die Subsidien nach Deutschland gebracht wurden. Man hat diese Gelder über 500 Millionen Reichsthaler berechnet. Ganz Hinter Pommern, und ein Theil von Brandenburg, war eine Einöde. Andre Länder befanden sich in einem nicht viel bessern Zustande; es fehlte entweder gänzlich an Menschen, oder doch an Männern. Die Weiber gingen in vielen Provinzen hinter dem Pflug; in andern fehlten auch diese. Man sah große Strecken fruchtbares Land, wo die Spuren des vormaligen Ackerbaus nicht mehr merkbar waren. Die Americanischen Wüsteneien des Ohio und Oronoko zeigten jetzt ihr rauhes Bild in den cultivirten Feldern Germaniens, an der Oder und Weser. Ein Officier schrieb, daß er sieben Dörfer in Hessen durch-

ritten, und darin nur einen einzigen Menschen gefunden habe. Dies war ein Prediger, der sich Bohnen kochte.

Diesem so ausgebreiteten Jammer machte der 1ste Februar ein Ende. In diesem Tage wurde der Friede auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen geschlossen, nachdem sich zwei Tage zuvor der Reichstag in Regensburg förmlich neutral erklärt hatte. Nur einige Wochen waren zu diesem so wichtigen Friedensgeschäft erforderlich, weil man die zweckmäßigsten Maßregeln ergriff, es abzukürzen. Die Friedensräthe waren keine Staatsminister und Ambassadeurs, die sich gewöhnlich mehr durch Gepränge, Gastmähler und Ceremonien, als durch Arbeit auszeichnen, sondern drei wegen ihrer Klugheit und Thätigkeit wohlbekannte Männer, die mehr mit Verdiensten als mit Titeln prangten. Es waren der Oesterreichische Hofrath von Kollenbach, der Preussische Legationsrath von Herzberg, jetziger ruhmvoller Staatsminister Friedrich Wilhelm, und der Sächsische Geheime Rath von Fritsch. Diese, mit großer Vollmacht versehen, entwarfen die Friedensartikel, deren Inhalt vorzüglich die Räumung der im Kriege eroberten oder besetzten Länder und Oerter betraf; wobey von jeder Seite auf Entschädigung Verzicht gethan wurde. Man befand sich also nach sieben blutigen Jahren auf eben dem Punct, wo man ausgegangen war. Das Ziel der Feinde Friedrichs war nicht erreicht, sondern gänzlich verfehlt. Der Held, dessen Untergang in den Augen aller Sterblichen unvermeidlich schien, der selbst mitten unter seinen Triumphen an seiner Rettung zweifelte, machte jetzt Friede, ohne von allen seinen Staaten ein Dorf zu verlieren.

So endigte sich dieser siebenjährige Krieg; eine der denkwürdigsten Weltbegebenheiten, die

je in den Jahrbüchern irgend eines Reichs verewigt sind; den erstaunungswürdigsten der Vorkwelt gleich; ein Krieg, der reich an außerordentlichen mannigfaltigen Scenen, die Erwartungen aller Menschen täuschte, und für die Feldherren, Staatsmänner und Philosophen jedes Volks und jedes Zeitalters lehrreich seyn wird.

Zur

Erläuterung der Kupfer.

Bekanntermaaßen soll dieser historische Calender den Weltmann von den neueren und neuesten Veränderungen, welche Glück und Zeit in den verschiedenen Theilen und Staaten des Erdbodens hervorgebracht haben, die merkwürdigsten deutlich und im Zusammenhange übersehen lassen.

Die Charte

bildet den Schauplatz des siebenjährigen Krieges ab. Die Ausdehnung der Länder, welche vorgestellt werden sollten, erlaubte nach dem Format des Calenders keinen größern Maasstab, als der hier wirklich angenommen ist; dennoch leistet sie im Ganzen gewis mehr als die meisten ungleich größeren Charten dieser Art, nemlich alles, was zu diesem Behuf nur immer erfordert wird. Sie liefert nemlich einer Seits a) als Kriegscharte 1) eine vollständige Uebersicht von den Gegenden, die wechselseitige der eigentliche Tummelplatz der streitenden Heere waren, Sachsen, Schlesien, Böhmen; und, in jedem derselben, 2) die Haupt- und Kreisstädte, die Festungen, ja nicht nur die durch Schlachten, sondern selbst die vornehmsten durch feste Lager oder durch Magazine merkwürdig gewordenen Orte, und endlich zeigt sie 3) die Positionen, wie bey den gelieferten Schlachten die Armeen gestanden haben. Andrer Seits b) als Charte eines beträchtlichen Theils von Deutschland, verschafft sie 1) eine anschauende Kenntniß von der Lage und dem Verhältnis der Preussischen zu einem Theile der feindlichen Länder; vermittelst der Charakte-

rirkenden Illumination zeigt sie 2) wie zerstreut die Preussischen Staaten gegen Westen und (weil damals Westpreußen noch nicht in Besitz genommen war) auch gegen Osten hin lagen. Desgleichen wie das Gebiet der nicht zahlreichen Preussischen Bundesgenossen von feindlichen Ländern umgeben und zum Theil durchschnitten war.

Die Preussischen Staaten sind gelb illuminirt; die Lande der Preussischen Bundesgenossen bräunlich gelb; Sachsen roth; die Kaiserlichen Lande grün; die gegen Preußen verbündeten deutschen Reichsstände schwarzlich; Schweden violett. In den Positionen der Armeen sind die Preußen und ihre Bundesgenossen durch roth, die Oesterreicher durch gelb, die Russen durch grün und die Franzosen durch braun angedeutet.

Die zwölf Monatskupfer

scheinen zwar, theils ihrer ausführlichen Unterschriften, theils wegen des Textes, zu welchem sie gehören, keiner besondern Erklärung zu bedürfen; da aber jener ohne auffallende Ungleichheit in der Erzählung bey einzelnen Vorfällen sich nicht so weit ausbreiten, und in den Unterschriften noch weniger alles Platz finden konnte, was darauf Bezug hat, so will ich das Bemerkenswertheste davon hier noch kurz zusammen fassen. Zuerst ein Wort über die Auswahl. —

Auf diesen zwölf historischen Kupfern ohne Ausnahme unmittelbar: kriegerische Scenen vorzustellen, das verboten mit gleichem Recht die gesunde Vernunft und der gute Geschmack. Schlachten und Belagerungen hätten schlecht zu dem Format eines Calenderkupfers gepaßt; armselig wäre es gewesen, mehr oder minder eine und dieselbe Idee zwölf mal, nur um ein ge-

ringes anders modificirt, vorzustellen, und, aus einem so merkwürdigen Kriege als dieser hier, nichts als was er mit dem unbedeutendsten gemein hat, nichts als Morden und Brennen vorzustellen! Mit mehr Schonung für das Gefühl des Lesers und mit mehrerer Achtung für seinen Geschmack bin ich bey den ausgewählten Gegenständen, auf Mannigfaltigkeit, auf eigenthümliches Interesse und auf mahlerische Wirkung bedacht gewesen. Daß jedermann erwarten würde, den Helden, der in diesem Kriege so hervorragend glänzt, auch in den Kupfern vorgestellt zu finden, dünkte mich sehr natürlich, und daher auch billig, diese Erwartung zu befriedigen; aber, daß nicht Ihm allein alle Kupfer gewidmet wären, dünkte mich eben so billig, weil nicht Friedrich's Geschichte, sondern die Geschichte des siebenjährigen Krieges geliefert wird. Zu gleichen Theilen also bilden von den zwölf historischen Kupfern sechs, statt der Schlachten, die Folgen derselben, überhaupt den Wechsel des Kriegesglücks, und andre merkwürdige Episoden ab, und sechs andre stellen den König in den mannigfaltigen Situationen, die der Krieg darbietet, vor. So sieht man Ihn: bey Pirna, im Lager; bey Cuneßdorf, in der Schlacht; bey Liegnitz, auf dem Wahlplatz; bey Torgau, nach der Schlacht, im Hauptquartier; zu Köben, in der Cantonnirung; in Leipzig, auf dem Durchmarsch. Jede dieser Situationen zeigt den großen Mann in einer denkwürdigen, ihn eigenthümlich charakterisirenden Handlung. Die dabey zum Grunde gelegten Anekdoten verdanke ich hier öffentlich und mit Besetzung meiner erkenntlichsten Verehrung dem General von Böken, Chef eines Regiments Infanterie und Gouverneur der Festung Glatz. So herablassend, gütig und mittheilend sich dieser würdige Schlachtengefährte und

ehemalige Stigelladjutant Friedrichs des Großen, in allem, was den verewigten König betraf, gegen mich bewies; so hat Er doch nur auf wiederholtes Bitten sich in einiges Detail über den merkwürdigen Vorfall, bey welchem Er persönlich interessirt war, herausgelassen, und mir erlaubt öffentlich Gebrauch davon zu machen.

Und nun noch einige historische Erläuterung der Kupfer. Sie sind nach der Zeitsfolge der Begebenheiten geordnet.

1) Die Gefangennehmung der sächsischen Armee in ihrem festen Lager bey Pirna.

Der König war mit 70,000 Mann in Sachsen eingerückt, hatte Dresden und Torgau mit 5000 Mann besetzt, 22,000 Mann in zweyen Corps bey Dresden stehen lassen, und mit ohngefähr 40,000 Mann die Sächsische Armee, die effectiv 17,000 Mann stark war, bey Pirna in einem Lager eingeschlossen, welches sie in der ersten Bestürzung bezogen, und eifrig besetzt, aber über diese lehrere Sorge vergessen hatte, sowol sich den Weg nach Böhmen, woher allein sie Hilfe erwarten konnte, frey zu erhalten, als auch auf genugsamen Proviant bedacht zu seyn. In dieser Situation war sie von den Preußen seit dem 10ten September blockirt, rückte, bey ganzlichem Mangel an Lebensmitteln, in der Nacht vom 12ten zum 13ten October aus ihrem durch Gewalt fast unbezwinglichen Lager, um sich durch die Preußen durchzuschlagen, und mit den Oestreichern, die unter dem Feldmarschall Browne nur noch eine und eine halbe Meile weit von ihr entfernt standen, zu vereinigen; allein, weil der Regen die Wege verdorben hatte, weil ein Brief, den der Feldmarschall Browne an den Chef der

Sächsischen Armee, den Feldmarschall Kutowsky, geschrieben hatte, verlohren gegangen und darüber die verabredete Zeit zum gemeinschaftlichen Angriff verstrichen war, auch die Preussischen Positionen zu stark und zu vorthellhaft besetzt wurden, konnte sie diesen Endzweck nicht erreichen, sondern mußte sich am 16ten October auf Capitulation zu Kriegsgefangenen ergeben. Am 17ten ließ der König diese ganze gefangene Armee bey sich vorbehey defiliren, und den armen durch Hunger und Ermüdung abgematteten Soldaten per Compagnie 20 sechspfündige Brodte austheilen; sodann mußte ein Regiment nach dem andern dem Sieger den Eid der Treue schwören, hierauf ins Preussische Lager rücken, die Munition abgeben und das Gewehr strecken, um hernach ganz nach Preussischem Fuß eingerichtet zu werden. Dieser glorreiche Tag, an welchem durch die Superiorität von Friedrichs Genie die ganze Sächsische Armee auf einmal gleichsam verschwand, der Tag, an welchem die Feinde Friedrichs auf einmal 18,000 Mann ihrer Verbündeten verlohren, sein eignes Heer hingegen einen so beträchtlichen Zuwachs von braven Soldaten erhielt, dieser Tag verdiente es wol durch einen Kupferstich gefeiert zu werden! Der hier vorgestellte Moment ist derjenige, wo die Sächsische Generalität, den Feldmarschall Kutowsky an ihrer Spitze, auf der Höhe von Waltersdorf, bey Annäherung des Königs vom Werde gestiegen ist, um ihm ihre Unterthänigkeit zu bezeigen. Der König empfing sie mit einem ernsthaften Gesicht, ward aber, sobald er den Mund öffnete, sehr freundlich, hieß sie willkommen, und bat, daß sie in Struppen (einem Lustschloß des Königs von Pohlen, wo der König von Preußen sein Hauptquartier hatte,) auf ihn warten und sämtlich mit ihm zu Mittage speisen möchten. Der Feldmarschall Kutowsky und der Chevalier

de Saxe, die unter diesen Umständen an der Tafel des Siegers nicht die beste Figur zu spielen besorgen mochten, verbaton sich diese Ehre und hielten dagegen um Erlaubniß an, sogleich nach Dresden gehen zu dürfen, welches ihnen auch zugestanden ward. Der König befah hierauf die Sächsischen Regimenter und eilte alsdenn zu seinen gefangenen Säcken nach Struppen.

2) Schwerins Heldentod in der Schlacht bey Prag vom 6. May 1757.

Allgemein bekannt und allgemein bewundert ist die unvergeßliche That Schwerins in der Schlacht bey Prag! Der Angriff war nach dieses Feldherrn eignem Entwurf gemacht worden, die Oesterreichische Reuterey war von der Preussischen bereits geschlagen und nach Prag hin gestochen, die Infanterie stand zum Schlagen bereit und der Feldmarschall Schwerin wartete nur noch auf die Grenadiere und einige andere Infanterie-Regimenter, (worunter auch das seinige war,) die vom linken Flügel herkamen. Unglücklicherweise aber mußten diese letzteren Truppen bey Aufmarschiren einen hohlen Weg passiren, bey dessen Ausgang sie von einem so mörderischen Kartetschenfeuer empfangen wurden, daß sie suchten, in Unordnung geriethen und schon anfangen zurück zu weichen. Der Feldmarschall, welcher, ohne sich durch das Kartetschenfeuer abhalten zu lassen, an dem Ausgang dieses hohlen Weges zu Pferde hielt, und die Leute zum Vorrücken ermunterete, ward das ungewohnte Saubern seines Regiments im Vorrücken nicht so bald gewahr, als er einem Fahnjunker desselben die Fahne wegriff, und, mit derselben in der Hand, seine Soldaten mit dem Zuruf gegen die Oesterreichischen Batterien hinführte: — Heran,

meine Kinder, heran! Seht ihr nicht, daß der Feind euch schon den Rücken kehrt! Alles folgte ihm! aber kaum hatte der unerschrockne 72jährige Greis zehn Schritte vorwärts gethan, als er, von vier Kartetschenkugeln getroffen, ohne einen Laut von sich zu geben, todt zur Erde sank! Eine dieser Kartetschenkugeln hatte ihm den Kopf über dem rechten Auge zerschmettert; eine andre ihn gerade ins Herz und die übrigen zwey in den Leib getroffen. Der hier abgebildete Moment ist derselbe, wo der Leichnam des Helden unter der Menge von Todten und Verwundeten hervorgezogen schon auf eine etwas höhere Stelle gebracht, und auf ein paar Gebehrte, statt einer Tragebahre, gelegt wird, um auf diese Art aus dem unmittelbaren Getümmel der Streitenden fortgeschafft zu werden. Man führte ihn nach dem, vom Schlachtfelde nicht weit entfernten, St. Marzarethn-Kloster, wo er einbalsamirt wurde, und wo auch der leblosen Hülle noch eine Achtungsbezeugung wiederfuhr, die von der Macht zeugt, mit welcher großes, anerkanntes Verdienst gleichsam unwillkürlich auf die Menschen wirkt. Der Prinz Heinrich von Preußen und eine Menge anderer Generale und Officiere des Preussischen Heeres, die den erblakten Helden, ehe er nach seinem Familienbegräbniß abgeführt wurde, noch einmal sehen wollten, nahmen, bey Erblickung des Leichnams, alle auf einmal die Hütbe ab. Diese nicht verabredete, aus Uebereinstimmung der Gesinnungen entspringende Aeußerung von Ehrfurcht, die feierliche Stille der ganzen Versammlung, und die Thränen, die den Gefährten des Ruhms und der Thaten Schwerins dabei im Auge blinkten, gaben diesem Vorgang etwas erhabneres und bedeutenderes, als die gepriesnen Todtenfeiern und Todtengerichte der Alten nur je gehabt haben mögen.

Einen shakespeare'schen Contrast mit dieser rührenden, macht die nachfolgende comische Scene.

3) Die Abfertigung des Doctor Aprill.

Schon der Name läßt etwas possierliches vermuthen, und possierlich ist auch die Figur des Doctors und wo nicht sein Auftrag selbst, doch wenigstens der Erfolg davon. Es war am 14ten October 1757, Mittags um 12 Uhr, als der Kaiserliche Notarius, Doctor Aprill, (dazu aufgefördert und authorisirt durch den Kaiserl. Reichshofräth Helms zu Wien) in der Behausung des Churbrandenburgischen Gesandten bey der Reichstagsversammlung zu Regensburg, Freyherrn von Plotho, mit einem Document sich einfand, in welchem dem Preussischen Gesandten, „daß der Reichshofräth auf die Achtsklärung gegen ihn angetragen habe,“ bekanntgemacht, und er aufgefordert wurde, anzuzeigen: „was er dieser Anklage entgegenzustellen, bey Richtigkeit der Antwort aber die Achtsklärung selbst zu gewärtigen habe.“ — Der Doctor Aprill hatte diesen ihm anvertrauten Uriaßbrief in sehr demüthiger Stellung übergeben und sich wohl gehütet ihn gegen den Gesandten anders als schlechtweg eine fiskalische Citation zu nennen. — Allein kaum hielt der Herr von Plotho das Papier in der Hand und erblickte die Ueberschrift: *Citatio ad videndum et audiendum se declarari in poenam Bahni Imperii et privati omnibus feudis, juribus, gratiis, privilegiis et expectativis*, (Vorladung zu Anhörung der Verurtheilung in die Reichsacht und in die damit verknüpfte Entsetzung von allen Länden, Vorrechten, Gerechtsamen, Anwartschaften etc.) als er, im gerechtesten Unwillen über die Ungebühr dieser Maßregel und über den elenden Tropf, der als Schild:

knappe diese unwürdigen Waffen trug, ihn nöthigte die Citazion zurückzunehmen, und da er sich dessen weigerte, ihm solche, ziemlich unsanft, zwischen dem Rock und der Weste hinein und den ganzen Kern beim Arm zur Thür hinaus schob, von wo aus ihn die Ploree des Gesandten weiter die Treppe hinunter und zum Hause hinaus transportirte. So rettete die Entschlossenheit des Preussischen Ministers, nicht sowohl den König von der Aechterklärung, (denn für diese durfte der Sieger bey Lwowiss und Prag sich nicht fürchten,) aber wol rettete sie die Kaiserlichen Minister von der Schande, welche die Ausführung jener Drohung bey der Nachwelt unaussprechlich über sie gebracht haben würde. Am schlimmsten bey der ganzen Sache kam der Doctor Aprilnarr weg. Er ward darüber, als ein wahrer Aprilnarr, zum Märchen in der Stadt und im Lande. Um die Art, wie er seinen Namen dadurch auf die Nachwelt gebracht, wird ihn so wenig jemand beneiden, als um das zeitliche Glück, was ihm dafür zu Theil geworden, denn sein hinterbliebener einziger eheleiblicher Sohn ist dato — wohlbestallter Lohndiener in der kaiserlichen freyen Reichsstadt Regensburg — wo er, durch seinen Namen vielleicht, die Aufmerksamkeit eines Fremden zu erregen und diesem für die täglichen 36 Kreuzer Gehalt die berühmte Geschichte seines Vaters oben ein zu erzählen, vor seinen Mitbrüdern das einzige traurige Vorrecht hat!

4) Die Flucht bey Roßbach am 5ten November 1757.

Ein Heer von mehr als funfzigtausend Mann, das größtentheils aus Franzosen, und, nächst diesen, aus Kaiserlichen und Reichstruppen be-

stand, hatte sich, unter Anführung des Prinzen
 Soubise, ohnweit Merseburg, in einer festen Stel-
 lung gelagert, und rückte aus dieser den sten
 November gegen die Preussische Armee, die zwanz-
 zigtausend Mann stark, unter Anführung des
 Königs, bey Rossbach gelagert stand, in drey
 Corps, dergestalt aus, daß sie den Marquis de
 Brandebourg mit seiner Wachtparade (wie das
 kleine Häufchen ihnen vorkam) in einen Triangel
 einzuschließen, und nichts geringeres als die
 ganze Preussische Armee mit samt dem Könige zu
 Gefangenen zu machen vermeinten. Der König
 saß im Hauptquartier, zu Rossbach, eben an der
 Tafel, als ihm gemeldet wurde, daß die Französ-
 sische Armee im Anmarsch sey; allein, mit der
 Stärke und der Disposition des Feindes genau
 bekant, blieb er noch eine Zeitlang ruhig sitzen,
 zog hierauf, unter Begünstigung einer Reihe von
 Anhöhen, die seinen Marsch verdeckten, seine
 ganze Armee durch eine noch nicht geschlossene
 Seite des Triangels, in welchen ihn die Franzo-
 sen zu umzingeln gedachten, und so bald er her-
 aus war, deponirte und überflügelte Seydlich
 mit seiner Cavallerie die Französische, die auf
 ihre zunächst folgende Infanterie sich eifertig zu-
 rückzog, und auch diese in Unordnung brachte.
 Sechs Bataillons Preussischer Infanterie, welche
 unter Anführung des Prinzen Heinrichs unterdes
 herankamen, unterstützten diesen Angriff so nach-
 drücklich, daß in Zeit von anderthalb Stunden
 das Schicksal dieses Tages entschieden, und mit
 dem unglaublich geringen Verlust von 91 Todten
 und 274 Blessirten, die Franzosen in die Flucht
 geschlagen, 8 Französische Generale, 250 Officiere
 und 6000 Gemeine zu Gefangenen gemacht, 63
 Canonen, 15 Standarten, 7 Fahnen und 2 Paar
 Haufen erbeutet, 1500 Mann feindliche Todte
 auf der Wahlstatt ausgestreckt und eben so viele

im Verfolgen, bis Erfurt hin, niedergemacht worden waren. — Ich habe weiter oben gesagt, daß eine Schlacht nicht füglich der Gegenstand eines Calenderkupfers seyn könne, und dieser Grundsatz ist auch hier respectirt; nicht die Schlacht, sondern die nächste Folge derselben, oder, was in diesem Falle beynähe eins war, die Flucht ist abgebildet und vor dem Anblick wird hoffentlich niemand erschrecken. Der gefangene Französische Officier, den der Preussische Husar in dem Steigbügel stehen läßt und ihn so mit sich fornimmt, ist keine Erdichtung des Zeichners, sondern eine wahre Geschichte, die der Chevalier de * * *, dem sie begegnet ist, Herrn Chodowiecki selbst erzählt hat. Lustig und originell ist der Einfall, daß der siegende Preussische Husar einem andern um Pardon bittenden Französischen Officier nicht etwa mit dem Säbel, sondern nur mit der geballten Faust, an welcher der Säbel ruhig herab hängt, und mit einem Gesichte droht, mit welchem ein solcher Schnurrbart sonst zum Scherz die Kinder zu erschrecken pflegt; lustig anzusehen ist die nicht mit Blut gefärbte Erde, wegen der mahlerischen Unordnung, in welcher Gewehr und Kriegszeichen und Kleidungsstücke darauf umher gestreut sind und die an Gleims schönes Lied des Preussischen Grenadiers auf diese Schlacht erinnert!

5) Der König besucht den verwundeten und gefangenen französischen General Cüstine.

In welchem nicht minder glänzenden Sichte, von ganz anderer Art erscheint hier der Sieger von Rossbach! Er, der beim Mittagmahle ruhig seinen Entwurf zum Treffen machte, der

gleichsam zum Desert schlug, der auf dem Schlachtfelde für die verwundeten Officiere der Feinde persönlich sorgte, besucht hier, in Leipzig, (nicht im Winterquartiere, wie die Unterschrift zu diesem Kupfer sagt, sondern auf dem Durchmarsch durch diese Stadt) den edlen Cüstine, Marschal de Camp, der in der Schlacht bey Rossbach verwundet und gefangen genommen worden war. Und was sagt der Sieger seinem Ueberwundener, worüber dieser sich von seinem Lager aufrichtet, so rüstig, daß sichtbare Verwundung, nicht Zwang des äußern Anstandes ihn dazu zu bewegen scheint? Ach, er sagt ihm, mit jener dem großen Manne so eigenen einnehmenden Art, von den Vorzügen und Verdiensten der Französischen Nation so viel Gutes, sagt, in wie vieler Rücksicht er sie mit Ueberzeugung schätze, daß der Kranke sich aufrichtet, gleichsam um sich zu überzeugen: ob, was er hört und zu sehen glaubt, nicht ein bloßes Spiel seiner Einbildungskraft sey, und dann, als er das Gegentheil gewahr wird, in die Worte ausbricht, die ihm hier von den Lippen zu kommen scheinen: Ach Sire! Sie gießen Oehl in meine Wunden!

6) Die gefangenen russischen Generals werden in die Casematten von Cüstrin einquartiert.

Am 13ten August 1758 näherte sich die große russische Armee, unter dem General Fermor, der Festung Cüstrin, die, unter den Befehlen des Obersten Schack von Wuthetow, mit hinlänglicher Garnison versehen war, und von dem, zu Deckung der Mark, bey Frankfurt campirenden Corps des Generals Grafen von Dohna nöthigen Falls un-

terstützt werden konnte. Noch desselben Tages ward die Festung recognoscirt und am 15ten ward von denen, in der Nacht, bey den Weinbergen aufgeworfenen Batterien, ohne vorhergegangene Aufforderung, nicht die Festung, (wie Kriegsmanier gewesen wäre,) sondern die Stadt selbst, durch einen solchen Regen von Bomben und Feuerkugeln beschossen, daß sie schon um 9 Uhr des Morgens an drey Orten in Feuer stand, welches auch, wegen Enge der Straßen und der Bauart der Häuser, gar nicht zu löschen war. Das Zeughaus, in welchem einigés Pulver vorräthig stand, flog in die Luft, und die in demselben befindlichen metallenen Canonen schmolzen von der Gluth des Feuers. Die wehrlosen Einwohner der Stadt, die des Morgens um 4 Uhr durch die ersten Schüsse aus dem Schlafe aufgeschreckt worden waren, hatten kaum Zeit ihr Leben durch die Flucht zu retten, und mußten all das Ihrige, nebst dem Vermögen vieler Fremden, (die dasselbe hier für sicherer als auf dem Lande gehalten hatten,) einen Raub der Flammen werden sehen. Am 16ten continuirte das Bombardement und nun blieb fast nicht ein einziges Gebäude unbeschädigt stehen. Nach dieser ohne militärischen Zweck vorgenommenen Verheerung der Stadt ließen die Russen erst am 17ten die Festung auffordern, die sich (weil durch lauter Bogenschüsse bloß die Stadt eingeäschert worden war,) noch unversehrt befand, und daher auch nicht ergab. Nun wurden Anstalten zur Belagerung gemacht, nemlich eine Parallele gezogen; allein der König, der mit seiner siegreichen Armee aus Schlessien herbeykeltte, vereinigte sich am 22sten August mit dem Corps des General Dohna und schlug hierauf die Russen bey Zorndorf aufs Haupt. Als nach dieser Schlacht die in derselben gefangenen Russen

schen Generals, nemlich die Generallieutenants von Czernischeff und von Soltikoff, der General von Manneufel, der Fürst Sulkowſky u. a. m. dem Könige im Lager vorgestellt wurden, wandte er sich, mit Unwillen über die Einäschung Cüſtrins und über die barbarische Verwüstung des platten Landes, (da mehr als hundert Städte und Dörfer geplündert und sieben der letztern auf einmal angezündet und die Einwohner zum Theil in die Flammen geworfen worden waren,) von ihnen weg mit den Worten: „Ich habe kein Sibirien, wo ich Sie hinschießen könnte, — Sie sollen in die Casematten von Cüſtrin gesteckt werden; haben Sie sich gute Quartiere zubereitet, so mögen Sie sie nun auch beziehen.“ — Der zu diesem Kupfer gewählte Moment ist derjenige, wo der damalige Commandant der Festung Cüſtrin, der Oberst Schack von Butzenow, ihnen diese unter dem Wall der Festung befindliche gewölbte Kellerwohnungen anweist, und der General Czernischeff dagegen als gegen eine für Generals nicht schickliche Wohnung protestirt, der Commandant, mit Rücksicht auf die Erklärung des Königs, hingegen ihm zur Antwort giebt — „Ey, Sie haben ja, meine Herren, nicht mir, sondern der armen Stadt die Ehre gethan, sie zu beschießen und sich selbst kein Haus übrig gelassen, wo Sie einquartirt werden könnten — nehmen Sie also diesmal nur so vorlieb.“ — Indes, da der König nichts weniger denn grausam war, ja nicht einmal Grausamkeit mit Grausamkeit vergalt; so ließ er es auch dabey bewenden, den Russischen Generals seinen Unwillen bloß gezeigt zu haben, und ertheilte, nach Verlauf einiger Tage, Erlaubnis, daß sie sich in die nicht abgebrannte Neustadt einmieten durften.

7) Die Einbringung der russischen Gefangenen nach Berlin.

Die schauerhafte Schlacht bey Zorndorf, die im Tert des Calenders so meisterhaft und nach der Wahrheit geschildert ist, gab dem Künstler, Herrn Chodowiecki, damals Gelegenheit ein radirtes Blatt zu liefern, welches die Einbringung der in dieser Schlacht zu Kriegsgefangenen gemachten Russen in Berlin vorstellte, und schon damals (vor dreyßig Jahren) den Mann von eigenthümlichem Genie anzeigte, für den Herr Chodowiecki seitdem durch so mannigfaltige Produkte seines Fleißes, noch mehr bekannt geworden ist. Es war am 25ten September 1758, also 4 Wochen nach der Schlacht, als diese Gefangene hier durch nach Magdeburg transportirt wurden. Sie standen an diesem schönen Herbsttage einige Stunden lang im hiesigen sogenannten Lustgarten vor dem Schlosse, und wurden von denen sie anstaunenden Einwohnern der Stadt beschenkt und auf mannigfaltige Weise erquickt, wie denn einigen alten und maroden Leuten unter ihnen Thee und anderes warmes Getränk vom hiesigen Königl. Schlosse zugebracht ward. Hier entwarf Hr. Chodowiecki seine Zeichnung nach der Natur — wie man an dem charakteristischen Ausdruck der Gesichter und der Stellungen bemerken wird. Auch in dieser kleineren Form ist dieß Blatt noch eines der reichsten und originellesten, und da das größere gar nicht mehr zu haben ist, so werden die zahlreichen Verehrer Chodowiecki's mit unsrer Wahl doppelt zufrieden sehn.

3) Wundergleiche Erhaltung des Königs in der Schlacht bey Cunersdorf.

Die hier abgebildete Begebenheit ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten aus dem Heldenleben dieses großen Königs. Denn hier war es, wo er den großen Grundsatz von der Pflicht der Berufstreue mit ausdrücklichen Worten lehrte, wo Er diese Lehre, zum Muster für Regenten und Staatsbediente und Bürger jeden Standes, durch sein Beispiel bestätigte, wo Er in Gefahr und bereit einen mit seinem Blute zu besiegeln! Die Schilderung dieser Scene kann ich dem Leser nicht besser als mit den eigenen Worten des erhabenen Gefährten Friedrichs, des Herrn Generals von Söken, mittheilen. Welcher Geschichtschreiber würde nicht gern abtreten, um einen solchen Augenzeugen erzählen zu lassen! „Die Russische Armee stand mit ihrem rechten Flügel gegen den Weg hin, der von Frankfurt nach Croffen geht; von da erstreckte sich ihre Linie über einen spitzigen Berg hinter dem Dorfe Cunersdorf, und reichte bis auf den Mühlberg, der, so wie ihre ganze Fronte, von einer Verschanzung gedeckt war. Auf diesen Mühlberg geschah unsere Hauptattaque, und er war glücklich eingenommen und so Etlich feindliches Geschütz bereits in unsern Händen, als Versetzen einzelner Theile, Mißverständnis, und die große Hitze, durch welche unsere Leute bey Ersteigung und Einnahme des Berges allzusehr abgemattet worden waren, dem Könige den Sieg, den er wirklich schon errungen hatte, wiederum entriß. Hinter dem Mühlberge ist ein Ravin, der sogenannte Kuhgrund, auf welchen die Russen, weil sie die Schwierigkeiten dieses Terrains kannten, alles Geschütz hinrichteten, wodurch die Gegend überaus gefährlich ward. Gleichwol

blieb der König gerade hier in der Nachbarschaft halten, um seine Anordnungen zu machen und die Truppen durch seine Gegenwart zu ermuntern. Um seine Person befanden sich damals unter andern namentlich: der damalige Oberst und Generaladjutant von Crusemark, der jetzige Generallieutenant von Prittwitz, (damals Rittmeister von den Ziehwenschen Husaren, mit einem Theil seiner Schwadron,) außer mir noch zwei Flügeladjutanten und eine Menge von ab- und zugehenden Generals und Staabsofficieren, von denen jeder sich beeiferte die Ordres des Königs zu bestellen, und zu der Schlacht behtüßlich zu seyn. Der General Sendliz, der hier zum König kam, um vorzustellen, daß die Cavallerie in dieser Gegend nicht gut agiren könne, ward mit einer kleinen Kugel durch die Hand geschossen, so daß er sich von der Wahlstatt mußte wegbringen lassen; der Hauptmann und Flügeladjutant von Wendeseß ward ebenfalls hier durch die Brust geschossen, und starb die Nacht darauf an seiner Wunde; auch der damalige Capitaine und Flügelsadjutant von Cocceji ward nicht weit vom Könige in den Arm blessirt, und gleiches Schicksal hatten in derselben Gegend eine Menge Subaltern-Officiere und gemeine Soldaten; dennoch blieb der König immer unbeweglich halten, als sein Pferd, ein brauner Engländer, den er den Vogel nannte, durch eine Kugel verwundet ward. Der König stieg ab und forderte ein frisches Pferd, welches ein anderer Engländer, von Couleur ein Fuchs, war; mittlerweile ward das Gefecht immer hitziger, und durch das viele Schießen ward ein zweytes Reservepferd des Königs, ein Schimmel, auch ein Engländer, der der Brillant hieß, so wild, daß der Stallmeister Wehler, der drauf saß, es zurückreiten mußte. Immer gleich unerschrocken schickte nun der König einen Officier nach dem andern mit Ordres weg, so daß in ei-

nem Augenblick gerade nur ich und ein Page, der Henneberg hieß, um ihn waren, als ich eine Kugel stark an des Königs Pferd anschlagen hörte und gleich darauf einen Strahl Blut eines Fingers dick aus der Brust sprützen sahe. Nun fing das Pferd an rückwärts zu gehen; in demselben Augenblick wendete ich, der ich mit dem Könige in gleicher Linie ohngefähr drey Schritt weit von ihm zur Rechten hielt, mit meinem Pferde hinter dem Könige weg, um ihm zu Hülfe zu kommen, als er sich eben auf der linken Seite herunter werfen wollte, weil sein Pferd, aus Mattigkeit, sich schon ganz auf die Hessen lehnte. Ein Unterofficier, mich deucht, er war vom damaligen Pestawikischen, jetzt von Tauenzienischen Regimente, sprang so wie ich herzu und faßte den König bey dem andern Arm, so daß er auf diesen Unterofficier und auf mich gestützt nicht zum Fallen, sondern gerade auf die Füße zu stehen kam. Der König befahl dem Page, ihm ein frisches Pferd zu holen, und stand einige Zeit neben mir zu Fuße; da ich nun kein Pferd ankommen sahe, so offerirte ich dem König das meinige, jedoch mit der Anzeige, daß es etwas scheu wäre. Der König setzte sich drauf und machte eine Wendung zur Linken. Indem kam eine kleine Kugel, ging durch die ungrische Decke, welche über dem Sattel lag und im Aufsteigen sich etwas in die Höhe geschoben hatte, fuhr alsdenn durch den zugeknöpften Rock des Königs zwischen der Tasche und Hüfte herein, passirte die Weste, schlug das goldene Etui des Königs in der Tasche zusammen und blieb neben demselben in der Tasche liegen. Der König drehte sich um, und sagte: ich glaube, ich habe eine Contusion von einer Kugel bekommen; blieb aber immer unbeweglich auf dem Plaze halten. Unterdessen hatten sich der General Crusenmark und mehrere andre wieder bey dem Könige zum Rapport eingefunden, und wir alle

baten den König sehr dringend, diesen für seine Person allzugefährlichen Ort zu verlassen. Da sagte er die unvergeßlichen Worte: wir müssen hier alles versuchen um die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier, so gut wie ihr, meine Schuldigkeit thun! — Einige Tage nach der Bataille fragte der König den General von Göken, ob er ihm das Pferd wol ablassen wollte? Es steht Ew. Majestät zu Befehl, antwortete der damalige Flügeladjutant, nur muß ich anmerken, daß es einige Untugenden hat. Ich habe es gefüttert, erwiederte der König, und bin nichts davon gewahr worden; ich werde es gleich bezahlen. Einige Stunden nachher schickte ihm der König hundert Stück Vaccaren für das Pferd, und nach dem Friede schenkte er ihm zur Belohnung seines militärischen Verdienstes und seiner persönlichen Treue gegen den König ein Lehn in der Grafschaft Glas, (nemlich die Güter Scharfeneck, Eunschendorf und Zubehör) welches einem Verwandten dieses Officiers, dem Grafen von Göken, vom Kaiser Ferdinand dem Zweyten war verliehen worden, und nun durch das Absterben des letzten Grafen von Göken dem Könige zugefallen war.

9) Der König im Cantonnirungsquartier

zu Köben an der Oder.

Nach der Schlacht bey Cunerödorf besand sich der König in einer sehr bedenklichen Lage. Durch zwey verlorne Treffen (bey Züllichau und bey Cunerödorf) geschwächt, außer Stande Sachsen gegen die vereinigten Russen und Oesterreicher zu behaupten, zog er sich mit dem Rest seiner Armee durch die Niederlausitz nach Schlessien, um diese Provinz gegen die Russen zu decken. Hier standen beide Heere im October ohnweit Herrn

stadt gegen einander, als der König vom Podagra befallen ward. Man denke sich diesen Zuwachs von Unglück, gegen den Klugheit nicht schützen, den persönlicher Muth nicht mindern kann! Er fahren die Russen, daß er bettlägrig ist, und sie greifen ihn an; so ist er entweder nicht im Stande selber zu commandiren, und wie viel ist dann schon gewonnen! oder — er wagt das Aeußerste, achtet seiner Krankheit nicht und erliegt unter derselben, und wie viel ist dann verlohren! Doch, die Vorsicht hatte es anders beschloffen. Als man Ursach hatte das Aeußerste zu besorgen, zog sich am 24ten October die Russische Armee, aus Mangel an Subsistenz, nach Pohlen zurück, und der König, der nun etwas Luft bekam, ging mit seiner Armee über die Oder. Da er wegen des Podagra weder das Reiten noch Fahren ertragen konnte; so ließ er sich, durch Soldaten des Regiments Neuwied, nach Köben, einem an der Oder belegenen kleinen Städtchen, hintragen, und hier die Generale von der Armee zu sich fordern. Da nun erfolgte die auf gegenwärtigem neunten Kupfer abgebildete Scene, über welche ein Augenzeuge sich folgendermaßen ausdrückt: „Wir fanden den König in einem Zimmer (dergleichen sich in einem kleinen Landstädtchen erwarten läßt,) in den heftigsten Schmerzen zu Bette liegen. Er sah äußerst blaß aus, hatte, seiner Gewohnheit nach, statt der Nachtmütze, bloß ein Tuch um den Kopf gebunden und sich mit einem Zobelpelt zugedeckt, der mit blanem Sammet überzogen war. Gleich beim Hereintreten der Generalität nahm der König eine heitere Miene an und sagte: Ich habe Sie hieher berufen lassen, Messieurs, um Ihnen meine Dispositionen bekannt zu machen und Sie zugleich zu überzeugen, daß die Heftigkeit meiner Krankheit mir nicht gestattet mich der Armee persönlich zu zeigen. Versichern Sie also meinen braven Soldaten, daß es nicht eine ge-

machte Krankheit ist, sagen Sie ihnen, daß, ohnerachtet ich diese Campagne hindurch viel Unglück gehabt habe, ich doch nicht eher ruhen werde, als bis alles wieder hergestellt ist; daß ich mich auf ihre Bravour verlasse, und daß mich nichts als der Tod von meiner Armee trennen soll! Und nun, fuhr der König fort, indem er sich gegen einen von den Flügeladjutanten wandte, setz Er sich hin und schreib Er, ich will dictiren, wie die Armee cantonniren soll! „ — Es viel Ruhe der Seele und so viel Entschlossenheit in einer so gefährlichen Lage, durchdrang die Versammlung mit Bewunderung! In mehr als Einem Auge sah man zurückgehaltne Thränen, und eines jeden Muth und Treue wurden hier von neuem belebt. Wer unter so mißlichen Umständen, bey einem durch Krankheit geschwächten Körper, noch solche Stärke der Seele beweiset; wer zu einer Zeit, wo jeder andrer sich zur einzigen Sorge für seine Selbsterhaltung berechtigt glauben würde, über das Ihm anvertraute Ganze sich selbst vergift — der ist von der Natur selbst zum Herrscher berufen und gebildet, der würde das Diadem verdienen, auch wenn der Zufall der Geburt es ihm nicht beschieden hätte!

10) Der König und der Flügelmann des Bernburgischen Regiments.

Die Veranlassung zu dem mit dieser Unterschrift abgebildeten Vorfalle, und die Wirkung desselben, bezeichnen genug den eigenthümlichen Geist des großen Königs, der, in jedem Fache, mit kleinen Mitteln die größten Zwecke zu erreichen wußte. Das Regiment des Prinzen von Bernburg (ist von Thadden) hatte, durch fehlerhafte Disposition seines Anführers, in der Belagerung von Dresden, im Herbst 1759, nicht seine sonst

gewöhnliche Bravour bewiesen. Der König, der nach dem Rapport des Generals davon urtheilte, und durch die Unfälle, die ihn in diesem Feldzuge betroffen hatten, verdrießlich geworden war, ließ dem Regimente seine Ungnade dadurch fühlen, daß die Officiere ihre Hut-Tressen und die gemeinen Soldaten die Band-Ligen von ihren Uniformen mußten abtrennen lassen, und daß die Tambours den Grenadiermarsch nicht mehr schlagen durften. — In der nächsten Schlacht, die nach dem Verlust von Dresden der König lieferte, nemlich bey Liegnitz am 15ten August, zeichnete sich das vom Könige verkannte Regiment durch eine fast ungläubliche Bravour aus, indem alles, was ihm vorkam, über den Haufen geworfen ward und weichen mußte. Nach der Bataille befahl der König, daß sich die Armee auf der Wahlstatt in eine Linie formiren sollte, vor deren Fronte er nun vom linken zum rechten Flügel herunter ritt, um zu sehen, was für Lücken die Schlacht gemacht hätte. Die ganze Armee hatte das Gewehr beym Fuß, und das Regiment Bernburg stand an der Spitze des rechten Flügels. Als der König an dasselbe herankam, sagte er, indem er den Soldaten freundlich zunickte: Na, Kinder, ich dank euch, ihr habt eure Sache brav gemacht. Sehr brav! ihr sollt alles wieder haben, alles! — Unter diesem Zuruf war er bis zu dem Flügelmann der Leibcompagnie gekommen, einem alten Graukopf, dieser trat eigenmächtig aus dem Gliede zum Könige hervor, und sagte: Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Cameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen (Gerechtigkeit widerfahren lassen). Ew. Majestät sind doch nun wieder unser gnädiger König? Der König von der Männlichkeit und Herzlichkeit dieser Anrede gerührt, (das Regiment hatte viel gelitten) klopfte dem braven Sprecher auf die Schulter und antwortete: „Ed

ist alles vergeben und vergessen, aber den heutigen Tag werde ich Euch gewiß nicht vergessen! „ und damit wandte er den Kopf auf die Seite und wischte sich die nassen Augen. Drauf stieg er vom Pferde und sagte zum Commandeur des Regiments, unter nochmaligem Danken: der alte Mann soll Serjeant seyn. — Als dieser sich bedankte, drängten sich noch mehrere gemeine Soldaten um den König her und vertheidigten ihre Aufführung bei Dresden damit, daß der Fehler nicht an ihnen, sondern an der Ausführung gelegen habe; der König ripostirte, und nun gieng von Seiten der Gemeinen um die Wette an ein Demonstriren, mit einer Vertraulichkeit und einem Ueberschreyen, daß der Commandeur besorgte, der König möchte ungnädig werden, und die Soldaten zurückziehen wollte. Laß er die Leute nur, sagte der König, mit gutmüthigem Lächeln, und endigte den Streit dadurch, daß er ihnen wiederholt erklärte, sie wären brave Leute und hätten sich heute des Preussischen Ruhms vorzüglich werth bezeigt. Es wäre leicht, ist aber hier der Ort nicht, auseinander zu setzen, wie es eigentlich zugegangen, daß bey Dresden das Regiment von Bergsburg nicht feig, sonst überall bezeigte Bravour zu beweisen im Stande war; auch bedarf dieses Regiment keiner Rechtfertigung. Seit 1679 hatte es nacheinander vier Fürsten von Dessau und unter denselben den berühmten Leopold zum Chef gehabt, der für die Preussische Infanterie eben das, was Seydlitz für die Cavallerie, gethan hat; es war folglich in der besten Schule gewesen, und gehörte, sowohl was Tactik als was Disciplin betraf, zu den besten Regimentern der Armee. Auch bewies Friedrich demselben seine Werthschätzung dadurch auf eine auszeichnende Weise, daß er, seit dem im Jahre 1763 erfolgten Frieden, fast alljährlich Staatsofficiere von diesem Regimente weg und mit Awan-

cement zu andern hinsetzte, es folglich für eine rechte Pflanzschule erklärte, in welcher Staats- officiere gebildet würden.

II) Die Russen brandschaken in Berlin.

Man wird hoffentlich zugeben, daß der hier abgebildete Vorkauf in dem Lauf der Kriegsgeschichte sehr wichtig sey — daß er nicht zu gleicher Zeit auch zu den angenehmen gehört, schien mir kein Beweggrund ihn von der Wahl der Kupfer auszuschließen; denn, eben die Unparteilichkeit, die mich bewog, neben Schwering und Seydlitz und Zietzen, auch Daun und Landon's Bildnisse zu liefern, durfte auch bey den historischen Kupfern nicht ganz vermist werden. Die hier abgebildete Gegend von Berlin ist der Platz vor dem Schlosse, nach der breiten Straße zu, und der Zeichner, Herr Chodowiecki, hat sie nach seinen damaligen Beobachtungen, folglich gleichsam nach der Natur entworfen. Zu Ergänzung dessen, was von diesem merkwürdigen Vorgang im Texte gesagt ist, will ich hier, aus glaubwürdigen Nachrichten, noch einiges anmerken. Berlin blieb nur drey Tage lang in den Händen der Russen und Oesterreicher. Die Annäherung des Königs, der aus Schlessen seiner Hauptstadt mit Macht zu Hülfe eilte, beschleunigte ihren Rückzug und verhinderte sie zum Theil, der Stadt mehr Schaden zuzufügen, als bey sicherem Verweilen vielleicht geschehen wäre. In der Capitulation, welche der Commandant von Berlin, Generalkutenant von Rochow, am 9ten October schloß, hieß es zwar, Art. 4: „Das Königl. Schloß, die Prinzl. Palais und andre öffentliche Gebäude erhalten Sauer- und Gärten und werden wie geheiligte Schutzörter

ter angesehen und gehalten; „ und der General Graf Tottleben antwortete auf diesen Punct ausdrücklich und mit seines Namens Unterschrift: „Da alle übrige Häuser unbeschädigt und von aller Plünderung frey seyn sollen, um so viel mehr soll dies den Königl. Häusern widerfahren. „ Demohuerachtet wurden das Zeug; und das Gieß-Haus, die Pulvermühlen und beide hiesige Mützen beträchtlich ruinirt, sämtliche Mondirungsstücke für die Armee theils preisgegeben, theils zerschnitten, das vorräthige Gewehr, selbst die der Bürgerschaft eigenthümlich zugehörnde Waffen, zerschlagen, und etliche hundert Lasten Salz, theils preisgegeben, theils ins Wasser geworfen. Die in den Königl. Cassen vorräthigen Gelder, von welchen seit den letzten acht Tagen nichts mehr aus der Stadt in Sicherheit hatte gebracht werden können, und die sich zusammen auf mehrere hunderttausend Thaler belaufen mochten, mußten den Russen eingeliefert werden. Plünderungen hingegen und andere Excesse fielen nur im Kleinen vor, und wurden, besonders wenn sie von Russen verübt worden waren, durch die Officiers auf eine exemplarische Weise bestraft, auch das Geraubte mehrentheils wieder herbengeschafft. An Brandschatzung hatte der General Tottleben gefordert vier Millionen Thaler baarcs Geld und eine starke Natural-Lieferung an Getreide, Hafer, Heu und Stroh; da aber zu diesem letztern die Stadt, weil sie nicht Ackerbau treibt, auch keine eigne Magazine hatte, nicht Rath schaffen konnte, so wurde dieser Theil der Forderung durch ein Douceur von zweymal hundert tausend Thalern abgekauft, die binnen 24 Stunden erlegt werden mußten, und von welchen für das Corps des General Tottleben hundert tausend Thaler, für das Czernischeffsche und Laschysche Corps aber für jedes funfzig tausend Thaler gerechnet wurden. Die vier Millionen Thaler

Brandschätzung wurden in der Capitulation bis auf anderthalb Millionen heruntergesetzt. Von diesen wurden in zweymal 24 Stunden fünfmal hundert tausend Thaler abgeführt und für die rückständige Willton Thaler wurden am 12ten October Wechsel von der hiesigen Kaufmannschaft ausgestellt, und zwey Monat nach dato, in Ducaten, zu vier Thaler das Stück, zahlbar an den Grafen Tottleben ausgeliefert. Mit dieser Beute zogen die Russen und Oesterreicher am 12ten October gegen Abend aus Berlin ab. In dieser kurzen Zeit waren auf 8 bis 9 Meilen um Berlin (das Havelland ausgenommen) alle Dörfer gänzlich ausfouragirt; das Vieh weggerichen, und was nicht mit fortgeschafft werden konnte, todt gestorben, (ohne auch nur das Zugvieh zu Bestimmung der Winterfaat davon anzunehmen) und überdies in allen Dörfern die Viehschafställe, die in Guard gesteckt und die Wohngebäude verwüstet worden. Der König verlaguete bey dieser Gelegenheit seinen Character nicht. Dagegen unterm 1sten October, (also drey Tage nach dem Abmarsch der Feinde) forderte er, aus seinem Hauptquartier zu Siedlitz, (ohnweit Lübben in der Niederlausitz) von der Kammer Bericht über den vom Feinde mathematisch verübten Schaden, und verlangte zugleich Anschläge, oder vorläufige Berechnung, wie viel er zu Ersetzung und Herstellung desselben assigniren müsse. In eben dieser Cabinetsordre declarirte der König die den Russen zu Bezahlung der Contribution eingelieferten Wechsel folgendermaßen für null und nichtig: „Da zu vernuthen ist, daß der Feind, während seiner kurzen Anwesenheit zu Berlin, starke Contributionen von der Stadt gefordert, und solche theils baar, theils durch Wechsel beygetrieben haben wird; so soll Er. Majestät sogleich Bericht davon erstattet werden, und declariren Dieselben vorläufig hierdurch, daß, was die aus-

gestellten Wechsel angeht, solche nicht bezahlt werden sollen, da Se. Königl. Maj. solche hiernächst öffentlich für unzahlbar, und nutz und nichtig, und inacceptabel, sie mögen ausgestellt seyn, wohin sie wollen, declariren, zu Depressalien dessen, was die Oesterreicher und der Reichshofrath vorhin wegen der Bamberger und Würzburger Wechsel und dergleichen mehr declariret haben. „ Der vom Könige unterm 1sten geforderte Bericht war bereits, ohne diese Forderung abzuwarten, unterm 14ten von Berlin aus an ihn abgeschickt worden, und auf denselben antwortete Er unterm 18ten aus dem Hauptquartier zu Lübben, daß Er, „als ein rechtschaffner und treuer Landesvater, alles auf der Welt nur mögliche thun werde, was zum Soulagement seiner getreuen und durch diese Invasion betrübten und verunglückten Unterthanen geschehen könne, „ und — Er hielt Wort. Ich kann hier unmöglich abbrechen, ohne gegen das Andenken des Russischen Generals, Grafen Tottleben, erkenntlich zu seyn. Die Behandlung, welche er Berlin widerfahren ließ, bewies, daß die Greuel, welche die Russischen Truppen zuvor in den Preussischen Staaten verübt hatten, nicht sowol den gemeinen Russen als den Befehlshabern derselben bezumessen waren. Was das platte Land in der Nachbarschaft von Berlin litt, geschah theils ohne seine Ordre, theils nicht von den Truppen, die unmittelbar unter seinen Befehlen standen, theils konnte er bey seinem kurzen Aufenthalt nicht Klagen darüber erhalten, folglich auch dem Uebel nicht steuern. Was er in Berlin that, war er der Monarchin, welcher er diente, und den Grundsätzen des Krieges schuldig, allein die unvermeidlichen Lasten desselben durch willkührliche Bedrückungen unantikerweise zu vermehren — das ließen sein heller Kopf und sein edles Herz nicht zu. Die verschonten Häuser der Bürger

sind, noch jetzt, bleibende Denkmale seines menschlichen freundlichen Charactere, und wenn die Zeit sie zertrümmert haben wird, so kann der Urenkel sich noch des übrigen von seinen Vorfahren ererbten Eigenthums freuen, weil Gottleben es sicherer und beschützte. Und so sey Friede mit seiner Asche!

12) Der König in einer Dorfkirche.

So selten der Fall war, den König in einer Kirche zu sehen, so sonderbar war auch hier, bei des die Veranlassung dazu, und das Geschäft, was er dort vornahm. Man sieht ihn auf den Stufen des Altars, aber nicht als Erzbischof von Magdeburg, auch nicht um, absichtlich, hier, an geweihter Stätte, der Vorsehung für einen Sieg zu danken, auf den Er selbst noch vor wenig Stunden schon Verzicht gethan hatte — sondern die Sache hing folgendergestalt zusammen: In der Schlacht bey Torgau, die am 3ten November 1760 vorfiel, wandte sich der Sieg so spät auf der Preußen Seite, daß der König bis um 9 Uhr des Abends auf der Wahlstatt verweilen mußte. Da die Nacht schon eingebrochen und die Jahreszeit ziemlich rauh war; so wählte der König das hinter der Fronte zunächst gelegene Dorf zum Nachtlagerquartier; allein, alle Häuser waren voll Blessirte, die der König, um Ihm Platz zu machen, von ihrem blutigen Lager nicht aufstiegen, aber auch für seine Person keine entlegnere Herberge aufsuchen wollte. Die Kirche im Dorfe war allein noch unbesezt, diese ließ also der König aufschließen und ging herein. Der Küster mußte Licht herbeschaffen und nun fertigte der König den damaligen Capitain und Flügeladjutanten von Cocceji unverzüglich als Courier ab, um die Nachricht von der gewonnenen Bataille nach England zu bringen. Als er im Begriff war abzureiten, fiel dem Könige noch bey, daß Er auch an den Ca-

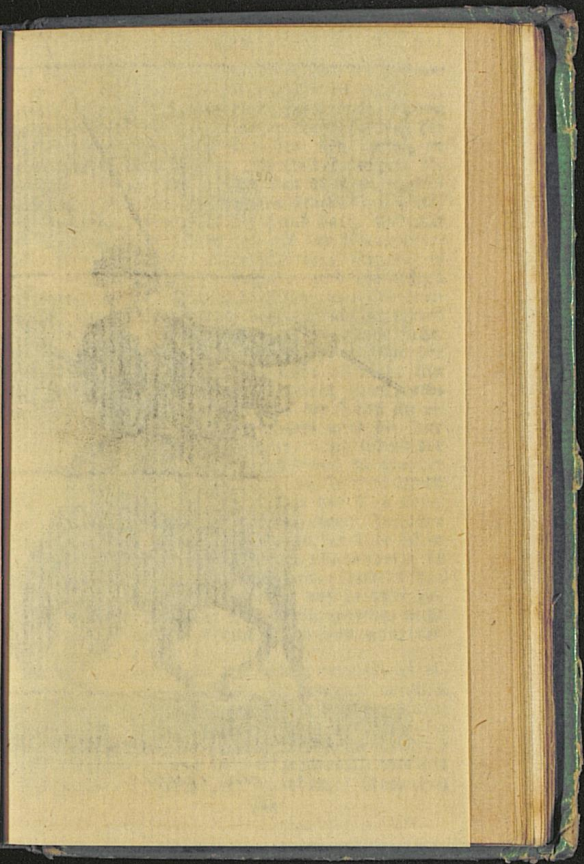
binetminister, Herrn Grafen von Finkenstein, schreiben wollte, und daß Hr. v. Cocceji diesen Brief unterwegs abgeben sollte. Da nun nicht gleich ein Tisch herbeygeschafft werden konnte, so setzte sich der König auf die unterste Stufe des Altars, stellte das Licht auf die oberste, und auf der mittelsten schrieb Er, mit halb rechts verwandtem Körper, seinen Brief. Nachdem der Herr von Cocceji abgefertigt und noch die übrigen nöthigen Befehle ertheilt waren, setzte sich der König in einen Kirchensuhl und schlummerte einige Stunden, brach aber mit allen Officieren seiner Suite, die mit ihm die Nacht hier zugebracht hatten, noch vor Tage auf und ritt wieder nach der Wahlstatt.

Wer außer hundert andern ähnlichen Beyspielen auch in diesem Gemälde nicht die unermüdete Thätigkeit des großen Monarchen, seine Verleugnung aller Bequemlichkeiten und die seltne Beobachtung seiner Pflichten jeder Art, mit Bewunderung erkennt, der erwäge ohnmaßgeblich, was die Fürsten, die damals neben Preussens Friedrich auf den Europäischen Thronen herrschten, in eben dieser Nacht wol thun mochten, oder was sie, durch den Schlag irgend einer Wünschestruße, an seine Stelle versetzt, in dieser Nacht gethan haben würden? Ist die höchste Berufstreue, verbunden mit thätiger Menschenliebe, wahre, practische Religion, so ist, neben allen seinen glänzenden Herrschertugenden, Friedrich gewiß auch religiös zu nennen, und so übte Er, bey seinem nächstlichen Aufenthalt in dieser Dorfkirche, einige der vornehmsten Religionsgebote gewiß exemplarischer und verdienstlicher aus, als wenn er, zu einer andern Zeit, mit der strengsten Anhänglichkeit an das Ceremoniel einer vorgeschriebenen Liturgie, vielleicht gedankenlos da gesessen hätte! —

Die illuminirten Figuren,

mit welchen, seiner Einrichtung nach, der historische Calendar gezieret ist, sollen jedesmal von dem Costume desjenigen Volkes, dessen Geschichte in dem Calendar abgehandelt ist, das unbekannteste und am mehresten mahlerische abbilden, mit historischer Treue, und zierlich ausgeführt, folglich eine wahrhaft nützliche Zierde seyn. Nach diesen Grundsätzen wird man hoffentlich meine Wahl billigen, die unter den streitenden Truppen auf den Kosaken und auf den so gefürchteten Preussischen schwarzen Husaren, auf den Croaten und auf den Bergschützen gefallen ist. Ueber jede dieser Figuren kann ich hier aus den Nachrichten meiner Gönner und Freunde einiges gewiß neue historische Detail anführen, wenn gleich der Raum mich hindert, den ganzen Reichthum der mir darüber zugekommenen Materialien mitzuthellen.

Der Kosak ist von Herrn Chodowiecki, bey Anwesenheit der Russen in Berlin, nach der Natur gezeichnet, und nach der colorirten Zeichnung dieses, in lebendiger Darstellung von keinem neueren übertroffenen Künstlers, hier copirt worden. Die Pferde sind klein, mager, aber hart und dauerhaft, von ukränischem Schlage; das das hier abgebildete so stark in der Brust zu seyn scheint, kommt bloß von seiner zurückgedrängten Stellung her. Die Kleidung des Kosaken ist ohngefähr nach polhnischer Art. Da sie im siebenjährigen Kriege noch nicht Uniform hatten, so erschien der eine grün, der andere grau, der dritte noch anders; auch hatte ein Loch mehr oder weniger in der Kleidung nichts zu sagen, gemeinlich wurden sie durch Flicker von andern Farben ausgefüllt, oft auch noch ein anderes, nicht selten geraubtes, Gewand ganz verschiedener Art unter das Oberkleid angezogen. In der hier abgebildeten





J. Meyer del.

ein Kosak

Figur kommen die am Ellbogen und im Kniege-
lenke hervorstechenden rothen Flicker von dem,
einem ehrlichen Landprediger geraubten, rothen
wollenen Schlafrock her, dessen der Kosak bey der
kalten Herbstwitterung und bey den schlechten
Umständen seines grünen Oberkleides doppelt be-
dürftig gewesen war. Von den Waffen der Kos-
saken sind hier drey Gattungen sichtbar, nemlich
der Kantschu, den er in der Hand hält, und mit
welchem er sowol sein Pferd als den überwunde-
nen oder wehrlosen Feind züchtigt, ferner das
halb gekrümmte Seitengewehr und die Pike;
diese letztere hat am untern Ende einen ledernen
Ring, in welchem, gleich dem Streigbügel seines
Pferdes, der Kosak mit dem rechten Fuße steht.
Damit aber die 10 bis 12 Fuß lange Stange der
Pike in senkrechter Stellung nicht allzusehr hin
und her schwanke, ist sie vermittelst eines gelb-
ledernen Bandes in der Gegend der Brust an ei-
nem Knopf befestigt. Von diesem wird sie, zur
Zeit des Angriffs, losgemacht, und indem der
Kosak sie mit dem Leib seines Pferdes in gerader
Linie vor sich her streckt, lenkt er sie vermittelst
des ledernen Ringes, in welchem der Fuß steht,
mit welchem letztern er zugleich beyhm Zustoßen
den Nachdruck giebt. Die Spitze der Pike ist in
manchen Exemplaren fehlerhaft abgebildet; sie
muß nemlich nicht dreyeckig seyn, sondern hat
eben die Form, als die Stange, von welcher sie,
in diesem Betracht, nur eine Verlängerung, nicht
aber ein aufgesetztes Stück Eisen von ganz an-
derer Figur ist.

Die Kosaken, oder wie man eigentlich schrei-
ben und aussprechen sollte, die Kasaken, machen
nicht eine eigene Nation, sondern in der Russi-
schen, zu welcher sie nach Sprache und Religion
gehören, nur einen eigenen, besondern Stand
aus. Dieser Stand ist sehr zahlreich, und für
das Russische Reich sehr nutzbar. Nach den

neuesten Zählungen, die aber nie ganz genau seyn können, beläuft sich die Anzahl der wirklich freitbaren Männer unter den Kosaken auf mehr als siebenmal hundert tausend. Sie wohnen an des Russischen Reiches weitläufigen Gränzen umher, und ihr eigentlicher Beruf ist, diese Gränzen gegen die Einfälle der Tataren und anderer wilden Völker zu decken. Sie leben folglich immer in einer Art von Krieg, sie müssen beständig Wachen ausstellen, patrouilliren, und gerathen mit den räuberischen, zum Theil heidnischen, Nachbarn des Russischen Reichs oft ins Handgemenge. Solchergestalt sind die Kosaken eine Art von Gränznütz, die, nach der Natur ihres Dienstes, beritten seyn muß. Eine solche Lebensart ist natürlicherweise mit großen Beschwerlichkeiten verknüpft, und der Staat muß den, der sie übernimmt, dafür belohnen, es sey durch Geld oder durch andere Vortheile. Die Dienste der Kosaken mit Gelde zu bezahlen, würde aber, wegen ihrer Menge, Rußland sehr lästig fallen, und Geld könnte auch diesen Leuten, die größtentheils in menschenleeren Wüsten wohnen, nichts helfen; also hat ihnen, an Geldes Statt, die Regierung große Vorrechte zugestanden, nemlich: 1) Kein Kosak ist leibeigen, (welches aber alle Bauern in Rußland sind). 2) Kein Kosak bezahlt (was doch alle Bürger in Rußland geben müssen,) Kopfgeld, es sey denn, daß er tiefer landeinwärts in die Nachbarschaft von Städten ziehet und dort Ackerbau treibt. 3) Kein Kosak bezahlt von seinem Landeigenthume Grundsteuer, sondern sie genießen in vielen Gegenden noch obenein freye Jagd, freye Fischeren, das Recht für sich selbst Salz zu machen, Brandwein zu brennen &c. 4) Die Kosaken machen, da wo sie wohnen, unter sich einen eigenen Staat aus, und regieren sich selbst, durch die aus ihrem Mittel gewählten Vorseher, nach ihren eigenen Nachten

und Herkommen. Dies leitet mich auf ihre Beschreibung, die durchaus kriegerisch ist. Die Kosaken sind in mehrere Stämme getheilt, die gemeinlich nach denen Gegenden, wo sie sich niedergelassen haben, benannt werden. Dort wohnen sie mehrentheils in großen etwas besetzten Dörfern, die Stanitzen heißen, und treiben, wo die Gegend es erlaubt, einigen Ackerbau, besonders aber Viehzucht; vornehmlich halten sie große Stuten, die ihnen sehr einträglich sind, indem, namentlich, den römischen Kosaken, als den besten und reichsten, von Preussischen und Oesterreichischen Officieren jährlich viel Remonte-Pferde abgekauft werden. Jeder einzelne Kosaken-Stamm hat seinen Ataman, oder Herrmann, (Heerführer) und ist in Polki oder Pulki (Regimenter) eingetheilt, die bey einem Stamm aus mehr, bey dem andern aus weniger Sotnen (oder Compagnien) bestehen. Die Regimenter sind, der Zahl ihrer Mannschaft nach, sehr ungleich, nemlich von 500 bis 3000 Mann stark. Der Anführer heißt Polkownik, (so viel als Oberster); auf diesen folgt der Jesa:ul, (ohngesähr Major) der zugleich Adjutantendienste verrichtet; sodann der Chorumschi (oder Fähndrich) und der Pifar (oder Schreiber). Die Befehlshaberstellen bey den Sotnen oder Compagnien sind: der Sotnik oder Hauptmann, der Pnatidesarnik, Befehlshaber über funfzig, und der Desjatski, über zehn Mann. Vom 18ten bis zum 50sten Jahre ist jeder Kosak zu Kriegsdiensten verpflichtet. Da sie solchergestalt alle geborne Soldaten und zugleich alle freye Leute sind, so lassen sie keinen Unterschied des Standes, namentlich keinen erblichen Adel unter sich zu, sondern sehen sich unter einander sämlich für Brüder an, die mit gleichen Rechten geboren sind. Nach diesem Grundsatz steht man den Officier oft mit seinen Gemeinen an Einem Tische und von demselben hölzernen Geschirr

speisen, ja wer heute Officier ist, kann, ohne Kränkung seiner Ehre, morgen wiederum gemeiner Kosak seyn. Vermöge eben dieser Idee von Gleichheit des Ranges nennt auch der Kosak irgend einen Officier von den Russischen regulären Truppen nie nach seinem Character, sondern, ohne Unterschied, Vatter oder Mutter, obgleich ihre eigenen Officiere, im Allgemeinen, gar keinen Rang unter der Armee haben, dergestalt, daß im siebenjährigen Kriege ein Volkownik oder Kosaken-Oberst oft unter den Befehlen eines Russischen Fähndrichs stand. In gleichem Betracht glauben sie auch einem Fremden, der in ihren Gegenden reist, und den sie lieb gewinnen, dadurch eine Ehre zu erweisen, daß sie ihn, wenn er auch noch so vornehmen Standes wäre, unter ihre Bruderschaft aufnehmen. Indes, obgleich sie keinen erblichen Adel anerkennen, so pflegen sie doch ein Geschlecht, welches unter ihnen lange Zeit ansehnliche Aemter verwaltet hat, bey Besetzung gewisser Würden nicht leicht vorbeizugehen. Jeder Kosak muß sich aus eigenen Mitteln, nentlich durch die Einkünfte von seinen Ländereien, Fischereyen u. dergl. kleiden, die ganze Ausrüstung, nebst zwey Pferden, anschaffen und immer marschfertig seyn. Sie tragen durchgängig abgesehorene Haare und einen runden Bart; Vornehme gemeiniglich einen bloßen Knebelbart, Ihre Kleidung ist durchgängig die Polnische; der lange Rock, welcher aus selbstgewebtem wollenen Tuch von beliebiger (gemeiniglich grauer) Farbe gemacht ist, (daher ein Kosakenregiment immer bunt aussieht) wird durch das Degengelenke um den Leib befestigt. Ihre langen weiten Beinkleider (gemeiniglich von Leinwand) reichen bis in die Halbstiefeln. Auf dem Kopf tragen sie eine mit Schaaffell verbrämte Mütze. Der Officier kleidet sich wie der Gemeine, nur etwas theurer,

gemeiniglich trägt er zwey Rösche über einander; der obere ist von feinem Tuch, auch wol mit goldnen Treffen oder Schnüren besetzt; der untere von seidnem Zeug; seine Halbstiefeln pflegen in Staat von Cassian zu seyn.

Das hauptsächlichste Gewehr eines dienenden Kosaken, woran man ihn gleich erkennt, ist die Pike oder Lanze. Sie besteht aus einem scharfen Eisen, einer Spanne lang, das die Gestalt eines Spießes hat, und an einem hölzernen (zu mehrerer Dauer auch wol mit eisernen Streifen beschlagenen) Schaft von anderthalb Klaftern befestigt ist: oft sieht man an derselben ein kleines Fähnchen. Außer der Pike führt er einen Säbel, der (wie ein Hirschfänger) weder Bügel noch Handkorb hat; ein Feuergewehr, welches mehrtheils eine Kugelbüchse ist, (die er jedoch nicht sicher gebraucht, wenn er sie nicht auflegen kann) und eine oder zwei Pistolen, die gemeiniglich im Gurt stecken. Indes hat nicht jeder diese Waffen, sondern nur solche Regimenter, die sich durch Ordnung besonders hervorthun wollen. Bey einigen Kosaken sieht man anstatt des Schießgewehrs noch Pfeil und Bogen. Auch kann man zu ihren Waffen die Peitsche rechnen, die einer Elle lang, Daumens dick, von Leder geflochten und an einem kurzen Stiel befestigt ist. Zuweilen haben sie noch eine Schlinge, durch deren Hilfe sie feindliche Schildwachen aufheben und mit sich fortschleppen. Jeder hat zwey Pferde, bisweilen gar mehrere, theils um bey der Abwechselung schneller fortzukommen, theils um sein weniges Gepäck, nemlich etwas Proviant, ein paar Hemden und ein paar Stiefeln zum künftigen Gebrauch auf dem einen zu führen. Der Sattel besteht blos aus Holz, nur wird eine Filzdecke darunter und ein ledernes Kissen darüber gelegt. Die Pferde sind klein und sehen elend aus, sind aber dauerhaft, gut zugeritten,

und so schnell, daß sie bey der Bequemlichkeit, nicht im geschlossenen Haufen zu marschiren, nur wenig Gepäck zu führen, und mit den Pferden wechseln zu können, ohne sonderliche Beschwerde mehrere Tage nacheinander 12 bis 15 Meilen zurücklegen. Jedes Regiment hat zwey, auch wol mehrere, seidene Fahnen, die bald zugespitzt, bald eckigt, und mit dem Wilde eines Schutzheligen oder mit Waffen gezieret sind: aber Pauken, Feldmusik, Bagagewagen, Artillerie, ungleichen Zelte haben sie nicht. Anstatt des Gezelttes machen sie auf ihrer Lagerstätte, um sich gegen Sonnenhitze und Regen zu decken, Strauchhütten, oder sie schlagen 3 bis 4 kleine Stäbe, die sie aus dem nächsten Gebüsch holen, in die Erde, und behängen selbige mit ihren Fismänteln.

Zu Hause und außer wirklichen Diensten bekommen sie keinen Sold, ja die Kleinrussischen Kosaken bekamen während des siebenjährigen Krieges auch im Felde nichts, die mehresten aber erhielten aus der extraordinairn Kriegscasse von der Krone, außer Pulver und Bley, jährlich 12 Rubel Gold, nebst Soldatenproviand und Fourrage für 2 Pferde, die Officiere aber Gage und Rationen, wie die Officiere der ordentlichen Feldregimenter. Da der Kosak von Jugend auf zu Ertragung der Beschwerden und zur Genügsamkeit bey geringer Kost gewöhnt ist; da er sich von seinen Kleidungsstücken und Pferdegeschirr das mehreste selbst zubereitet, und, wo er nur etwas Gras findet, sein Pferd weiden läßt, um die ihm gelieferte Fourrage verkaufen zu können, auch, wo er stark Getränke haard bezahlen muß, kein Käufer ist, und jedes Mittel des Erwerbs benutzt: so ist der vorhin gedachte geringe Sold für ihn nicht nur hinlänglich, sondern er vermehret durch denselben, auch wenn er nicht plündern darf, den Nothpennig, den er aus seinem Bas

terlande mitgebracht hat. Und dies setzt ihn in Stand, seine Kleider, Pferde und Waffen, wenn sie zu Grunde gehen, aus eigenen Mitteln wieder anzuschaffen.

Zu Hause ist das Ansehen der Officiere und der Gehorsam der Gemeinen nicht groß, aber im Dienst findet strengere Disciplin statt. Vergehungen werden theils mit Geldstrafen an die Regimentscasse, noch häufiger aber mit Peitschenhieben geahndet. Mit Stockprügeln läßt der Kosak, als ein freyer Mensch, sich nicht bestrafen.

Ihre Tactik und Art im Felde zu sechten, besteht vorzüglich darin, daß sie sich in kleine getheilte Haufen aufstellen, mit solchen den Feind auf allen Seiten, vornemlich auf den Flanken und von hinten, unter einem lauten, fast dem Geheul ähnlichen Geschrey, mit gefällten Piken in der stärksten Carriere angreifen; so bald es gelingt durch den fürlichen Choc den Feind zu theilen, dann die Pike fallen lassen und mittelst des Riemens nachschleppen, aber an deren statt sich der Pistolen, sonderlich des Säbels, bedienen, und eben dadurch Niederlagen anrichten; wo sie hingegen Widerstand finden und keine Hoffnung zum Eindringen haben, sich sogleich aus einander trennen, und eiligt bis an einen bestimmten Sammelplatz zurückfliehen, sich daselbst wieder in kleinen Haufen setzen, und so lange neue Angriffe versuchen, bis der durch öfteres vergebliches Nachsehen abgemattete Feind zur Flucht gebracht wird; dann ihn so weit als möglich verfolgen, immer mehr zerstreuen, und Gefangene zu machen suchen.

Die Anzahl von Kosaken, welche sich im siebenjährigen Kriege bey der Russischen Armee befanden, belief sich ohngefähr auf 10,000. Von ihrer Heimath bis an die Gränzen von Preußen (wo sie erst einen Feind zu sehen bekamen) hatten sie einen Weg von mehr als 400 Meilen vor sich,

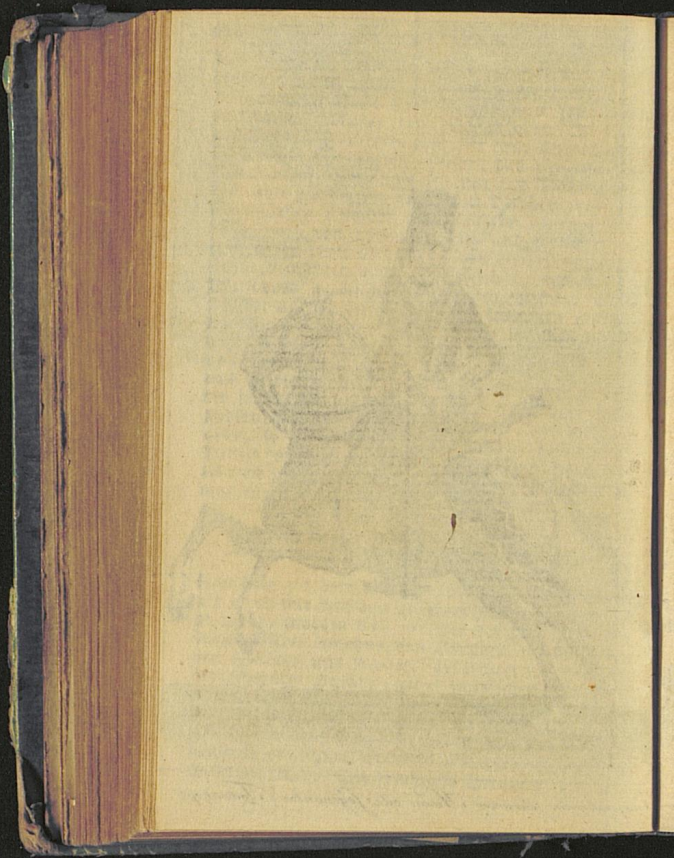
den sie jedoch, vermöge der vorhin erklärten Leicht-
 rigkeit ihrer Märsche, in unglaublich kurzer Zeit,
 und ohne merkliche Schwächung ihrer Pferde zu-
 rücklegten. Außer den gewöhnlichen Diensten
 der leichten Reiteren, war der beste Streich, den
 sie damals ausführten, dieser, daß ein russisches
 Commando, von angeklisch nur 700 Mann Kosak-
 ken und Husaren, am ersten October 1761 den
 Preussischen Obristen von Kleist, der einen großen
 Transport von Lebensmitteln und Kriegsmuni-
 tion unter einer Bedeckung von 2000 Mann nach
 Colberg bringen wollte, attackirte, den ganzen
 Transport wegnahm und noch obenein einen
 Officier und 60 Gemeine zu Gefangenen machte.
 Der Graf von Tottleben, der sie im siebenjähris-
 gen Kriege eine Zeitlang commandirte, fing schon
 an, ihnen eine etwas bessere Gestalt zu geben
 und sie disciplinirter zu machen. Seit dem Kriege,
 bis jetzt, sind noch ungleich beträchtlichere Ver-
 änderungen mit ihnen vorgegangen, von welchen
 aber, so wie von manchem andern historischen
 Detail (welches ich der Güte eines würdigen Ges-
 lehrten in Rußland verdanke), hier Gebrauch zu
 machen, Mangel an Raum mich hindert.

Der preussische schwarze Husar

steht hier mit dem Kosaken zusammen, doch nicht
 als ob er mit ihm von gleichem Range und Schla-
 ge wäre, sondern weil, so wie der Kosak, wegen
 seines wilden Ansehns, von Bürgern und Bauern,
 von Weibern und Kindern gefürchtet wurde, so
 der schwarze Husar, seiner wirklichen Bravour
 und Kriegskennniß wegen, allen, selbst den bes-
 ten Truppen des Feindes, ein Schrecken war.
 Die hier nebenstehende Figur ist von Herrn Cho-
 dowiecki gezeichnet, und Kerl und Pferd sind gleich
 charakteristisch. Die feindliche Stellung, in wels-



Ein preussischer schwarzer Husar oder sogenannter Totenkopf



Mer er vom Kosaken scheidet, scheint anzudeuten, daß der Zeichner sich den Moment gedacht hat, wo beide, nach Vereinigung der Russischen und Preussischen Armeen von einem gemeinschaftlichen Vorposten, als gute Cameraden, von einander reiten. Zu einer andern Zeit dürften sie wol andre Stellungen angenommen haben. Die Uniform ist genau richtig, ausgenommen, daß die Verbrämung von Pelzwerk, welche hier weiß angedeutet worden, nur bey den Officieren von dieser Farbe ist, bey den Gemeinen hingegen aus schwarzen Lämmerfellen besteht.

Mit Vergnügen wird der Leser hier einige merkwürdige Züge finden, die den braven Todtenkopf charakteristren und zur Geschichte seiner Entstehung gehören. Ich verdanke sie einem würdigen und gelehrten Geschäftsmanne, der den schwarzen Husaren lange und in der Nähe kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat; nur Schade, daß ich die mir gelieferten Materialien, aus Mangel des Raums, nicht anders denn Auszugsweise benutzen kann.

Der Stamm des Regiments wurde 1741 errichtet, und sein erster Chef war der Obrist von Mackroth; es bekam die schwarze Uniform und den bedeutenden Todtenkopf. Die Idee war also offenbar, es furchtbar zu machen, und die wurde wirklich erfüllt. Ein schwarzer Husar galt bald anfänglich, schon der Farbe wegen, für einen halben Teufel, und des Todtenkopfs halber, den er vor der Stirn auf der Mütze führte, für einen Kerl, der, ohne Gnade, alles zu Kraut und Rüben hackt. Aber außer diesem wurde auch eine andere Idee zugleich mit erfüllt. Der Kerl mit dem Todtenkopf, für den die Leute liefen, glaubte nemlich bald selber ein halber Teufel zu seyn, es entstand ein esprit de corps, um dem Todtenkopf keine Schande zu machen, und wenn der

Husar mit dem Säbelgefäß vorn vor die Mühle stieß und mit: Bassa Masenga (ein litthauischer Fluch) dem Pferde die Sporen gab; — so war wirklich mit ihm nicht zu spaßen, und Gott mochte dem gnädig seyn, der ihn dann vor die Klinge fiel. Die erste Bildung und den Grund zu seinem Rufe verdankt der schwarze Husar seinem zweiten Chef, dem General von Ruesch, der ein geborner Ungar und ein vollendeter Husar war. Erzogen, wie der Adel damals noch häufiger erzogen zu werden pflegte, das ist, zum Gebrauch aller körperlichen Kräfte, war er, unter andern, ein trefflicher und wilder Reuter, der alle Arten von Waffen ausnehmend gut zu führen wußte, und mit der Gewandtheit des Partengängers die Entschlossenheit des Augenblicks verband. Von dieser letztern gab er, schon früh, einen auffallenden Beweis. Er war damals Lieutenant und Adjutant eines Oesterreichischen Regiments, das zu Messina in Sicilien in Garnison stand. Eines Mittags geht er, wie gewöhnlich, den schmalen Felsenweg zum Castell hinauf; plötzlich stehen zwey Banditen kurz vor ihm hinter einem Felsenstück, halten ihm ihre gezogenen Röhre mit gespanntem Hahn auf die Brust und fordern ihm Degen, Uhr und Börse ab. Ruesch ergreift schon den Degen mit der Scheide, um ihn abzugeben; indem bemerkt er, daß sie den Hahn in Ruhe setzen, und in demselben Augenblick ist sein Degen rasch aus der Scheide und dem einen Banditen in die Brust; er bückt sich, daß der Schuß des andern über ihn weggeht, und stößt auch diesen nieder und vom Felsen in die Tiefe. Ruesch geht hierauf unbefangen seinen Weg weiter, holt die Parole, und kehrt, allein, desselben Weges wieder zurück. Ein solcher Mann zog nun natürlich seine Husaren völlig nach seinem eigenen Muster; er machte den schwarzen Husaren brav und gewandt, und entwickelte die Anlage, die zu beiden

der Preussische Litthauer, völlig so gut als der National: Ungar, hat. In diesen beiden Nationen, aus welchen das Regiment damals bestand, kam noch eine dritte, orientalische Ursprungs. In den glänzenden Zeiten der Auguste war bey der Sächsischen Armee ein Corps Uhlanen, gebohrene Bosnier, Türken und Tataren, mehr vielleicht zur Parade als zum wirklichen Gebrauch. Ihr Rittmeister, Stephani a Berkis, ein Armenier, wurde disjungirt und ging mit seinen Bosniern zu den Preußen über. Der König vereinigte sie, jedoch als ein für sich bestehendes Corps, im Jahr 1745 mit dem schwarzen Husarenregiment, und so erbiete das friedliche Landkädichen Goldap, Türken und Tataren zur Garnison. Das war der erste und kleine Stamm, des vorrefflichen Bosniaken: Regiments, das noch jetzt Einen Chef mit dem schwarzen Husarenregiment hat. Ruesch führte das Regiment in den siebenjährigen Krieg, und hier lernten sich Husar und Kosak zuerst kennen. Der Kosak ist kein verächtlicher Feind, aber der Husar wurde bald sein Meister, er hieb ihn bey Pliwisken zusammen, vergalt ihm das Sen gen und Brennen auf seinen Kopf und blieb sein Meister im ganzen nachfolgenden Kriege, so daß der Kosak ihm nicht ungern aus dem Wege ging, wenn Wald oder Busch in der Nähe war. Nach Ruesch führte Lossow (der alle körperliche Geschicklichkeiten seines Vorgängers mit größern Talenten des Geistes und mit einer wahren Heldenseele verband) das Regiment in Schlessen und Böhmen gegen den Feind. Hier gerieth der schwarze Husar an seinen Lehrmeister, den Ungar; allein der Schüler kam bald über seinen Meister, und auch dem Ungar ward der schwarze Teufel mit dem Todtenkopfe bald ein Symbol des Schreckens. Drey Escadrons waren während dem siebenjährigen Kriege bey der allirten Armee, und machten sich dort den Franzosen

nicht minder furchtbar, als ihre Cameraden es den übrigen Feinden der Preußen geworden waren. Unter andern ruiritten sie bey Dubenow und Minden das französische Husarenregiment Perchani und setzten bey den Corps von Conflans und Fischer gleich anfänglich den Todtenkopf für den ganzen übrigen Krieg in Respect. Man erzählt, daß französische Vorposten bey Erblickung eines Leichenzuges die Flucht genommen, weil sie ihn in der Entfernung für einen Trupp schwarzer Husaren angesehen hätten. Wenn auch dies nur ein Scherz wäre, so bewiese er wenigstens, daß die Schwarzen Husaren und die Franzosen zu diesem Scherze gegenseitig Anlaß gegeben haben müßten. Wirklich war der schwarze Husar damals überall; jeder commandirte Officier wollte einen Trupp schwarze Husaren haben, weil sie zum Scharmüchel wie zum Tanz gingen, und nie ohne Gefangene und ohne reiche Beute zurückkamen. Die französischen Gefangenen riefen zuletzt aus: toujours, toujours ce maudit diable noir! Soffow führte bey seinem Regimente jene treffliche Mannszucht, jenen Geist der Ordnung, die feinere Ausbildung des Officiers und vor allen jenes Gefühl von wahrer Ehre und von Menschlichkeit ein, wodurch sich sowol einzelne Husaren als das ganze Regiment von andern leichtern Truppen so vorzüglich auszeichnet hat. Er erlaubte seinen Untergebenen Beute, die sie mit den Waffen in der Hand holten, aber nie Mißhandlung des Wehrlosen oder Ueberwundenen. Ein Husar von der Leib- Escadron nahm einen Oesterreichischen Officier gefangen; der Officier gab ihm, wie es Gebrauch ist, seinen Geldbeutel und seine Uhr; der Husar besah das Gold, nahm einen Ducaten, und gab dem Officier Börse und Uhr zurück. Herr Lieutenant, sagte er, Sie sind ein Gefangener und brauchen Ihr Geld —

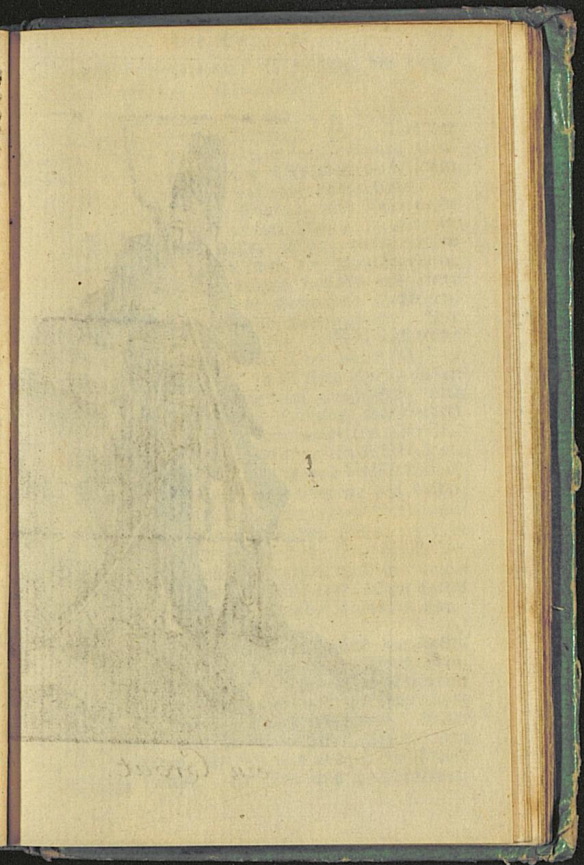
Dieser hier — indem er auf seinen Säbel schlug, giebt mir alle Tage so etwas! Lössow machte ihn auf der Stelle zum Unterofficier. Als bey einer Action das Regiment unter dem feindlichen Cannonenfeuer unbeweglich auf seinem Platze halten mußte, rauchte ein Officier ruhig seine Pfeife, und rief, als hinter ihm zwey Husaren zerschmettert hinsürzten, seinem Zuge gelassen zu: „ruhig, ruhig, meine Kinder! wenn jemand fällt, nur immer wieder gleich geschlossen, — dazu sehn wir hier.“ Bey einer andern Gelegenheit schrie ein andrer Officier, als er stark blessirt vom Pferde stürzte, seinem Trupp zu: „drauf, drauf, auf den Feind! an mir ist nichts mehr gelegen.“ — Wie gern nennte ich die Namen dieser beiden edlen Männer, wenn ihre Bescheidenheit es mir nicht durchaus verböte. Im letzten Bayerischen Kriege hatte das Regiment, bey dem Einmarsch in Böhmen, den Vortrab. Ein Freybataillon ging voraus. In einer Viertelstunde waren in Nachod alle Keller aufgeschlagen und der Soldat trunken. Der edle schwarze Husar blieb in Ordnung halten, und bezahlte größtentheils dem feindlichen Bürger den Trunk, den er sich aufs Pferd reichen ließ. In einem Dorfe neben den Vorposten waren gleich alle Dächer abgedeckt. Einige Leute vom Freybataillon trieben die letzte einzige Kuh eines Bauern weg, schwarze Husaren kamen dazu, erbarmten sich des weinenden Bauern, jagten jenen die Kuh ab und gaben sie diesem unentgeltlich zurück. Diese kleinen Züge charakterisiren den schwarzen Husaren, und Lössow war es, der ihm diesen Character gab. Ihn ehrete sein Regiment, ihn liebten die Bürger seiner Garnison. Als er in den letzten Bayerischen Krieg zog, umringten sie sein Pferd und nahmen mit Thränen von ihm Abschied. Ihn schätzte sein König, der große Menschenkenner, und gab ihm mehrere öffentliche Beweise seines Wohlwollens.

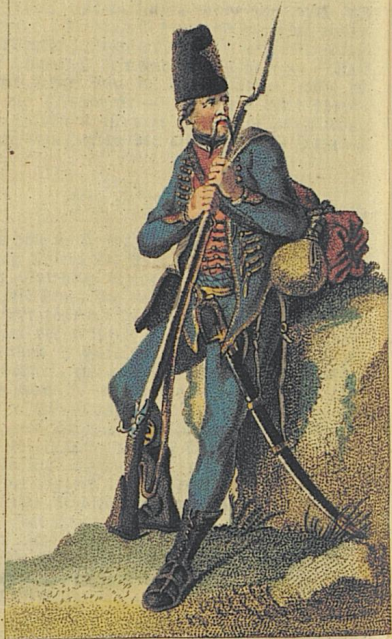
Unter andern schrieb er, noch kurz vor dem Bayerischen Kriege, beim Jahreswechsel an ihn: „Bei diesem neuen Jahre habe ich auch an mein erliebtes Loßow und an seine vielen treuen Dienste gedacht und schicke ihm hier sechs tausend Thaler.“ Er starb im Jahr 1783. Das Regiment setzte ihm in der Garnisonkirche zu Goldap ein Monument — aber ein weit ehrenvolleres Denkmal ist ihm mit unauflöflichen Zügen in den Herzen der Officiers und Husaren errichtet!

Der Croat

erscheint hier nach der meisterhaften feinsten Zeichnung unsers B. Meil. Da die Croaten zu eben der Gattung Truppen gehören als die Kosaken, und dem, besonders wehrlosen, Feinde eben so furchtbar waren als jene, auch ihr Aeußeres, wegen der größern Abweichung von andern gewöhnlichen Uniformen, einer bildlichen Darstellung bedarf, um es dem, der sie nicht gesehen hat, anschaulich zu machen: so wird die hier beigefügte Abbildung ohne Zweifel willkommen seyn, zumal da seit dem siebenjährigen Kriege die Dienstverfassung und die Montirung des Croaten gänzlich abgeändert worden ist, und deshalb der Begriff von dieser letztern, ohne die gegenwärtige Abbildung, gleichsam aussterben würde. Zur Erläuterung dieser Figur füge ich, aus einer nicht öffentlich bekannten Quelle, welche mir die Güte eines Freundes geöffnet hat, über Croaten und dessen Einwohner folgendes neue und interessante Detail an:

Die Größe des eigentlichen Croatiens wird auf 471 geographische Quadratmeilen geschätzt. Rechnet man das damit verbundene Slavonien und die seit 1783 demselben incorporirte Banat:





ein Croat.

sche Militärgränze dazu, so beträgt der ganze Umfang davon 879 Quadratmeilen.

Die Volksmenge von Croatien schätzt man auf ohngefähr 380000 Menschen. Diese samt der Seelensahl der mit Croatien verbundenen Provinzen macht etwa 720000 Menschen aus. Ein Theil dieser Provinzen hat eine bürgerliche Bevölkerung, wie das übrige Europa, und dieser heißt das Provinciale. Der übrige Theil, welcher an das türkische Gebiet stößt, ist auf militärischen Fuß gesetzt, und heißt auch die Militärgränze. Die Croatische Militärgränze besteht aus einer beynahe ununterbrochenen Kette von Gebirgen, die sich gegen Ost, Süd und West hinzieht. Der Boden ist größtentheils sandig, trocken und nicht sehr fruchtbar. Ein großer Theil des Landes ist mit Waldungen bedeckt; es ist stets einer rauhen und veränderlichen Witterung ausgesetzt, und man hat nicht selten im Januar währenddem Schneefallen die heftigsten Donnerwetter. Die Einwohner unterscheiden vorzüglich zweien Winde, woraus sie die künftige Witterung und die Fruchtbarkeit des Jahres vorherzusagen pflegen: den yngo, einen Südwind, und den bura, einen Nordwind, der die plötzlichsten und heftigsten Stürme verursacht und oft für Menschen und Viehherden gefährlich wird. Allem Vermuthen nach sind reichhaltige Berge im Lande, weil man schon Gold, Silber, Eisenstücke und Zinnober gefunden hat.

Die Erzeugnisse des Bodens sind vorzüglich türkischer Weizen, Getreide, Hirse, Hanf, Lein, Hülsenfrüchte und einiges Obst. Der Weinbau wird der rauhen Witterung und des schlechten Bodens wegen nie sehr stark aufkommen. Wildpret würde es mehr geben, wenn es nicht von den vielen Bären, Wölfen und andern Raubthieren verzehret würde. Forellen und Lachsforellen

giebt es häufig in den vielen kleinen Flüssen, welche das niedrige Land durchschneiden.

Die Croatische Gränze ist in sechs Bezirke oder Regimenter eingetheilt: diese sind das erste und zweyte Banal-Regiment, das Slunier, Ogulin, Ottorschaner und Infanter-Regiment, wovon die ersten zwey das Warasdinier, die übrigen das Karlsstädter Generalat ausmachen. Die General-Commando und die dabey bestehenden Kriegskanzleyen haben ihren Sitz in Agram und Karlsstadt. Der Stab der in obiger Ordnung angeführten Regimenter liegt in Ylina, Poreimia, Karlsstadt, Ogulin, Ottorschan und Gospitsch.

Jedes Regiment ist in sechzehn kleinere Bezirke oder Compagnien eingetheilt und hat seine eigene Gerichtsbarkeit. Ein solches Regiment besteht gewöhnlich aus ohngefähr 30000 Köpfen, nemlich Männer, Weiber, Kinder und Greise. Die Officiers, welche bey jeder Compagnie aus einem Hauptmann, einem Ober- und Unterlieutenant und einem Fähndrich bestehen, sind die eigentlichen Richter aller in ihrem Bezirke vorkommenden Rechtsachen, welche nicht zur peinlichen Gerichtsbarkeit gehören, oder von sehr großer Erheblichkeit sind. Die Mannschaft jeder Compagnie besteht aus Fußeliers, Scharfschützen und Artilleristen.

Die ganze Nation ist vermöge der Grundverfassung des Landes zum Gewehr bestimmt; doch werden zum wirklichen Dienst immer nur so viele genommen, als die Sicherheit der Gränze, das Bedürfnis eines etwa plötzlich ausbrechenden Krieges erfordert, und die Bestellung der Landwirthschaft erlaubt. Vermöge dieses Systems sind die männlichen Einwohner in folgende Classen getheilt: in wirklich dienende Soldaten, in Gordinisten, in Uebersahlige, in Halbinvaliden und Ganzinvaliden. Diese Benennungen zeigen schon die zu verrichtenden Dienste an. Die Gränze

wird Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch bewacht. Jede Schilswacht steht von der andern nur einen Flintenschuß; in gewissen Entfernungen sind auch hölzerne Thürme, Ezerdacken genannt, aufgerichtet und mit Wachen besetzt.

In Friedenszeiten besitzen die dienstfähigen Croaten freye Grundstücke und verrichten außer ihrer Dienstzeit alle gewöhnliche häusliche Arbeiten; im Kriege empfangen sie gleich den übrigen regulirten Truppen von dem Landesherren den gewöhnlichen Sold. Die Grundstücke können von ihren Besitzern auf keine Weise veräußert werden. Die Officiers und Unterofficiers erhalten zu allen Zeiten ihren Sold vom Landesherren, ohngefähr in der nemlichen Summe, wie die Officiers der deutschen Truppen. Jeder Officier kann in dem Bezirke seiner Compagnie zugleich als Richter, Oekonomie- und Policie-Aufscher, Baumeister und Buchhalter betrachtet werden, weil alle diese Ämter in seiner Person vereinigt sind.

Die Nahrungsquellen der Croatischen Grenzbesohner bestehen hauptsächlich im Ackerbau, in der Viehzucht und in einigem Tauschhandel mit Dalmatien, Krain und der Türken.

Die Croaten sind von starker Leibesbeschaffenheit, von geradem und meistens hohem Wuchse. Sie heyrathen sehr jung, gemeinlich im funfzehnten oder sechzehnten Jahre ihres Alters. Die Jünglinge und Mädchen versammeln sich an großen Festtagen zu ländlichen Tänzen, welche in einem ordentlichen hin und her schwancken der Füße und einer langsamen Kreisbewegung bestehen. Diese Tänze geschehen immer unter freyem Himmel, und der eintonige raube Gesang der Tänzer vertritt dabey die Stelle der Musik. Bey Gelegenheit dieser Versammlungen geschieht die Wahl der Braut, welche von einem jungen Herzen, das lediglich sein natürliches Bedürfnis zu befriedigen trachtet, weit weniger Schwierig-

zeiten antrifft, als von dem Geiz der Aeltern, welche ihre Töchter gern an den Meißbietenden verhandeln. Die Eheverlöbniße werden im ganzen Lande des Jahres Einmal, nemlich im Weinmonat, geschlossen, und unter großen Gastereyen einige Tage hintereinander gefeiert. Die unter rohen Völkern gewöhnliche Gastfreyheit findet man vorzüglich bey diesen Gastmählern. Die Braut wäscht jedem Gast bey seinem Eintritt die Hände, wofür sie von diesem ein Geschenk, von ein paar Groschen empfängt, welches in der Landessprache das Waschgeld genennt wird. Die Entrichtung des Waschgeldes allein giebt jedem das Recht, sich zu Tische zu setzen und einige Tage auf Unkosten des Bräutigams zu schmausen. Das Alter wird von der Jugend sehr geehrt. Die Unterwürfigkeit der Weiber für ihre Männer ist beynähe so groß als in der Türken, aber mit dem Unterschied, daß statt der weidlichen Lebensart der Türkinnen die croatischen Weiber von ihren Männern zu den beschwerlichsten Arbeiten im Hause und auf dem Felde angehalten werden, weswegen sie meist von der Sonne verbrannt und ungestaltet aussehen. Die Männer haben überhaupt Abneigung von der Arbeit und einen entscheidenden Hang zum Soldatenleben. Sie sind schlau, herrschaft, geschickt Hunger, Durst, Hitze, Frost und alle Ungemächlichkeiten des Lebens zu ertragen. Die schmerzlichsten Operationen des Wundarates und die heftigsten Leiden des Körpers sind selten fähig, dem Kranken ein Zeichen der Empfindung abzunehmen. Sie bedienen sich der Hilfe des Arztes gemeintlich nur bey innerlichen Krankheiten. Kräuter, welche sie im Gebirge sammeln, Brandwein, saure Brühen, sind ihre gewöhnliche Heilmittel. Der Tod hat nichts schreckliches für sie.

Es ist vielleicht kein Volk in Europa, das seinem Vaterland mit einer heftigern Neigung

anhängt, als die Croaten, daher es auch unerhört ist, daß je einer derselben zum Ausreißer geworden. Die Familien, welche sich nicht selten über vierzig Köpfe belaufen, wohnen in einer von Holz gebaueten Hütte, worin weder Fenster, noch Ofen, noch Betten sind; manchmal muß das Haus auch zum Viehstall dienen. Die Dorfschaften sind zerstreut und die Häuser ziemlich weit von einander gelegen. Die nahe an der türkischen Gränze liegen, müssen sehr sorgfältig bewacht werden, welches zur Unterhaltung des kriegerischen Geistes der Nation noch mehr beiträgt.

Noch vor kurzem war es gewöhnlich, daß der Gränzföldat und der Türk im Fall einer empfangenen Beleidigung sich zum Zweykampf herausforderten. Diese Zweykämpfe geschahen stets unter den Augen einiger tausend Zuschauer, welche an dem hierzu bestimmten Tage sich auf dem Kampfplatze versammelten. Der Türk erschien auf einem muthigen Pferde, mit zwey Pistolen, einem Säbel und einer Lanze bewaffnet, welche er mit vieler Geschicklichkeit und Gewalt auf eine ziemliche Entfernung zu werfen weiß. Der Croat kam zu Fuß. Zwey Flinten, zwey Pistolen und ein gut geschliffener Säbel waren seine Waffen. Während daß die Zuschauer den Muth der Streitenden durch ein lautes Geschrey anzufachen suchten, macht der Türk dem Kampf den Anfang. Durch hundert falsche Schwenkungen, durch verstellte schnell aufeinander folgende Angriffe und eine plöbliche eben so oft wiederholte Flucht, sucht er seinen Gegner aus der Fassung zu bringen und zu einem Fehlschuß zu verleiten. Dieser erwartet seinen Mann unbeweglich auf der Stelle und halbkniend; verfolgt den Reuter in allen seinen unordentlichen Bewegungen mit unabgewandtem Blicke und lauert mit stets gespanntem Hahn auf einen günstigen Augenblick loszu-

drücken. Das Ende des Kampfes fällt meist für den Türken unglücklich aus, weil er dem Tode stets früher ausgesetzt ist, als er von seinen Waffen Gebrauch machen kann. Der Ueberwinder haut dem Besiegten das Haupt ab, und nimmt es als sein Siegeszeichen mit sich; Freude und Frohlocken entsteht auf einer, Bestürzung und Jammer auf der andern Seite, und so kehren die Zuschauer friedlich in ihre Wohnungen zurück. Seit einigen Jahren haben diese Zweykämpfe nicht mehr statt.

Der Bergschotte oder der schottländische Hochländer.

Während des siebenjährigen Krieges befanden sich bey der alliirten Armee zwey Bataillons Bergschotten, jedes ohngefähr tausend Mann stark, unter dem Commando des Obristen Keith, von der Familie des berühmten Lord Marischall Keith, der, als ein vertrauter Freund und Liebling Königs Friedrich des Zwehten von Preussen, im Jahr 1778 in Sansouci starb. So wie die Kosaken am weitesten von Osten, so kamen die Bergschotten am fernsten aus Westen her, um an jenem merkwürdigen Kriege Theil zu nehmen. Sie haben, in ihrer Nationalverfassung, wie in ihrem Nationalcharacter, und selbst in ihrem Neuzera, eben so viel eigenthümliches, fremdes und auffallendes, als die Kosaken nur je. Das Merkwürdigste davon, hier kurz zusammengefaßt, wird dem Leser zu einer angenehmen Erläuterung der Figur dienen, die, von Herrn Ramberg in London, nach der Natur und eben so treu als geschmackvoll gezeichnet ist. Die Bergschotten oder schottischen Hochländer sind die Bewohner der schottischen Gebirge und der britischen Inseln. Sie sind die wahren unver-



ein Bergschotte

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

100

100

in den Abstammunge der alten Caledonier, nie unterjocht von Römern, Normännern und Anglosachsen, und noch jetzt in vielen Stücken von dem Land unabhängiger als die mehresten übrigen Wälder eben dieses Reiches. Sie sprechen noch jetzt die alte herfische Sprache, (bey ihnen Galla genannt,) in welcher Ossian das Lob Finngals sang, und mit dieser Sprache hat sich Kleidung, Lebensart und Sitte, jedes so rauh als der dortige Himmelsstreich, aber neben dieser Rauheit auch in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Mannhaftigkeit unverändert erhalten. Noch jetzt, so wie vor vielen hundert Jahren, singt der Bergschotte, in der hemoosten Hütte, die alten Heldengesänge seiner Nation, theilt noch jetzt an dem gastreichen Heerde gern sein Haberdrod mit dem unbesonnenen Wanderer; hängt noch jetzt, nach patriaralischer Sitte, an dem Haupt seines Stammes, welchen als Lehnsheern er mehr als den König von England achtet, und wenn er in den Krieg zieht, mehr jenem als diesem zu dienen glaubt. Er ist, wie alle Bewohner nordischer Berggegenden, von festem Gliederbau, sehr gelenkig, leicht zu Fuß und bey harter Kost zu Beschwertlichkeiten aller Art gewöhnt. Diese Eigenschaften machen die Bergschotten zu trefflichen Soldaten, doch sind sie, bey ihrer noch ganz ungedämpften Liebe zur Freyheit, immer nur als Freywillige und größtentheils als leichte Truppen, die nicht ganz der strengsten Discipplin unterworfen seyn dürfen, gebraucht worden. In den Eigenheiten ihrer Kleidung, welche auch selbst die militärische Uniform nicht hat verdrängen können, gehört dieses, daß sie keine Beinkleider tragen, sondern statt derselben einen grün und blaugestreiften wollenen Mantel, der mehrmalen über einander gelegt, um die Hüften geschlagen wird und von da ihnen bis auf die Knie herabhängt, (der Form nach ohngefähr so, als

in vielen Gegenden die Beckerbütsche (Blane Schürzen tragen). Die hier beigefügte Figur wird diese Tracht anschaulich machen, nur muß man merken, daß der Mantel, ganz auseinander gefaltet, weit und lang genug ist, um den ganzen Kerl zu bedecken. In einen solchen Mantel gehüllt, schläft der Bergschotte allenfalls auf dem bloßen Schnee, wenn er nur etwas trockenes Laub zur Lagerstätte zusammenbringen kann, und vermist das Zelt nicht. Seine Waffen bestehen in einer mehrentheils gezogenen Flinte, einem mächtigen Degen mit einem Handforn, so wie bey uns die schwere Reuterey hat, in einer oder ein paar Pistolen, die er gemeinlich im Gürtel führt, und in einem langen Messer, das er statt des Dolchs gebraucht. Statt des Tornisters trägt er einen spitzigen Beutel von Seehundsfell, und zwar nicht auf dem Rücken, sondern vorne, und anstatt der Stiefelsohlen, Strümpfe von selbstgewirktem roth und weißen Zeug, die unterhalb dem Knie festgebunden sind. Auf ihre alten Gebräuche halten sie mit der äußersten Unhänglichkeit. Oft führen fast alle Mannspersonen eines Districts den Namen ihres Lehnherrn, und es giebt bey ihren Bataillonen ganze Compagnien, wo Officiere und Gemeine, fast ohne Ausnahme, bald Fraser, bald Maclean, Macdonald, oder Douglas heißen. So treu als diesen Namen bleiben sie auch andern von ihren Vätern herkommenden Einrichtungen, wie der feststehende Gebrauch, noch bis auf den heutigen Tag keine Hosen zu tragen, auffallend genug beweiset. Reutereyen über diese Sitte haben oft Unglück angerichtet, und selbst Gesetze haben sie nicht ändern können. Bey der allirten Armee gab der commandirende General einst im Winterquartier einen Ball; die Officiere der Bergschotten erschienen dabey in ihrer Nationaltracht; die Damen künftigen die Nasen, und man ersuchte die Offi-

ciere, künftig, wenigstens bey dergleichen Gelegenheiten, Hosen anzuziehen; dies nahmen sie übel und entfernten sich vom Ball. Die Gemeinen, die Nachricht davon bekamen, legten das, was ihrer Kleidung wegen geschehen war, für eine Verachtung ihrer Nation aus, und hätten sich nicht Staabsofficiere ins Mittel geschlagen, so wäre vielleicht ein förmlicher Aufstand erfolgt. In dem letzten amerikanischen Kriege, in welchem ein Bataillon Bergschotten unter dem Obristen Frazer diente, stand ein gemeiner Bergschotte auf der Post; ein englischer Grenadier von dem ersten Bataillon Garde gab ihm, im Scherz, einen derben Schlag auf die bloßen Lenden. Der Schotte drehte sich um und mit einem Hiebe war der Kopf des Engländers gespaltet. Das Kriegsrecht sprach den Bergschotten frey: „weil Truppen eines Landes sich nicht necken müssen.“ Dies Urtheil befriedigte die Bergschotten, die schon über den Tödt ihres Cameraden unwillig zu werden anfingen. Das Parlament hielt es der Mühe werth und seiner Würde nicht zuwider, sich der Nacktheit der Bergschotten anzunehmen; es verordnete, daß die Bergschotten hinsturo Hosen tragen sollten. Die Bergschotten murrten, und man drohte, Gewalt zu gebrauchen; da nun in England jedes Gesetz nach dem Buchstaben befolgt wird, der Buchstabe aber in diesem Falle nicht ausdrücklich sagte, wo und wie die Hosen getragen werden sollten; so trugen die Bergschotten sie, wie der Handwerksburche sein Bündel, an einem Stoc auf der Schulter. Als man ihnen eine bessere Auslegung mit Gewalt andringen wollte, mußten sich die Bewohner der niedrigen Gegenden zwar dazu bequemen, allein die in den höheren Gebirgen sich aufhaltenden und durch die Unzugänglichkeit zu ihren Wohnsitzen vor allem Zwange gesicherten Hochländer blieben ungekränkt in ihrem Vorrecht: ohne Hosen zu

geben. Von der Anhänglichkeit an ihre National-Anführer hat man im letzten amerikanischen Kriege ein bemerkenswerthes Beispiel gesehen. Als nemlich im Jahr 1778 eine Compagnie Bergschotten nach Amerika eingeschifft werden sollte, wurde ihr Chef, Cameron, Erbherr (Elan) von Glendeschery, der sie selbst angeworben hatte, in Newcastle krank. Kein Drohen, kein Beweggrund konnte sie ohne ihn von der Stelle bringen, wir dienen nicht Georg dem Dritten, wir dienen Cameron, schrien sie. Sie ludeten ihre Gewehre und machten Anstalten, sich gegen alle übrige Truppen zu wehren, bis der kranke Cameron erschien, und sich in einer Sänfte vortragen ließ, da folgten sie ihm ruhig zu Schiffe. Wie brav sie im Felde sind, haben alle Feinde, gegen welche sie fochten, zu ihrem Schaden erfahren. Ohnerachtet sie in der Schlacht bey Shenst-Mair noch mit Schild und Schwerdt, folglich wie die alten Römer mit persönlicher Tapferkeit, Mann gegen Mann, fochten, so haben sie doch seitdem auch mit dem Feuergewehr sehr gut umzugehen lernen, und sind durch die Jagd in ihren Gebirgen behende scharfschende Jäger und gute Schützen geworden. Als leichte Truppen war im siebenjährigen Kriege der auffallendste Streich, den sie ausführten, dieser, daß sie ein französisches Cavallerieregiment überfielen, die Mannschaft, noch ehe sie zu Pferde kommen konnte, theils nieder, theils zu Gefangenen machte, und nemittelst der erbeuteten Pferde, beritten in das Hauptquartier zurückkamen, aus welchem sie zu Fuß ausmarschirt waren. Da sie überaus leicht zu Fuß sind, so können sie im Nothfall große Strecken mit der im Trott reitenden Cavallerie zu gleicher Zeit zurücklegen, und bey dergleichen Gelegenheiten trabte der Bergschott zu Fuß, guten Muths und gleichen Schrittes neben seinem treuen Bruder und Cameraden dem schwarzen Hus

faren her. Doch fechten sie auch, gleich den bravsten regulären Truppen, mit großer Bravour, geschlossen, in Reich und Glied. Auch sind sie ganz wie reguläre Truppen ornirt, und Ausrüstung und Sold sind wie bey den übrigen englischen Regimentern. Der Gemeine bekommt in Friedenszeiten täglich 8 Pence, oder, nach dem gewöhnlichen Abzug, 6 Pence (etwas über 3 Groschen); ein Serjeant doppelt so viel; ein Fähndrich 3 Schilling 8 Pence (21 Gr.), ein Viretant 4 Schilling 8 Pence, (ohngefähr 1 Reichsthaler 6 Gr.), der Capitain 10 Schill. (2 Rthlr. 16 Gr.), alles täglich gerechnet. Im Kriege haben sie noch die gewöhnliche Feldzulage, nemlich der Gemeine 2 Pence (1 Gr.) und die Officiere nach Verhältnis. Ein sonderbarer alter Gebrauch ist dieser, daß jedes Bataillon einen Hirsch hat, der auf dem Marsche vor dem ersten Zuge des Bataillons hergeführt wird; ihre Feldmusik besteht aus Dudelsack und Trommel. Seit dem siebenjährigen Kriege ist die Form ihrer Mützen geändert, und jest so, wie sie hier abgebildet, gestaltet. Ehedem war sie flacher und hatte auch keinen Federbusch. Das 42ste Infanterieregiment ist noch jest zum Andenken dessen, daß der Stamm aus Bergschotten bestand, in diese Uniform gekleidet, ohngeachtet gar kein Bergschotte oder nur wenig darunter sind. Außerdem dient auch noch ein Bataillon eingebornener Bergschotten in Ostindien; dessen Chef der brave Obrist Lord Macleod ist.

Ich habe geglaubt, daß es dem Leser angenehm seyn würde, dieser Geschichte des siebenjährigen Krieges das Bildniß des großen Mannes vorgelegt zu sehen, dessen Genie alles hersehete, was ihm äußerlich fehlte, um gegen eine so überlegene Macht einen so langen Krieg zu führen.

ohne einen Fuß breit Landes zu verlieren, und ohne, wie der unmittelbare Erfolg es zeigte, enträkräftet zu seyn. Bekanntermassen hat Friedrich der Zweyte nie einem Mahler gegessen, selbst nicht seinem Hofmahler Frisch, dem er doch persönlich gedogen war, den er bey seiner Aesbeit oft besuchte, und dem er selbst den Auftrag gab, sein Bild, das ein auswärtiger Hof sich ausgebeten hatte, zu mahlen. Er erklärte nemlich gleich bey diesem Auftrage, das er doch nicht nöthig habe zu sitzen, weil Herr Frisch ihn ja persönlich kenne und ihn oft genug gesehen habe. Er ist also nur immer aus Idee gemahit worden, und eben daher rühret es, das fast alle von ihm bekannt gewordene Portraite von einander verschieden sind. Unter allen konnte Herr Hofmahler Frisch der Wahrheit am nächsten kommen, weil er, außer seinem eigenthümlichen Talent, mehr denn irgend ein anderer Künstler Gelegenheit hatte, die Physiognomie des Königs zu diesem Behuf zu studieren. Nach einem Original von diesem Meister hat ein Disertant der Mahlerey, der Preussische Artillerie-Lieutenant, Herr von Lingern, ein Pastell-Gemälde vorfertiget, und die Gelegenheit (die ihm als Officier so oft vorkam,) den König auf der Parade, vor der Linie und bey der Cour zu sehen, dazu benutzt, manchen einzelnen kleinen Zug noch auffallender anzudeuten. Dieses Gemälde befindet sich in dem Cabinet Sr. Excellenz des Generals von der Infanterie, Gouverneurs von Berlin, Herrn von Möllendorf, und ich habe von diesem gleich verehrungswerthen Kriegeshelden und Bürgerfreunde die gnädigste Erlaubnis erhalten, es für meinen Catalogue copiren lassen zu dürfen. Es ist wol gewiß das ähnlichste unter den bisher vorgehandenen, und ehe man es tadelt, erinnere man sich, das, wie ich zuvor gesagt habe, der König nie einem Mahler gegessen, und vielleicht aus-

10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20



Karl Christoph Graf v. Schwerin
K. Preuss. General Feld-Musikall

Liebe Jc.

drücklich gewollt hat, daß es den Mählern nicht minder schwer fallen solle, ihn ganz ähnlich darzustellen, als es den Fürsten schwer seyn wird, ihm ganz ähnlich zu werden.

Nächst diesem habe ich die Bildnisse dreyer der berühmtesten Preussischen Generale, des Feldmarschall Schwerin, des General Sendlis und des General Zieren, ingleichen, mit gebührender Unparteilichkeit, auch die Bildnisse zweyer nicht minder merkwürdigen Oesterreichischen Heerführer, Daun und Laudons, beigefügt, von welchen ich nun noch kurze historische Nachrichten zu liefern habe.

Kurt (Conrad) Christoph von Schwerin

war im Jahr 1684 den 26ten October in Schwedisch Pommern aus einem heyrathe 1709 Jahr alten adelichen Geschlechte geboren. Er sollte nach dem Willen seines Vaters sich auf die Wissenschaften legen, und studierte deshalb zu Greifswalde, Rostock und Leyden, ging aber, als sein Vater, der königl. schwedischer Landrath war, im Jahr 1700 starb, in folgenden Jahre in holländischen Kriegsdienste, wo seines Vaters Bruder, als Generalleutenant ein Regiment hatte. Hier ward er bey seines älttern Bruders, des Obristleutenants von Schwerin, Compagnie als Fähndrich angestellt. Der älteste Bruder, dem es durchaus nicht recht war, daß der jüngere Bruder seine Studien nicht fortgesetzt hatte, ließ ihn die Beschwerlichkeiten des kleinen Dienstes in vollem Maße empfinden, damit er, wo möglich, vom Soldatenwesen abgeschreckt und zu den friedlichen Wissenschaften zurückgeführt werden möchte. Allein diese Strenge verfehlt ihres End;

zwecks, und half vielmehr den Fähndrich von Schwerin zu jenem großen Feldhern ausbilden, für den er nachher so einstimmig erkannt worden ist. Denn, bey der besondern Strenge im Dienst, die er in der Folge bewies, konnte die ausnehmende Liebe des gemeinen Soldaten zu ihm nur von seiner vorzüglichen Sorgfalt für denselben herrühren, und diese hätte er unmöglich mit so gutem Erfolg anwenden können, wenn ihm die Pünctlichkeit, mit welcher er ehemals den kleinen Dienst versehen mußte, nicht Gelegenheit verschafft hätte, die Bedürfnisse, wie die Pflichten des gemeinen Soldaten in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Doch, nicht nur diese, sondern auch alles, was zur Kriegskunst gehört, lernte er unter den besten Anführern damaliger Zeit kennen; er focht nemlich unter den Augen Eugens und Marlboroughs, und wohnte den berühmten Schlachten bey Namur und bey Malplaquet, so wie dem Angriff des Sighenbergs bey. Im Jahr 1705 bekam er bey seines Oheims Regiment eine Compagnie; als aber dieser bald nachher seinen Abschied nahm, und sich Alters halber in Rommern zur Ruhe setzte, verließ unser Hauptmann von Schwerin ebenfalls die holländischen Dienste, und ward von dem Herzog von Mecklenburg Schwerin, bey welchem er sich engagirte, im Jahr 1708 zum Obristen ernannt. Im Jahr 1711 schickte ihn der Herzog, in geheimen Aufträgen, an den König von Schweden, Carl den Zwölften. Bey diesem hielt sich der Obrist von Schwerin ein volles Jahr in Bender auf, und wurde von dem königlichen Kriegshelden einer besondern Verehrlichkeit gewürdigt. Von diesem Aufenthalt pflegte er nachmals zu sagen, daß er die Kriegskunst in Bender studirt, indem er aus den Unterredungen mit dem Könige von Schweden mehr, als aus dem, was er in früheren Jahren selbst davon ers

fahren, erlernt habe. Nach der Rückkunft aus Bender, wo er seinen Auftrag aufs beste ausgerichtet hatte, ernannte ihn der Herzog zum Brigadier. Es schien freylich, als ob er im Mecklenburgischen Kriegsdienst seine militärischen Tugenden nie würde zeigen können. Dennoch ereignete sich, einige Jahre nachher, die Gelegenheit dazu ganz unerwarteter Weise. Der Herzog ward nemlich mit seinen Landständen in einen Zwist verwickelt, zu dessen Schlichtung der Kaiser eine Commissions-Armee, von dreizehntausend Mann hannoverscher Truppen, ins Mecklenburgische einrücken ließ. Diesen ging Herr von Schwerin als Generalmajor, im Jahr 1718, mit zwölf tausend Mann theils Mecklenburger, theils russischer Hülfsvölker, entgegen, und schlug sie bey Walsmosen aufs Haupt, indem die Hannoveraner in diesem Treffen drey Cavallerieregimenter einbüßten. Im folgenden Jahr dankte der Herzog von Mecklenburg, auf Anrathen verschiedener benachbarten Fürsten, seine Armee ab. Derselbe, den Herr von Schwerin als Soldat, in gänzlicher Unthätigkeit; weil nun eben damals derjenige Theil von Pommern, in welchem seine Güter lagen, dem Preussischen Hofe zugefallen war, so trug er dem Könige Friedrich Wilhelm seine Dienste an, der ihn gern aufnahm, und, weil gerade damals kein Regiment vacant war, ihn als Gesandten nach Warschau schickte. Er sollte dort die Thurnischen Unruhen zum Besten der Evangelischen besorgen helfen, worinne es ihm aber so wenig als den Gesandten anderer Mächte gelang. Mittlerweile hatte er das Infanterieregiment erhalten, an dessen Spitze er in der Schlacht bey Prag blieb; (eben dasselbe Regiment, dessen nachheriger Chef, Prinz Leopold von Braunschweig, eines Heldentodes anderer Art starb). Im Jahr 1733 rückte er, als Preussischer Generallieutenant, mit drey Regimentern

ins Mecklenburgische, um die Hannöverschen Truppen, die, auf Veranlassung der zwischen dem Herzoge und den Landständen fortdauernden Streitigkeiten, noch immer im Lande haufeten, zum Zurückzuge zu nöthigen. Dieser erfolgte auch vermöge der guten Position, die der Generalleutenant von Schwerin genommen hatte, und nun forderte er von den Landständen eine Entschädigung für die Kosten dieser Unternehmung. Als diese aber nicht geleistet wurde, nahm er die Kreüter Pärchim, Pläue und Lübs Pfandweise in Beschlag, und sie sind auch seit jenem Feldzuge mit etlichen Schwadronen Sietenscher Husaren besetzt geblieben, bis im Jahr 1787 König Friedrich Wilhelm der Zweyte die vom Herzoge angebotene Auflösung derselben annahm. Als im Jahr 1740 Friedrich der Zweyte den Thron bestieg, erhob er den Generalleutenant von Schwerin in den Grafenstand, und ernannte ihn zugleich zum Feldmarschall seiner Armeen. Dieser Ehrenkells bezogte er sich in dem gleich nachher ausbrechenden Kriege vollkommen werth. Er hatte nemlich großen Antheil an dem Siege, der bey Mollwitz erkochten ward, und setzte selbst noch im siebenjährigen Kriege, das auch ein Alter von 71 Jahren, in welchem er sich damals befand, keine Eigenschaft, weder des Geistes, noch des Körpers, die zum großen General gehört, bey ihm geschwächt hatte. Am Ende des Feldzugs von 1756 machte er gegen das überlegene Corps des General Piccolomini einen meisterhaften Rückzug aus Böhmen nach Schlesien, eröffnete den nächstfolgenden Feldzug durch die Wegnahme des wichtigen feindlichen Magazins zu Bunzlau und durch den geschickten Uebergang über die Elbe, und besiegelte seinen Ruhm durch den Tod in der Schlacht bey Prag, dessen nähere Umstände ich weiter oben bey Erklärung des zweyten historischen Kupfers angegeben habe. —

Der Graf von Schwerin war von kleiner Statur, aber sehr gut gebildet; alle ritterliche Uebungen liebte er mit Leidenschaft, und übte sie auch im hohen Alter, selbst das Tanzen nicht ausgenommen, mit vielem körperlichen Anstande. Er hatte viel gesehen und viel gelesen, sprach und schrieb mit gleicher Fertigkeit, französisch, italienisch und lateinisch, und war ein feiner, angenehmer und aufgeweckter Gesellschafter. In frühern Jahren liebte er auch das Spiel, schränkte sich aber bald, nachdem er herrliche Summen verloren hatte, auf das dem Officier angemessenere, edlere Schachspiel ein. Gleich den Helden aus den schönsten Zeiten der römischen Republik war er ein eben so guter Landwirth als Feldherr. In dieser Rücksicht schützte er, an der Spitze einer Armee, auch jederzeit den Bauer gegen die Bedrückungen des Soldaten, dafür lieferte aber auch jener gegen Besahlung mit Freuden, was dieser nur immer brauchen konnte; so herrschte da, wo er stand, durch Sicherheit, Ueberfluß, und der Soldat, wie der Bürger, waren gleich sehr mit ihm zufrieden. Er ist zweymal verheirathet gewesen, von seinen Kindern aber ist keins zu nambaren Jahren gekommen. Der König beweinte seinen Verlust, und ehrte sein Andenken dadurch, daß er ihm auf dem Wilhelmsplatze in Berlin im Jahr 1771 eine marmorne Bildsäule errichten ließ, die von dem Bildhauer Adam angefangen, und, nach dessen Tode, von Michel geendigt worden ist. Er ist in römischer Kleidung und in der Stellung abgebildet, wie er, mit der Fahne in der linken Hand, bey Prag gegen den Feind vorschritt. Auch in der Garnisonkirche hat Vode das Andenken dieses Helden durch ein schönes Gemälde verewigt, welches daselbst unterhalb denen in dieser Schlacht erbeuteten Fahnen aufgestellt ist. Das hier gelieferte Bildniß dieses Helden ist nach einem durch den he-

rühmten Vesne gemahlten Originale vom Herrn Hofmaler Frisch gezeichnet, und eben dieser treffliche Künstler hat den vühmlichen Tod Schwerins auf einem meisterhaften Gemähde abgebildet, welches der durch sich selbst groß gewordene Kupferstecher und Rector der Berlinischen Academie der Künste, Herr Daniel Bögger, jetzt in Kupfer sticht, und das, wenn es vollendet seyn, eben das National-Interesse für Deutschland haben wird, was der Tod des General Wolf für England hat.

Friedrich Wilhelm Freyherr von Seydlitz

ward den 2ten Februar 1722 in Westphalen, im Ekevischen, geboren, und trat in seinem 16ten Jahre bey dem Cuirassierregiment des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt (bey welchem sein Vater Rittmeister war,) als Cornet in Preussische Kriegsdienste. Daß er Anlage hatte, ein sehr gewandter Reuter zu werden, zeigte er schon im 12ten Jahre, wo ihn sein Vater einst überraschte, als er zu seiner Uebung, ohne Zengen, zwischen den schnell herumgerathenen Flügeln einer Windmühle durchsagte. Doch, er war nicht bloß ein unerschrockener und geschickter Reuter, sondern ein eben so braver Officier, und mit allen Talenten eines Generals geboren. Schon als Cornet bewies er, bey der ersten Affaire, welcher er im Jahr 1740 beywohnte, so viel Disposition und so viel Bravour, daß ihn der König bey der Rückkunft aus der Gefangenschaft, in welche er durch die Ueberlegenheit des Feindes gerathen war, zum Rittmeister bey dem damaligen von Nasmerschen Husarenregiment ernannte, obnerachtet er damals erst 21 Jahr alt war. Zwey Jahre nachher ward er, bey demselben Regimente, Major, und bewies in der Schlacht bey



*J. Willh. Freyherr v. Seydlitz
K. Preuss. General v. d. Cavallerie*

Liebe sic.

Sorr, wo er in den linken Arm verwundet ward, große persönliche Tapferkeit. Im Jahr 1752 ward er Obristlieutenant und bald nachher von den Husaren wieder weg und an das herzoglich Württembergische Dragonerregiment als Commandeur gesetzt, von hier im folgenden Jahre abermals weg, und zum Commandeur des von Kochowschen Kürassierregiments ernannt, welches er im Jahr 1757 eigenthümlich erhielt. Seine glänzenden Thaten während des siebenjährigen Krieges sind in der voranstehenden Geschichte desselben an ihrem Orte erzählt, und dürfen hier, zur Uebersicht, nur zusammengestellt werden. Seydlitz war es, der in der Schlacht bey Collin, wo die Preußen zum erstenmale weichen mußten, den Rückzug deckte. Für die Unererschrockenheit, und die gute Disposition, welche er dabei bewiesen hatte, ward er vom Könige zum Generalmajor erklärt. In Zittau ward er mit einem Dragonerregiment eingeschlossen, führte aber dasselbe, mit Einbruch der Nacht, auf einem vom Feinde unbefesteten Wege glücklich fort, und stieß damit ohne Verlust zur Armee des Königs. In Gorha verdarb er der französischen Generalität ein Mittagbrodt, welches, an ihrer Stelle, sein Herr, der König von Preußen, einnahm. Was es mit diesem lustigen Ueberfall der Franzosen eigentlich für eine Bewandniß gehabt habe, ist in der Geschichte dieses Krieges vom Herrn von Kirchenholz umständlich erzählt. Von eben daher weiß der Leser, welchen beträchtlichen Antheil Seydlitz an dem glänzenden Siege bey Rossbach gehabt hat. Er war damals der jüngste Generalmajor bey der Armee des Königs; gleichwohl ward das Commando der gesamten Cavallerie ihm anvertraut, und für die Bundes, welche er mit derselben ausrichtete, erhob ihn der König zum Generalleutenant und zum Ritter des Schwarzen Adlers; Ordens, ohnerachtet er damals

erst 35 Jahr alt war. Bey Zorndorf zeigte er, daß, unter Seiner Anführung, die Cavallerie alles thun könne, was man bisher bloß dem Infanteristen möglich zu seyn glaubte. Er attackirte nemlich, mit seinem Regiment, den Degen in der Faust, eine russische schwere Batterie, und — eroberete sie. Es war, als hätte an diesem Tage die Cavallerie, unter seiner Anführung, Flügel; denn man sah sie überall, jetzt auf dem rechten, dann wieder auf dem linken Flügel, überall Ihn an ihrer Spitze und an jedem Orte siegreich. Als ihm der König, auf dem Schlachtfelde, für den Sieg dieses Tages dankte, lenkte er, mit wahrer Größe der Seele, die Aufmerksamkeit des Königs auf einen andern würdigen, aber weniger bemerkten Officier. Sire, war seine Antwort, Ihre Cavallerie hat sich brav gehalten, aber wer Bunsder gethan hat, und wen Ev. Majestät besonders belohnen müssen, das ist der Rittmeister von Backnisch, vom Regiment Garde du Corps. Der König, der diesen Officier nicht nach Verdienst schätzte, vielleicht auch selbst eifersüchtig darauf war, daß Seydlitz einen Nebenbuhler seines Ruhms haben sollte, erwiderte: Gut, ich will ihn zum Major machen. Seydlitz versetzte, mit der ihm eigenen Dreistigkeit: Das ist lange nicht genug, Ev. Majestät! Der König, der sich nichts vorschreiben ließ, sagte heftig: Na, er soll Obristlieutenant seyn! Seydlitz blieb bey seiner Behauptung: daß auch dies noch immer nicht genug sey, und nun drehte sich der König verdrießlich, mit den Worten, um: Ey was, zum General kann ich ihn nicht machen! Dieser Zug macht Seydlitzen zum mindesten eben so viel Ehre, als die Heldenthaten eben des Tages, die Anlaß dazu gegeben hatten. Bey Hochkirch leistete Seydlitz der Preussischen Armee den nemlichen Dienst, den er ihr schon bey Collin erwiesen hatte, und ohne Ihn möchte das Unglück dieses

Tages leicht größer geworden seyn. Bey Runersdorf nahm Seydlitz eine so vortheilhafte Position, daß der entschlossene Laudon mit der Oesterreichischen Cavallerie mehrere Stunden lang einen müßigen Zuschauer abgeben mußte und nichts unternehmen konnte. Endlich ließ ihm der König sagen, daß er eine Batterie, die dem Könige sehr viel Leute weggraffe, wegnehmen sollte. Er antwortete dem Adjudanten, der ihm diese Ordre brachte: daß müsse ein Mißverständnis seyn; der König sehe an dem Orte, wo er sich befände, nicht, daß, so bald er (Seydlitz) seinen Posten hier verlasse, Laudon mit der ganzen Oesterreichischen Cavallerie einbrechen, und der Infanterie auf dem Rücken seyn würde; er könne also hier unmöglich fortgehen. Mit dieser Antwort eilte der Adjutant wieder zum Könige. Der König, der des Sieges gewiß zu seyn glaubte, so bald nur die Batterie eingenommen wäre, versetzte unwillig: Eh was! die Oesterreichische Cavallerie will ich mir schon vom Halse halten, sage er ihm, er soll die Batterie attackiren. Seydlitz war von der Richtigkeit seines Urtheils und von dem Nachtheile jedes andern Manövers so sehr überzeugt, daß er dem Officier antwortete: Herr, ich kann diesen Posten nicht verlassen; sagen Sie dem Könige, er soll die Gegend durch jemanden recognosciren lassen, der es besser beurtheilen kann, als ich. Diese Beharrlichkeit verdros den König, er ließ dem General Seydlitz, durch einen andern Adjudanten, sagen: er solle ins T. . . . Namen die Batterie attackiren. Gut, sagte Seydlitz, wenn das seyn soll, so wollen wir bald fertig damit seyn. Damit drückte er sich den Huth in die Augen, hob den Degen auf, und jagte mit dem Ausruf: Kinder, mir nach! auf das Kartetschenfeuer der Batterie los. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Korb am Gefäß des Degens, durch welchen die Hand bedeckt wird,

und bey dieser Gelegenheit wurden ihm drey Finger an dieser Hand dermaßen gequetscht, daß er sich aus dem Gefecht wegbringen lassen mußte. Die Batterie ward zwar, wie er vorhergesagt hatte, weggenommen; allein, was er gleichfalls vorhergesagt hatte, erfolgte eben so sicher: so bald er seinen vorherigen Platz verlassen hatte, drang Landon, der bloß hierauf gewartet hatte, durch diese Lücke in die Infanterie ein, der König konnte ihn sich nicht vom Halse schaffen, und die Schlacht ging verlohren. Ungern, aber durch Mangel an Raum genöthigt, übergehe ich hier noch manche besondere Umstände seines Lebens. Nach Endigung des siebenjährigen Krieges ernannte der König Seydlitz im Jahr 1765 zum General von der Cavallerie und zum General-Inspector der sämtlichen Cavallerie in Ober- und Nieder-Schlesien. In diesem wichtigen Posten war es, wo er dem Preussischen Kriegswesen, durch den Grad von Ausbildung, den er der Cavallerie gab, einen nicht minder wichtigen Dienst leistete, als zuvor durch seine Thaten. Seit dem Jahre 1765 betief sich der stehende Jahrsgehalt, den er, seiner verschiedenen Stellen wegen, vom Könige bezog, auf funfzehn tausend Thaler, daß er folglich, wie der zeitlichen Ehren, so auch der zeitlichen Güter genug hatte. Bey der Zusammenkunft des Königs mit dem jetzigen Kaiser war er in dem Gefolge des erstern. Der Kaiser, der den Manövers der Preussischen Truppen, die damals Ihm zu Ehren angestellt wurden, aufmerksam beywohnte, und der vorzüglich die Evolutionen der Cavallerie unter Seydlitzens Auführung bewunderte, sagte ihm bey dem Abschiede auf die verbindlichste Weise: Wenn meine Lage es mir erlaubte, Herr General, so würde ich gern zu Ihnen kommen, um von Ihnen den Dienst der Cavallerie zu lernen. Eben so ausgezeichnet ehrte ihn sein König; er besuchte



Hans Joachim v. Zieten.

Uhlemann sc.

Ihn auf seinem Sterbebette, und sagte ihm wie:
 der'olt, er selbst möchte doch alles zu seiner Bes-
 serung beitragen, er (der König) könne ihn
 nicht missen. Er starb im Jahr 1773 im 51sten
 Jahre seines Alters an einer gänzlischen Abzeh-
 rung, die eine Folge seines zu früh und zu aus-
 haltend genossenen Lebens war. Von seinem Kö-
 nig beweint, mußten auf dessen Befehl alle Offi-
 ciere der Cavallerie durch einen Flor um den Arm
 Seydlitz betrauren. Eine Achtungsbezeugung die-
 ser Art war weder vor noch nach ihm einem
 Preussischen Generale widerfahren. Sein Leich-
 nam ruhet in dem Garten seines Gutes Min-
 kowski, ohnweit Namslau in Schlesien, in ei-
 nem ovalen Monument von Sandsteinen, auf
 welchem eine Todtenurne steht, und auf dem
 Wilhelmsplaze hat Ihm sein König im Jahr 1773
 eine Bildsäule von weißem carracischen Marmor
 errichten lassen. Sie ist von Herrn Tassard gear-
 beitet und meines Wissens die erste dieser Art,
 bey der man es gewagt hat, das Costume unsers
 Zeitalters bezubehalten. Sein hier geliefertes
 Bildniß ist nach dem besten vorhandenen, wenn
 gleich nicht schön ausgeführten, doch ähnlichen,
 vier Fuß hohen Gemälde eines ungenannten
 Mahlers in Strehlen, in Schlesien, (wo Er in
 Garnison stand) in Kupfer gestochen. Seydlitz
 hat keinen männlichen Erben hinterlassen, durch
 den sein Name fortgepflanzt würde, aber freylich
 hat er auf andere Weise genugsam dafür gesorgt,
 daß dieser Name ewig nicht untergehe!

Hanns Joachim von Zieten

war den 18ten May 1699 zu Wustrau im Rups-
 pinschen geböhren. In seinem funfzehnten Jahre
 trat er, als Frey-Corporal, bey dem Infanteries
 regimente, (welches nachher den Feldmarschall

Schwerin und in der Folge auch den Herzog Leopold von Braunschweig zum Chef hatte), in Preussische Kriegsdienste. Er diente in demselben bis zum ältesten Fähndrich, weil ihm aber der Feldmarschall Schwerin, bey Besetzung der Lieutenantsstellen, viermal nacheinander Beteren und Landsleute, die er aus dem Mecklenburgischen mitgebracht hatte, vorzog, so forderte er seinen Abschied, den er auch gleich erhielt. Nun blieb er einige Jahre auf seinem Gut und ward im Jahr 1726 bey Vermehrung des Burbenowschen Dragonerregiments als Lieutenant bey demselben angestellt. Hier kam er in die unangenehme Lage, den Commandeur seiner Schwadron herausfordern zu müssen, der aber, anstatt sich zu stellen, es veranstaltete, daß der mutige Zieten ein halbes Jahr auf die Festung kam. Nach seiner Zurückkunft weigerten sich die andern Officiere mit dem Commandeur zu dienen, wofern er sich nicht schlug. Allein Zieten, der an dem ersten Festungsarrest genug hatte, vermied dies nun ausdrücklich, bis er endlich unvermuthet überfallen, und dadurch gezwungen ward sich zu wehren. Während dem Duell brach die Klinge seines Degens, er warf also das Gefäß seinem Gegner an den Kopf und ging ihm mit einer hölzernen Stange zu Leibe. Beide wurden arretirt; der Commandeur kam auf die Festung, und Zieten wurde cassirt. Man hatte indeß bloß den Subordinationsfehler des jungen Zieten bestraft, ohne deshalb sein persönliches Verdienst, und daß ihm sonst Unrecht geschehen war, zu verkennen. Zum Beweise desselben gab ihm der König im Jahr 1733 bey Vermehrung des damaligen Beneckendorffschen (nachmaligen Zietenschen) Husarenregiments eine Schwadron. Zwen Jahre nachher ging er zur Reichsarmee, die am Rhein gegen die Franzosen focht, (und zu welcher König Friedrich Wilhelm 10,000 Mann stellte,) mit Hun-

bert Pferden als Volontair ab; und kam im Jahr 1736 von dort als Major wieder zurück. In den dreyn schlesischen Kriegen, die Friedrich der Große führte, war Zieten fast beständig bey des Königs Armee und hatte daher auch an allen Operationen derselben Antheil. Im Jahre 1741 wohnte er der Schlacht bey Kollwitz und den Eroberungen von Brieg, Neiße und Ollmütz bey. Am 16ten May dieses Jahres ernannte ihn der König zum Obristleutenant. Zur Danksagung für dieses Avancement nahm er, gleich am folgenden Tage, bey Rothschloß, ein ganzes Regiment Oesterreichischer Cavallerie gefangen, wofür er noch an demselben Tage Obrist ward. Ohngefähr 14 Tage nachher machte er, durch seine Gegenwart des Geistes, und durch seine Bravour, eine Affaire wieder gut, die, nach dem Entwurf seines Regiment: Chefs, des Obristen von Wurmb, sehr übel abgelaufen wäre. Dafür versetzte der König den Obristen Wurmb bey ein Garnisonsregiment, und an seiner Stelle bekam am 6ten Junius Zieten das Husarenregiment. Er war also innerhalb drey Wochen vom Major bis zum Chef eines Husarenregiments avancirt. Im zweyten schlesischen Kriege erhielt Zieten am 5ten October 1745 das Patent als Generalmajor. Der König ließ es aber zum Vortheil des Generals schon vom Februar dieses Jahres datiren. Er focht in diesem Kriege bey Neustadt in Oberschlesien; und in der Schlacht bey Hohenfriedberg, wo er die Niederlage der fliehenden Oesterreicher durch sein Nachsetzen noch ansehnlich vermehrte. Bey der Schlacht von Sorr war er nicht gegenwärtig, sondern nach Schaklar detaschirt. Vor dem Ausmarsch zum siebenjährigen Kriege ward er Generallieutenant, that sich in der Affaire von Reichenberg sehr hervor, bekam einige Wochen nachher, am 5ten May, den schwarzen Adlerorden, und am folgenden Tage, wo die Schlacht bey

Prag geliefert wurde, jagte er mit dem zweyten Treffen der Cavallerie die Oesterreichische, die vorher vom ersten Treffen der Preußen dreyimal vergebens angegriffen worden war, in die Flucht. Unmittelbar nachher schlug und vertrieb er den General Nadasty, der die Oesterreichischen Magazine decken sollte, die nun den Preußen in die Hände fielen. Eben diesen General Nadasty schlug er auch in der Schlacht bey Collin, wenn gleich dadurch das Glück dieses Tages nicht entschieden ward. Bey Breslau mußte Nadasty in diesem Jahre zum drittenmale vor ihm weichen, wenn gleich für die Preußen mit eben so wenig Erfolg als bey Collin, weil der rechte Flügel unter dem Herzog von Bevern zurückgeschlagen wurde und Zieten diesem folgen mußte. Auf dem Marsch von Rossbach bis Leuthen fließ Zieten bey Parchwitz zum Könige; führte von hier an die Avantgarde, machte auf dem Marsch fast täglich Gefangene und trug in der Schlacht bey Leuthen, wo er die Cavallerie des rechten Flügels commandirte, durch seine gute Disposition zur Eroberung des Dorfes Leuthen, und eben dadurch zur Vollständigkeit dieses Sieges, das mehreste bey, setzte hierauf dem fliehenden Feinde nach, jagte ihm mehr als 3000 Wagen ab, und machte 9000 Mann zu Gefangenen. Im folgenden Winter deckte er, mit einem eigenen Corps, die Gegend von Landshut nach Braunau. In dem nächsten Sommer 1758 war Er es, der den Transport von dreytausend Wagen von Troppau nach Olmütz mit 5000 Mann deckte. Hier ward er von den Oesterreichern täglich angegriffen, vertheidigte aber seine ungeheure Wagenlinie vorzüglich und ohne Verlust, bis am dritten Tage, nicht weit mehr vom Lager des Königs, Laudon und Siskowik mit 25,000 Mann einen Hauptangriff machten, und durch ein heftiges Canonenfeuer ihm die mehresten Wagen entzwey schossen. Aber

auch hier bewies er, was Klugheit und Bravour gegen eine überlegene Macht vermögen. Er verbrannte die zusammengeschoffenen Wagen, ließ die mit Munition beladene, die er nicht mit fortbringen konnte, in die Luft sprengen, und noch dadurch den darauf anrückenden Oesterreichern Schaden zufügen, den vornehmsten Theil des Transports aber, nemlich die mit Gelde, ingleichen 200 mit Proviant beladene Wagen, brachte er mit seinem kleinen Corps glücklich zum König. Bey der Baraille von Ziegenitz hielt, unterdes daß der König den General Laudon schlug, Zieten mit dem rechten Flügel die große Oesterreichische Armee unter dem Feldmarschall Daun vermaßen in Respect, daß sie keinen Antheil an dem Treffen nehmen konnte. Dafür ernannte ihn der König noch auf dem Schlachtfelde zum General der Cavallerie. In der Schlacht bey Torgau erfocht Zieten mit dem rechten Flügel der Armee den Sieg, der schon in Dauns Händen war. Unter Mitwirkung des verstorbenen General von Saldern und des jetzigen Generals und Gouverneurs von Möllendorf (damaligen Obristen) ging er, auf einer von dem damaligen Adjutanten (jetzigen General) von Dadden im Gehölz entdeckten Brücke, welche die Oesterreicher abzuwerfen übersehen hatten, schon bey einbrechendem Abend, wider alles Vermuthen, auf die Oesterreicher los; verjagte sie von den Anhöhen von Ciptitz, und entschied dadurch das Schicksal dieses Tages auf einmal zum Besten der Preußen. Während dem Rest dieses Krieges mußte er, mit einem einzigen Corps, zuers die Russische und nachher die große Oesterreichische Armee observiren, ohne sich jedoch, wegen Schwäche seiner Mannschaft, in Gefechte einlassen zu dürfen. Zieten war ein Mann von altdenklichen Sitten, rechtschaffen, gottesfürchtig, und verband mit der nöthigen Strenge väterliche Liebe und Vorsorge für seine

Soldaten. Bey seinem sichern, richtigen Blicke, worauf es bey einem Treffen so oft ankommt, bey seiner Gegenwart des Grifses, kaltblütigem Entschlusse und persönlichen Bravour bedurfte Er der theoretischen Kenntniß der Kriegskunst nicht, und schlug und siegte, wern er den Feind vor sich sahe, ohne vorher gemachte künstliche Disposition. Der König ehrte das ruhmvolle Alter dieses Helden auf die ausgezeichnetste Weise. In seinem 64ten Jahre vermählte er sich zum zweytenmal und bey seinem einzigen den 6ten October 1765 gebornen Sohn, übernahm der König die Vathenstelle. Um diese Gnadenbezeugung noch ausgezeichneteter zu machen, kam der König von Potsdam nach Berlin gerade vor Zieten's Haus gefahren, und kehrte nach geendigter Laufhandlung, unmittelbar und ohne weiter in Berlin irgend etwas vorzunehmen, nach Potsdam zurück. Zum Vathengeschenk ernannte er den jungen Zieten gleich nach der Laufe zum Cornet, doch gab der Vater nicht zu, daß der Sohn eher avancirte, als bis er wirklich im Grade war, Dienste zu leisten. Er ist jetzt Lieutenant und wartet gewis nur auf Gelegenheit, um sich des väterlichen Namens und Ruhms werth zu bezeugen. Wenn Ausbruch des Bayerischen Erbfolge Kriegs war Zieten ein Greis von beynähe 80 Jahren. Dieses hohen Alters ohnerachtet ward dennoch eine Art von Zwang erfordert um ihn abzuhalten, nicht mit zu Felde zu gehen, und mit eben dem Eifer ließ er sich weder durch seine Jahre, noch durch irgend eine Witterung von den kleineren Beschwerlichkeiten des Dienstes, der Beywohnung der Parade, der Weiten und der Auszeichnung der Parole abhalten. Es ist bekant, daß, als er, zu Abholung derselben, in seinem letzten Lebensjahre während der Abwesenheit des Königs zu Berlin aufs Schloß kam, Friedrich der Große ihm einen Lehnstuhl reichen und vor allen Prinzen

seines Hauſes und vor den Officieren der Berlinſchen Garniſon niederſitzen hieß. Chodowicky hat dieſe den König eben ſo ſehr als den General ehrende Scene in Kupfer geſtochen. Als einige Zeit vorher Zieten an der Mittagſtafel ſeines Monarchen eingeſchlummert war, winkte der König ſeinen übrigen Gäſten, daß ſie leiſe reden ſollten, und ſagte: wir wollen ihn ſchlafen laſſen, er hat in ſeinem Leben genug gewacht. Seine hinterlaſſene Gemahlin hat ihn in der Kirche ſeines Gurtheß Wuſtrau, wo der Leichnam begraben liegt, ein wohlgewähltes ſteinernes Denkmal (von dem Bildhauer Mayer in Berlin) errichtet, und ſeine Bildſäule wird jezt auf Königlichen Befehl und Koſten von dem trefflichen jungen Künſtler Herrn Schado, der die größten Erwartungen von ſich erregt hat, verfertigt, um gleich den Bildſäulen Schwerins, Winterfelds, Sendlitz und Keiſch in Berlin öffentlich aufgeſtellt zu werden. Daß hier von ihm gelieferte Bildniß iſt nach dem Originalgemälde des engliſchen Mahlers Cunningham, welches derſelbe wenig Jahre vor dem Ableben des Generals gemahlt hat, in Kupfer geſtochen worden, und frappant ähnlich.

Leopold Joſeph Maria Reichsgraf von Daun, Fürſt zu Thiano &c.

ſtammt aus einem der älteſten adlichen Geſchlechter her. Die Neigung und das Talent zum Kriegswesen ſcheinen bey ſeiner Familie erblich zu ſeyn, denn ſein Großvater und Vater waren beide, ſo wie er, Feldmarſchälle in kaiſerlichen Dienſten, und ſein Vater hatte ſich in den Feldzügen in Italien und am Rhein ganz beſonders ausgezeichnet, nächher aber die vornehmſten Würden in Städte bekleidet; unter andern war er zweymal

Vizekönig von Neapel gewesen. Unser Graf Leopold war 1705 den 25ten September geboren. Er trat früh in Kriegsdienste und wohnte im Jahre 1737 dem Feldzuge gegen die Türken unter dem Feldmarschall Seckendorf als Generalmajor mit bey. Im dritten Feldzuge eben dieses Krieges wurde er zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, ohnerachtet er in diesen Feldzügen keine Gelegenheit gefunden hatte sich hervorzu thun, weil die Kaiserlichen sich überall vor den Türken retiriren mußten. Bey der unglücklichen Schlacht von Belgrad wurde er verwundet. Im Jahr 1740 bekam er ein Infanterieregiment, focht hierauf zuerst gegen die Preußen in Schlessen, und dann unter dem Prinzen Carl von Lothringen, gegen die Franzosen. Schon damals hatte er wegen seiner Vorsichtigkeit und Tapferkeit sich das allgemeine Zutrauen sowol der gemeinen Soldaten als der commandirenden Generals erworben. Bey dem Uebergange über den Rhein baten die Grenadiere, welche die Avantgarde ausmachten, sich vom Prinzen Carl den Grafen Daun zu ihrem Anführer aus, und bey dem Rückzuge über den Rhein, der am 23ten August 1744 erfolgte, commandirte Daun wiederum die Arriergarde. Vermittelt seiner guten Anstalten büßte er bey dieser wichtigen Retraite nicht mehr als viertehalb hundert Mann ein. Zu seinem Ruhm als General legte dieses Manöver und zu seinem Glücke seine im Jahr 1745 getroffene Vermählung mit der jungen verwitweten Gräfin von Nostitz den Grund. Sie war eine Tochter der kaiserlichen Oberhofmeisterin, Gräfin von Fuchs, und stand bey der Kaiserin in vorzüglichen Gnaden. Durch Sie erlangte er ein beträchtliches Vermögen und die besondere Gunst der Kaiserin, welcher ihn der General Khevenhüller auf seinem Sterbebette als einen der vorzüglichsten Officiere dringend empfohlen hatte. Nächst seinem eige-

nen Verdienst hatte er es diesen beiden Umständen zu verdanken, daß ihm im zweyten Feldzuge des dritten schlesischen Krieges (nemlich im April des Jahres 1757) das Commando der Oesterreichischen Armee, die damals unter dem Befehl des Fürsten Piccolomini in Mähren stand, anvertrauet wurde. Sein Probe- und zugleich sein Meisterstück war die Schlacht bey Collin. Und wenn gleich die allzugroße Vorsichtigkeit, mit welcher er nachher stets zu Werke ging, ihn gehindert hat, den Preußen noch mehr Abbruch zu thun, so würde er doch ohne sie seinem Vaterlande schwerlich so wichtige Dienste geleistet haben, als wirklich geschehen ist. Auch war er genöthiget behutsam zu gehen, weil er dem Hofkriegsrathe in Wien für seine Unternehmungen verantwortlich, und dessen Chef, der bey Molwitz geschlagene Feldmarschall Neipperg auf ihn eifersüchtig, folglich nichts weniger denn sein Freund war. Einen nicht minder wichtigen Dienst, als durch seine kriegerische Thaten, hat er der Oesterreichischen Monarchie durch die erste Verbesserung des Militärwesens, sonderlich der Infanterie, geleistet, die ganz sein Werk ist. Er war übrigens ein Mann, der auch außer den Kriegswissenschaften in allen Fächern der Staatsverfassung vorzügliche Kenntnisse hatte, und als wirklicher Geheimrer Rath von der verstorbenen Kaiserin in allem zu Rathe gezogen wurde. Wegen dieses großen Zutrauens der Kaiserin sagte man damals sprichwortsweise in Wien, daß man eher der Kaiserin ungestraft auf den Fuß treten, als den Feldmarschall Daun an den Armel fassen könne. Gleichwol hat er durch Mißbrauch seines Ansehens zu jenem Sprichworte nie Anlaß gegeben. Er war vielmehr ein Muster eines rechtschaffenen Mannes, der Niemand, selbst dem, der ihm mißfällig war, nicht schadete, und ein Verehrer der Religion, deren gottesdienstliche

in Vorschriften er, wo nicht aus Ueberzeugung, we-
 nigstens den damaligen Begriffen der Nation,
 die er commandirte, gemäß, nach Wolffs, sehr ge-
 nau beobachtete. Er versäumte z. B. nie, täg-
 lich eine Messe zu hören; wenn er in Wien war,
 nie, den Sonntags, Andachten zu Maria-Hilf
 zu bezuwohnen; noch, bey Anfang eines Feldzugs,
 wenn er von Wien zur Armee abging, in Maria-
 zell seine Devotion zu verrichten. Hiernächst war
 er unermüdet thätig, kannte kein ander Vergnü-
 gen, als die Arbeit, und erlaubte sich kaum zwey
 Stunden des Tages zur Erholung. Von seinem
 Character als Feldherr mag der Leser aus folgen-
 den Anekdoten urtheilen. In der Schlacht bey
 Collin, durch welche sich der Feldmarschall Daun
 den Namen eines Erretters des Vaterlandes er-
 gab, kam der Fürst Ulrich Kinsky, als Com-
 mandeur des damaligen Bottaischen Infanterie-
 Regiments, zum Feldmarschall gesprenkt, um an-
 zuzeigen, daß sein Regiment jetzt schon doppelte
 Munition verschossen habe, und keine mehr be-
 kommen könne, weshalb er anfragen müsse, was
 er jetzt thun solle. Er schien zu vermuthen, daß,
 in Betracht der zweymal verschossenen Munition,
 der Feldmarschall das Regiment aus der Linie
 und ein andres an dessen Stelle rücken lassen
 würde, (wenigstens sagte man es den Oesterrei-
 chischen Officieren damals ziemlich allgemein nach,
 daß sie, theils aus Mangel gehöriger Anführung,
 theils weil sie bis zu dieser Schlacht vor den
 Preussen immer hatten weichen müssen, gern je-
 den Anlaß ergriffen, wo sie sich nur einigermaßen
 aus dem Feuer ziehen konnten). Dem Feldmar-
 schall aber, der hohe Begriffe von Ehre und von
 Pflicht hatte, und der persönlich tapfer war, lag
 alles dran, den Geist, von welchem Er befehlet
 war, auch unter die Officiere, welche er com-
 mandirte, zu verbreiten, und es dünkte ihm sehr
 nöthig, zu dieser Absicht durch Befehl und Bey-

spiel gerade in dieser Schlacht zu wirken, weil es die erste war, in welcher er commandirte, und weil er wol wußte, wie viel auf den ersten Eindruck ankommt. Er sagte daher dem Fürsten Sinsky ganz kalt: wenn die Patronen erschossen sind, so rücken's halter den Berg hinunter und gehen's mit dem Bajonet auf den Feind los! Mit diesem Befehl kehrte der Fürst zurück, fand aber nicht mehr Gelegenheit ihn auszuführen, weil die Preußen schon anfangen sich zurückzuziehen. Als nach diesem Auftritt der Feldmarschall hinter der Fronte die Linie herauf ritt, begegnete ihm zwey Endalktern Officiere, die aus dem Feuer zurückgegangen waren. Er fragte sie, wo sie hin wollten, und ob sie nicht wüßten, wo der Feind wäre, und wo auch also sie seyn sollten? sie antworteten, sie gingen beide, um sich verbinden zu lassen. Da nun äußerlich keine Art von Verletzung an ihnen zu sehen war, so mußte in seiner Gegenwart ein Schwurguß sie visitiren. Bey dem einen fand sich ein Fleck, der mit Blut unterlaufen war, bey dem andern hingegen auch nicht eine Spur von Verwundung. Der Feldmarschall befahl ihnen also, an ihre Posten zurückzukehren. Die Officiere blieben dabey, sie hätten Contusionen und müßten verbunden werden. Nun ließ er ihnen die Degen abnehmen, und einen nach dem andern, von einem Regimentstambour, auf der Stelle niederschleßen. Er hätte Recht so zu verfahren, denn er selbst war in dieser Schlacht zwiefach, einmal am Halse und einmal unter den kurzen Ripben, verwundet worden, aber dem ohnerachtet immer zu Pferde geblieben, um seine Ordres überall auszuheifen zu können. Erst spät am Abend, nachdem die Preußen von der Wahlstatt schon weg waren, ließ er, weil sein eignes nicht bey der Hand war, das Schlaßzelt des Obristen Pellegriini (der Commandeur seines Regiments war) von

dem Mantstiere abpacken und sich darinnen verbinden. Bey dieser Beschäftigung traf ihn der damalige Preussische Lieutenant von Budrisky, der im Namen des Fürsten von Dessau mit der Bitte an ihn abgefertiget worden war, daß er die Preussischen Todten begraben lassen und für die Verwundeten auf dem Schlachtfelde Sorge tragen möchte, welches er auch, so gut als für seine eigene Leute, thun zu lassen versprach. Der Ueberfall bey Hochkirchen glückte bey weitem nicht so gut, als Daun den Plan dazu gemacht hatte. Es ist ausgemacht, daß die Oesterreicher mehr Volk dabey einbüßten als die Preußen, und der Erfolg bewies, daß diese letzteren, außer ihrer Bagage und einer großen Anzahl Canonen, nichts wesentliches verloren hatten. Indes würde von der ganzen Preussischen Infanterie vielleicht nicht Ein Mann entkommen seyn, wenn nicht der Prinz von Baden, der eine von den Colonnen der Oesterreicher führte, mit derselben um eine ganze Stunde später, als verabredet war, bey dem Lager der Preußen angekommen wäre. Der Feldmarschall Daun war äußerst aufgebracht, daß ihm dieser Streich nur zur Hälfte gelungen war. So bald sich die Preußen zurückgezogen hatten, ließ er seine Generalität auf der Wahlstatt zusammenkommen, und sagte ihnen: „Schauen's, meine Herren, mit welcher Ordnung sich der König von Preußen da zurückzieht. Der heutige Tag hat uns viel Leute gekostet und hat nichts entschieden, und hieran, fuhr er fort, (indem er sich gegen den Prinzen von Durlach wendete,) ist niemand denn Sie schuld, mein Prinz, weil Sie mit Ihrer Colonne so spät eingetroffen sind. Ich will just nicht sagen, daß Sie es mit Vorsatz gethan, allein eine Nachlässigkeit ist es, und zwar eine unverzeihliche. Nach meinem Urtheil haben Sie den Kopf verwirkt; den wird Ihnen die Kaiserin nun wol lassen, weil Sie so gar gnädig ist.

Allein bey meiner Armee können Sie weiter nicht bleiben und haben sich in 24 Stunden aus dem Lager weg zu begeben. „ Der Prinz, der Feldzeugmeister in Oesterreichischen Diensten war, ging hierauf noch desselben Abends nach Wien ab, und kam nicht wieder. Der Feldmarschall hatte den Prinzen in Verdacht, daß er, als ein Protestant, bey dieser Gelegenheit absichtlich so spät gekommen wäre, um, an seinem Theile, zu dem gänzlichen Untergange des Königs von Preußen nicht wesentlich mitzuwirken. In der Schlacht bey Torgau ward Daun bekanntermaßen an dem Fuß verwundet, und war bereits nach der Stadt gebracht, als Zieten und der König den Angriff, den er sich gar nicht mehr vermuthet hatte, siegreich wiederholten. So bald er hiervon in der Stadt Nachricht bekam, besorgte er, daß, weil ihn seine Blessur hinderte nach der Wahlstatt zurückzukehren, in Ermangelung seiner, und durch die Dunkelheit der Nacht, Verwirrung entstiehe, seine Armee von der Elbe abgeschnitten werden, und der König von Preußen die Scene bey Leuthen wiederholen würde. Er gab also den in Händen gehaltenen Sieg auf und befahl den Rückzug. Als er hierauf zu Heilung seiner Wunde nach Wien zurückkehrte, kam ihm die Kaiserin mit ihrer ganzen kaiserlichen Familie zwey Meilen weit entgegen, und brachte ihn, wenn er gleich nicht als Sieger kam, wie im Triumph mit sich nach der Stadt. So ausgezeichnet ehrte sie einen Mann, der ihr als General und als Minister mit gleichem Eifer und mit gleichen Kenntnissen diente. Auf seinem Sterbebette empfahl er der Kaiserin den General, jetzigen Feldmarschall, Laschy, eben so dringend und mit gleichem Erfolge, als er der Monarchin vom Feldmarschall Rhevenhüller empfohlen worden war. Nach seinem Ableben, (welches den 5ten Februar 1766 erfolgte,) übersandte die Kaiserin seinem

(Aa)

einigen hinterlassenen Söhne ein prächtiges Souvenir, welches auf einer Seite Ihr Bildniß, auf der andern Seite das Bildniß seines Vaters, unter diesem letztern aber den Plan von der Schlacht bey Collin und die Inschrift führte: protector patriae (der Beschützer des Vaterlandes). Dieses Andenken war mit den außerlesens-ten Brillianten eingefaßt, und ward auf hundert und achtzig tausend Gulden an Werth geschätzt. Hiernächst ernannte sie den jungen Grafen Daun, der damalig bey dem Blanquetischen Infanterieregiment noch Staats-Capitain war, zum Obristen, und conferirte ihm des Vaters Regiment. Er hatte indeß (wie auch sein Vater gar wohl wußte) wenig Mülage zum Soldaten, und ist früh, nemlich im 21sten Jahre seines Lebens, verstorben, und mit ihm der Stamm seines Hauses erloschen. Das hier gelieferte Bildniß des Feldmarschalls ist nach einem in Besiß seiner hinterlassenen Tochter, der vermählten Gräfin Palsy von Erdödy, befindlichen Originale, ausdrücklich für diesen Calender, von dem geschickten Portrairmahler, Herrn Nähmel in Wien, sehr schön copirt, und nach dem Zeugniß eines verdienstvollen Preussischen Staats-Officiers, der den Feldmarschall Daun lange Zeit persönlich und genau gekannt hat, (und dessen gütiger Mittheilung ich einen Theil der hier erzählten Anekdote verdanke,) ist es überaus ähnlich.

Ernst Gideon Reichsfrey- herr von Laudon

stammte aus einem edlen Geschlechte aus Tiefstand-
ber, und hat sich im kaiserlichen Dienst bloß
durch sein persönliches Verdienst zu der Würde
eines Feldmarschalls, die er jetzt bekleidet, empor-
geschwungen. Er war anfänglich bey dem be-



Ernst Gideon Reichsfreyherr
v. Laudohn
Kön. Kays. Generalfeldmarschall

Rahmel pinx 1777

E. Hanne sc.

kannten Panduren: Obristen Trent Adjutant, und bekam, als diesem der Proceß gemacht wurde, seine Entlassung. Als die Croaten mehr nach Art regulärer Truppen disciplinirt wurden, ward er, durch Vermittlung des Fürsten Lichtenstein, der ihn als einen vortreflichen Kopf kennen gelernt, und deshalb in Schutz genommen hatte, bey einem Croaten: Regiment zum Capitain ernannt. Damit seinem Avancement nichts im Wege seyn möchte, so bekannte er sich zur römisch-catholischen Religion, und that sich im siebenjährigen Kriege überall, wo er Gelegenheit dazu fand, ganz ausnehmend hervor. Das erste, wodurch er Aufsehen erregte, war die Art, wie er bey Aufhebung der Belagerung vor Prag die Arriergarde der Preußen verfolgte. In der Folge war sein vornehmster Coup der Sieg bey Kunersdorf, den allein Er durch seine Attaque mit der Cavallerie erfocht. Eine kurze Uebersicht seiner Thaten und seiner Verdienste um Oesterreich hat Herr von Archenholz in der vorstehenden Geschichte des siebenjährigen Krieges (Seite 238 und 239) so schön und so blündig geliefert, daß ich den Leser darauf zurückweisen muß. Eine Biographie dieses berühmten Kriegers erwartet man hier wol nicht. Wer möchte sie von einem noch lebenden Manne entwerfen! Also nur ein paar Züge zu derselben, die in den Preussischen Landen einheimisch, aber nichts weniger denn allgermein bekannt sind, und die der künftige Biograph gewiß mit Begehrn aufnehmen wird. Bey der Zusammenkunft Friedrichs des Großen mit dem Kaiser befand sich im Gefolge des letzteren auch Laudon. Der König distinguirte ihn sehr. Eines Tages, als zur Tafel geblasen wurde und die hohe Gesellschaft im Speisesaal versammelt war, fehlte es noch an Laudon. Der Kaiser, der es, als man sich eben zu Tische setzen wollte, bemerkte, sagte: Nun! und Laudon ist noch nicht da?

Der König antwortete mit Lächeln: „Das wundert mich! Sonst pflegte er oft früher an Ort und Stelle zu seyn, als ich! Indem trat Laudon zur Thür herein. Kommen Sie, Herr von Laudon, rief ihm der König entgegen, kommen Sie und setzen sich hier neben mir, ich habe Sie lieber bey mir, als gegen mir über!“, Feiner und edler konnte es dem Feldmarschall von Laudon vor solch einer Gesellschaft wol nicht gesagt werden, daß der größte Held seiner Zeit an ihm einen würdigen, braven Gegner gefunden habe! Auf eine nicht minder edle Art äußerte der König auch in der Folge, wie sehr er Laudon schätze. Als er einst in Berlin (es war ohngefähr 6 Jahre vor seinem Ableben) während der Tafel mit vieler Distinction von Laudon sprach, bemerkte jemand von der Tischgesellschaft, daß noch jetzt ein Better dieses großen Mannes, der Obristlieutenant von Caspari, außer Diensten in Berlin vorhanden sey. Und wovon lebt er? fragte der König, mit anscheinender Gleichgültigkeit. Von seinem wahrscheinlich nur geringen Erbtheil, wurde erwidert, denn er lebt sehr eingezogen. Der König schwieg und es ward von hundert andern Sachen gesprochen. Am dritten Tage darauf ward dem Obristlieutenant von Caspari von dem königlichen General-Directorio bekannt gemacht: daß, da Se. Majestät in Erfahrung gebracht, wie der Obristlieutenant von Caspari, ein Better des Feldmarschall Laudon, sich hiev außer Diensten aufhielte, Se. Majestät Dero General-Directorio aufgetragen hätten, von Ihm zu vernehmen, ob und auf welche Art er in des Königs Landen versorgt zu seyn wünsche? Herr von Caspari dankte dem Könige für dieses gnädige Anerbieten mit dem Zusatz, daß in seinem Verhältnisse Ruhe sein vornehmstes Bedürfnis und zu Befriedigung aller übrigen sein Einkommen hinlänglich sey. Wenn ein Kenner ächten Verdien-

tes, wie Friedrich der Große, Latdon persönlich ehret, und, unaufgefordert, auf die edelste Weise, ihm, auch in seinen Verwandten noch, sein Wohlwollen zu erkennen zu geben bemüht ist; so kann ein solcher Mann wol sicher erwarten, daß die Nachwelt seinem Namen alle gebührende Gerechtigkeit werde widerfahren lassen. Sein hier geliefertes Bildniß ist nach einem Originale gestochen, welches Herr Rähmel in Wien nach der Natur gemahlt hat. Der große Mann ist nemlich gütig genug gewesen, dem Mähler zu sitzen, so bald er den Behuf, zu welchem dieses Bildniß angewandt werden sollte, erfahren hat; und dafür danke ich Ihm hier im Namen des Publicums, daß durch dieses Geschenk verpflichtet worden ist, auf das allerehrerbietigste.

Daß ich diesen historischen Kalender jetzt mit der Zeitrechnung für das bevorstehende Jahr 1789 herausgebe, wird hoffentlich von den zahlreichen Gönnern und Liebhabern dieses Kalenders keiner tadeln, nachdem sich durch unvermeidliche Hindernisse und durch unvohergesehene Unfälle die Vollendung desselben nun über die Hälfte des laufenden Jahres hinaus verzögert hatte. Darmit aber auch von den wenigen einzelnen Interessenten, die im Zutrauen auf meine Ankündigung: „daß er noch für das Jahr 1788 erscheinen werde“ sich keinen Taschencalender angeschafft haben möchten, niemand Ursach finde zu klagen, daß es ihm nun für den noch kurzen Rest des Jahres daran fehle; so liefere ich jedem Käufer diese Zeitrechnung hier zugleich besonders geheftet und unentgeltlich nach. Zwar vermehrt diese Veranstaltung den Verlust, den mir die verzögerte Erscheinung des Kalenders selbst verursacht, um ein beträchtliches, indessen übernehme ich diese Vermehrung der Kosten gern einmal, weil ich

dadurch dem Publicum halte, was ich ihm versprochen habe, und zweitens, weil diese Veranstaltung zugleich das einzige Mittel ist, den historischen Calendar künftig zu rechter Zeit erscheinen zu lassen, in so fern ich nun bis zur Herausgabe des nächsten ein volles Jahr Zeit vor mir und doch schon beträchtliche Anstalten zu demselben getroffen habe. Er wird für das Jahr 1790 auf Veranlassung der neuesten Revolution in Holland, nächst einer vollständigen Geschichte derselben zugleich eine Uebersicht der vornehmsten Begebenheiten und der Verfassung dieser Republik enthalten.

Herr Nath Cuhn, Bibliothecar in Cassel, hat die Bearbeitung desselben übernommen, und wird in der Art der Ausführung die durch verschiedene Aufsätze in der Berliner Monatschrift von sich erregte Erwartung rechtfertigen: daß Er zu den wenigen vorzüglichen Geschichtschreibern der Deutschen gezählt zu werden verdiene. Hierzu ist er, nächst seinem eigenthümlichen Talente, bey dieser Ausarbeitung durch eine Menge der besten Hilfsmittel ganz besonders in Stand gesetzt, und die bereits in den Händen der Künstler befindlichen in Kupfer gestochenen Verzierungen dieses neuen Calenders sind zweckmäßig, mannigfaltig, interessant, und werden schön gearbeitet.

Von denen Gelehrten, die mir über die Einrichtung meines historischen Calenders ihren speciellen Beifall bezeugt und mich dabey zu unterstützen versprochen haben, nenne ich hier mit besonderem Vergnügen auch Herrn Geheimen Rath Forster, jetzt Bibliothecar in Mannz, und füge hinzu, daß er ein paar Jahraänge dieses Calenders nach meinem Wunsche auszuarbeiten übernommen hat, auch bereits beschäftigt ist, die Materialien zu denselben zusammen zu bringen.

Der Preis dieses historischen Calenders, der 25 bis 30 Bogen gedruckten Textes enthält, und mit einem Reichthum nützlicher und angenehmer Kupferstiche nach den besten Meistern geziert erscheint, ist auf Einen Thaler Conventionsgeld gesetzt. Hiervon werden den Distributeurs sechzehn pro Cent Rabatt zugestanden. Wenn dieses für seine Mühwaltung zu wenig dünkt, von dem wünsche ich, daß er den Verkauf lieber nicht übernehme, als daß er, durch eigenmächtige Erhöhung des Preises, das Publicum vortheile und den Absatz des Calenders gestifentlich hemme.

Vorschläge zur Verbesserung und Beförderung dieses historischen Calenders werde ich dankbar benutzen, denn ich wünsche nichts mehr als den Beifall des Publicums fortdauernd zu verdienen, und der Vortheil desselben liegt mir sicherlich so sehr als mein eigener am Herzen. Berlin, im Julius 1788.

Carl Spener.

Handwritten text, possibly a signature or stamp, partially obscured by a horizontal line above it.

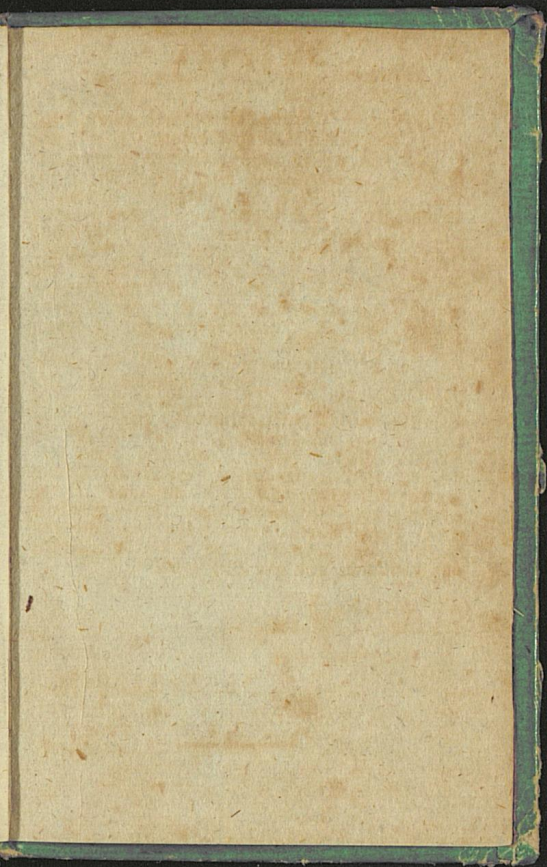
Anzeige.

Die Englische Zeitung, die ich herausgebe, betitelt: The British Mercury, wovon jetzt 3 Bände heraus sind, wird ununterbrochen wöchentlich und eben so regelmäßig wie bisher fortgesetzt. Der Inhalt besteht aus folgenden Rubriken: Neuigkeiten des brittischen Reichs. Staatsschriften. Parlamentsnachrichten. Historische, politische und satyrische Bemerkungen. Litterarische Artikel. Tribunalnachrichten. Anekdoten, die neuesten Vorfälle betreffend, in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche und den Geist der Nation. Künste. Poesien. Theaterneuigkeiten. Sonderbare Anzeigen. Neue Bücher.

Das Englische Lyceum wird auch alle Monat fortgesetzt. Es enthält höchst mannigfaltige Artikel, als: Historische, geographische und philosophische Aufsätze; Erzählungen; Poesien; Satiren; Briefe und Dialogen, so daß die Sprache der Britten hier in allen ihren Formen erscheint, wodurch die Lesende: Disertanten Sprachübung und angenehmen Unterricht, die Anfänger in der Sprache aber ein zweckmäßiges Lehrbuch erhalten. Beide Werke, ersteres den Jahrgang für 8 Rthlr. und letzteres für 6 Rthlr. verschaffen alle Postämter und alle Buchhändler.

Hamburg,
den 2ten Januar 1788.

v. Archenholz.



Am

